

Erica

Fischer



Aimée & Jaguar

Eine Liebesgeschichte, Berlin 1943

Kiepenheuer & Witsch



Erica Fischer begegnet in Berlin der 80jährigen Lilly Wust. Von ihr läßt sie sich die Geschichte ihrer Liebe zur 21jährigen Jüdin Felice Schragenheim erzählen, die mitten im Krieg begann und nur kurze Zeit bis zu Felices Deportation nach Theresienstadt und Groß-Rosen währte. Zurück blieben Gedichte, Briefe, Tagebücher, Photographien. Erica Fischer hat viele Spuren aufgenommen und mit ihrer Erzählung ein großartiges Zeugnis einer außergewöhnlichen Liebe in extremer Zeit geschaffen.

ISBN 601-02335-3

Berlin 1942. Lilly Wust, 29, Hausfrau und Mutter von vier Söhnen, der Ehemann Soldat, führt das Leben von Millionen deutscher Frauen. Hausarbeit, Kindererziehung und ab und zu ein Liebhaber sind ihre Welt. Die Verfolgung der Juden und der politisch Andersdenkenden scheint sie nicht wahrzunehmen. Da lernt Lilly Wust die 21jährige Felice Schragenheim kennen. Es ist Liebe – fast – auf den ersten Blick. Für Lilly öffnen sich Abgründe und der Himmel zugleich. Im Frühjahr 1943 zieht Felice bei Lilly ein. »Aimée & Jaguar«, wie sie einander fortan nennen, schmieden Zukunftspläne, schreiben sich Gedichte und Liebesbriefe, schließen einen Ehevertrag, als ob das Chaos um sie herum nichts mit ihnen zu tun hätte. Als Jaguar-Felice ihrer Geliebten gesteht, daß sie Jüdin ist und als »U-Boot« in Berlin untergetaucht lebt, bindet dieses gefährliche Geheimnis die beiden Frauen noch enger aneinander. Lilly läßt sich scheiden.

Doch ihr Glück währt nur etwas mehr als ein Jahr. Am 21. August 1944 kehren Aimée & Jaguar von einem Badeausflug heim – und werden von der Gestapo erwartet. Felice flüchtet, wird aber von einem Hausbewohner verraten. Sie tritt den Leidensweg unzähliger jüdischer Deutscher an. Lilly ist verzweifelt, versucht sogar, ihr ins KZ Theresienstadt zu folgen. Die letzten Zeilen von Felice erhält Lilly Anfang 1945 aus dem KZ Groß-Rosen: »Ich danke Dir tausendmal für alles, und denke immer an mich. Die Sachen kann ich so gut gebrauchen, weil ich doch immer draußen bin, und hier ist schon 15 Grad Kälte. Man kann ja so viel, man glaubt es gar nicht, auch ohne Teddymantel und langer Hose. Ich liebe Dich sehr. Dir, den Eltern und den Jungs alles Liebe. Küsse, Küsse, Küsse vom Jaguar.«

Erica Fischer nahm die Spuren auf, sprach mit den Menschen, die Felice und Lilly kannten, verbrachte in Berlin unzählige Stunden im Gespräch mit der heute 80jährigen Lilly, ließ sie sich erinnern, nachdenken, in alten Dokumenten kramen, trauern. Das Berichtete wird in Erica Fischers Erzählung zu einem großartigen Zeugnis einer außergewöhnlichen Liebe in extremer Zeit.



Erica Fischer, geboren 1943 in der englischen Emigration der Eltern, 1948 Rückkehr nach Österreich, Studium am DolmetschInstitut der Universität Wien, Feministin »der ersten Stunde« in Wien, seit Mitte der 70er Jahre publizistisch tätig, lebt seit 1988 als freie Journalistin, Schriftstellerin und Übersetzerin in Köln.

Veröffentlichungen:

*Gewalt gegen Frauen* (mit B. Lehmann und K. Stoffl), 1977. *Jenseits der Träume*, Frauen um 40, 1983. *mannhaft*, Vernehmungen einer Feministin zum großen Unterschied, KiWi 148, 1987. *Ohne uns ist kein Staat zu machen*, DDR-Frauen nach der Wende (mit Petra Lux), KiWi 225, 1990.

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden  
einige Namen von der Autorin geändert.

© 1994 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner  
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder  
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt  
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Nina Rothfos, Hamburg  
unter Verwendung von zwei Fotografien (Umschlag Vorder- und  
Rückseite), die Lilly Wust (Aimée) und Felice Schragenheim (Jaguar)  
am 21. August 1944 mit Selbstauslöser aufgenommen haben.

Die Fotos und Dokumente stellte freundlicherweise Lilly Wust  
zum Abdruck zur Verfügung.  
Fotos S. 324, 339, 340, 341 und Reproduktionen aller Abbildungen:

Christel Becker-Rau, Köln  
Satz und Reproarbeiten: Kalle Giese Grafik, Overath  
Druck und Bindearbeiten: Mohndruck, Gütersloh  
ISBN 3-462-02335-7

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

FÜR FELICE

## **Ich danke**

Ingrid Lottenburger, Margot Scherl, Sonja Wohlarz und Inge Keller,  
die mir ihre Wohnungen in Berlin zur Verfügung gestellt haben;

Gerd W. Ehrlich, der mir sein unveröffentlichtes Manuskript überlas-  
sen hat;

Annette Leo, die mir Material über Gross-Rosen besorgt hat;

Susanne Pollak, die meine Arbeit von Anfang an mit grosser Anteil-  
nahme verfolgt hat;

Christel Becker-Rau, die wunderschöne Fotos von Lilly gemacht hat;

Robert S. Mackay, der als Lillys Agent und Freund den Kontakt zu  
Kiepenheuer & Witsch hergestellt hat;

der Stiftung «Omina-Freundeshilfe» für ihre finanzielle Unterstüt-  
zung;

dem Kultusministerium NRW für ein Arbeitsstipendium;

Mieczysław Mołdawa, der mir sein Buch über Gross-Rosen geschickt  
und mir wichtige Hinweise gegeben hat;

Stella Leibler, die mir einen Bericht über Peterswaldau geschrieben  
hat;

meiner Mutter Irena Fischer, die Stella Leiblers Briefe und Auszüge  
aus Mieczyslaw Motdawas Buch für mich aus dem Polnischen  
übersetzt hat;

den Wiener Frauen, deren Zuspruch und Wärme bei meiner ersten  
Probelesung aus dem unvollendeten Manuskript mich ermuntert  
hat;

Erwin Buchwieser, Gerd W. Ehrlich, Siegfried Gehrke, Lola Sturmo-  
va, Inge Wolf und Dörthe Zivier ebenso wie Lillys Söhnen Alb-  
recht, Bernd und Eberhard Wust, die sich meinen Fragen stellten;

meiner Lektorin Erika Stegmann, die immer an das Gelingen des Buchs geglaubt und mich – nicht zum ersten Mal – mit liebevoller Strenge durch den Entstehungsprozess begleitet hat;

und schliesslich der Hauptperson Lilly Wust, die sich in endlosen und manchmal quälenden Gesprächen Erinnerungen aus der Vergangenheit hat entreissen lassen und das Vertrauen in mich nie verloren hat, auch dann nicht, wenn ich bisweilen ungeduldig und unbeherrscht war. Sie ist im Laufe unserer Zusammenarbeit zu meiner Freundin geworden.

## **Die wichtigsten Personen der Handlung:**

Elisabeth Wust, genannt Lilly und Aimée

Felice Schragenheim, genannt Lice, Fice, Putz und Jaguar Albrecht,  
Bernd, Eberhard und Reinhard Wust, Lillys Söhne Inge Wolf,  
Buchhändlerin und Lillys Pflichtjahrmädchen Günther Wust,  
Lillys Ehemann

Günther und Margarethe Kappler, Lillys Eltern

Erwin Buchwieser, Albrechts Vater

Käthe Herrmann, Lillys beste Freundin

Dr. Albert und Erna Schragenheim, Felices Eltern

Irene Schragenheim, Felices Schwester

Käte Schragenheim, geb. Hammerschlag, Felices Stiefmutter Hulda  
Karewski, Felices Grossmutter

Dr. Walter Karewski (Karsten), Felices Onkel in Amerika Felices  
Freundinnen: Elenai Pollak, Nora, Ilse Ploog, Christine Friedrichs,  
Margarethe Selbach, genannt Mutti, und Olga Selbach, genannt  
Fif, Muttis Tochter und Felices Schulfreundin

Hilli Frenkel, Felices liebste Schulfreundin

Georg Zivier, genannt Gregor, Schriftsteller und einer von Felices  
Freunden

Dörthe Zivier, Gregor Ziviers Frau

Gerd W. Ehrlich, ein Bekannter von Felice und Mitglied einer jüdi-  
schen Untergrundgruppe

Fritz Sternberg, einer von Felices Freunden

Lola Sturmova, Lillys ausgebombte Untermieterin

Lucie Friedlaender, Dr. Rose Ollendorf, genannt Petel, Katja Laser-  
stein – Lillys «drei Hexen»

Willi Beimling, Lillys zweiter Ehemann

Liesl Reichler, Günther Wusts Verlobte



Gestern überreichte Innensenator [Lummer](#) das vom Bundespräsidenten verliehene Bundesverdienstkreuz am Bande an Elisabeth Wust (68) aus Lichterfelde. Elisabeth Wust hatte in den Jahren von 1942 bis 1945 vier Jüdinnen in ihrer Schmargendorfer Wohnung versteckt und versorgt. Eine der Frauen wurde 1944 von der Gestapo aufgespürt und kam im KZ Auschwitz ums Leben. Drei der Frauen überlebten das Nazi-Regime. Es ist das 21. Verdienstkreuz für «Unbesungene Helden» in Berlin. So werden Personen bezeichnet, die Verfolgten während der Nazizeit Hilfe geleistet haben.

*Der Tagesspiegel, 22. September 1981*

Die breite mit einem rostroten Läufer bespannte Holztreppe knarrt, als Inge Wolf, zwei Stufen auf einmal nehmend, in den vierten Stock des Hauses Friedrichshaller Strasse 23 hochsteigt. Auf jeder Etage sind zwei Wohnungen. Die bunten bleiverglasten Fenster an den Treppenabsätzen gehen hinaus auf den begrünten Hinterhof und das ans Vorderhaus anschliessende Gartenhaus, eine schlichtere, niedrigere Ausgabe des Vorderhauses für die weniger Begüterten. Von Stock zu Stock weitet sich der Blick auf Schmargendorfer Dächer und herbstlich getönte Linden.

Es ist der erste Oktober, und Inge Wolf muss sich beeilen, eine geeignete Stelle zu finden. Wenn sie nicht bald ihr haus wirtschaftliches Pflichtjahr antritt, wird man sie zum Reichsarbeitsdienst einziehen. Die Friedrichshaller Strasse ist an diesem Donnerstagsvormittag schon ihr zweiter Versuch.

Bei «Wust» öffnet eine schlanke Rothhaarige mit randloser Brille.  
«Guten Tag.»

Inge Wolf atmet auf. Nach vier Hausfrauen in Kittelschürzen, die sie mit «Heil Hitler» empfangen haben und «Ach, ist das schön, dass Sie kommen!», hat sie auf ein schlichtes «Guten Tag» schon gar nicht mehr zu hoffen gewagt. Die Anhäufung von Nazissen kommt wahrscheinlich daher, dass Inge mit ihren 21 Jahren das Pflichtjahr in einer Familie mit mindestens vier Kindern ableisten muss. Wäre sie erst sechzehn, würde auch ein Einzelkind genügen. Schlimm genug, dass eine wie sie, die wahrlich mehr im Kopf hat als Kochen und Putzen, sich in den Dienst anderer Leute stellen muss, aber Nazipack muss es

nun wirklich nicht sein. Wenn eine schon in ihrer eigenen Wohnung den Führer anruft, ist leicht auszudenken, was alles noch kommen kann.

«Ach, wissen Sie, ich hab so viel Auswahl, ich muss mich erst umgucken», sagte sie jeweils hastig und suchte das Weite.

Ist es die spindeldürre Person mit den abstehenden Ohren und dem struppigem Kurzhaarschnitt, die mit ihren prüfenden schwarzen Augen Elisabeth Wust veranlasst, «Guten Tag» zu sagen, oder ist es der erste unüberhörbare Zweifel an den Überzeugungen ihres Gatten? Seit einiger Zeit ist Elisabeth Wust unzufrieden, ohne genau zu wissen warum. Äusseren Grund zur Klage hat sie nicht, ihre Söhne gedeihen prächtig, sollen eines Tags auf die Napola<sup>1</sup> gehen. Am 12. August ist sie Trägerin des Mutterkreuzes in Bronze geworden, ihr vierter Sohn wurde vor einem Jahr geboren. Günther Wust ist in Bernau bei Berlin Soldat, gottlob weitab von der Front. Im zivilen Leben ist er Beamter bei der Deutschen Bank, kurz vor der Prokura, ein fescher Kerl, eher klein, aber schlank, dunkelhaarig, immer auf gute Formen bedacht, der Typ von Mann, den sich jedes Mädchen erträumt. Als Elisabeth Wust ihn in einem Heim der Deutschen Bank 1932 kennenlernte, hat sie ihrem früheren Verlobten gleich den Laufpass gegeben.

Inge Wolf steckt den Stapel weisser Karteikarten mit den Adressen vom Arbeitsamt mit einem Seufzer der Erleichterung in die Jackentasche und beschliesst, die Sucherei zu beenden. Am säuberlich geschrubhten Küchentisch erledigen die beiden Frauen die Formalitäten. Arbeitszeit ist von acht bis fünf.

«Ich zeig Ihnen mal die Wohnung.»

Die geräumige Vierzimmerwohnung mit den stuckverzierten Zimmerdecken hat einen grösseren Balkon auf die schattige Friedrichshaller Strasse und einen kleineren in der Küche mit Blick auf das Dach des Gartenhauses. Kaum hat sie das Wohnzimmer mit den weit geöffneten Flügeltüren betreten, erkennt Inge Wolf ihren fatalen Irr-

1 Populäre Bezeichnung für Nationalpolitische Erziehungsanstalt, staatliche Eliteschule.

tum. Blankgeputzt und aus Bronze: das Relief des Führers! Was tun? Im Grunde genommen wär es jetzt an der Zeit, ihr Sätzlein aufzusagen und zu flüchten. Doch die Papiere liegen ausgefüllt auf dem Küchentisch, ein Rückzug könnte Misstrauen erwecken. Eine Denunziation hätte ihr gerade noch gefehlt. Mist! Auch macht sich angesichts dieser neuerlichen Enttäuschung in Inge eine traurige Mattigkeit breit. Wer weiss, wie oft sie noch durch Berlin wird fahren müssen, ehe sie eine Familie findet, die der braunen Brut widerstanden hat. Gibt es das überhaupt noch nach bald einem Jahrzehnt Hitlerdiktatur?

Sie beschliesst, in den sauren Apfel zu beißen.

«Eins muss ich Ihnen aber gleich sagen», sucht Inge nach einer letzten Möglichkeit, ihre Entscheidung zurückzunehmen, «im Haushalt bin ich eine absolute Niete.» Schliesslich soll das 1938 eingeführte land- und hauswirtschaftliche Pflichtjahr für alle ledigen Frauen unter 25 «die Freude am hauswirtschaftlichen und sozialen Beruf erwecken», wie es erst kürzlich in der Zeitung stand. Diesen Dienst wird Inge der Reichsfrauenführerin bestimmt nicht erweisen.

Doch die Wust ist angesichts der immer rarer werdenden Haushaltshilfen nicht abzuschrecken. «Ach Kindchen, haben Sie eine Ahnung, welche Niete ich erst bin. Gemeinsam werden wir es schon schaffen», glückt sie mit einem tiefen kehligen Lachen und schiebt Inge zur Tür hinaus.

«Bis Montag.»

## Lilly

Es tut mir leid, wir haben nie ein Hitlerbild gehabt. Das hat Inge bestimmt erfunden. Sie hat mich eben als Nazi eingeordnet. Sicher, wir waren eine treudeutsche Familie, logisch. Geb ich ja zu. Mein Haushalt war ausgerichtet wie bei Millionen Deutschen, geb ich zu. Ich habe nie Hitler gewählt, aber ich war mit einem Nazi verheiratet. Mein Mann war ein Nazi, kein Parteigenosse, aber ein guter Deutscher und Nazi, das war er. So hat Inge mich kennengelernt. Er war ein richtiger Preusse, obwohl er eigentlich

Sorbe war. Wir haben, glaube ich, *Mein Kampf* gehabt, ja das haben wir. Und wir haben den *Völkischen Beobachter* gehabt. Ich rede nicht gern darüber. Ich gebe ungern zu, dass mein Mann ein Nazi war und ein bisschen Antisemit, das lag in der Familie, der übliche Antisemitismus ohne viel Nachdenken. Meine Eltern haben immer gestichelte, mein Vater hat mich beschimpft, dass ich einen Nazi geheiratet hab. Und auch mein Bruder war überhaupt nicht damit einverstanden, solange er noch in Deutschland war. Doch dann hat er sich nicht weiter um mich gekümmert. Aber ich hätte mir ohnedies nicht dreinreden lassen. Ich hab damals gemacht, was ich wollte. Und ich wollte es unbedingt durchsetzen. Ich war dumm und dämlich, aber vor allen Dingen wollte ich aus dem Haus. Über was andres hab ich überhaupt nicht nachgedacht. Er war ein hübscher Kerl, er war überall gern gelitten, er hatte Aussicht, was zu werden. Ich hab doch den Günther geheiratet, nicht den Nazi! Und ich hab ohne meine Eltern geheiratet. Nicht einmal meine Schwiegereltern waren bei der Hochzeit, denen war ich zu jung und zu lebhaft. Meine ganze Lebensart passte ihnen nicht. Mein Vater war zu meiner Hochzeit im Riesengebirge. Wir haben ihn ja gezwungen, die schriftliche Erlaubnis zu geben, weil ich noch nicht 21 war. Mein Vater war so furchtbar rechthaberisch. Ich hab ihn erst wieder gesehen, als Bernd geboren wurde. Durch das Enkelkind hat sich die Feindschaft aufgelöst. Und dann wurde ich eine kleine Hausfrau und bekam Kinder. Ich bin im Grunde genommen darauf dressiert worden, eine Familie zu haben, einen Haushalt zu führen und nu hat sich's. So hab ich die nächsten Jahre auch gelebt. Kinderkriegen, Windeln, Haushalt, Mann besorgen. Ich hab mich immer über meinen Mann geärgert, später dann erst recht. Wenigstens am Sonntag hätte er mich entlasten können, nein, es musste immer alles pünktlich auf dem Tisch stehen. Oder er hätte mal mit den Kindern spazieren gehen können. Mit kleinen Kindern konnte er nichts anfangen. Auf seine Söhne war er zwar ungeheuer stolz, aber mir die Kinder einmal abnehmen, das kam ja gar nie in Frage. Es gab Tausende solcher Haushalte, die sich um nichts gekümmert haben als um ihre Nachkommenschaft. Wir Frauen haben uns gegenseitig Rezepte zugesteckt, das war für uns

viel wichtiger als alles andere. Napola? Nee, da muss ich aber lachen. Da hätte mein Mann doch in der Partei sein müssen, nicht? Da kamen doch nur die Kinder von ganz strengen Parteigenossen rein. Nie, so ein Nazi war er wirklich nicht. Wie viele eben, wie Tausende. Deutschland sollte wieder was werden, so war es doch. Wieviele sind mitgelaufen und sind sogar Parteigenossen geworden, weil sie geglaubt haben, dass der Hitler was draus macht. Was nachher daraus wurde ... Aber zuerst haben die Menschen sich das wirklich nicht so vorgestellt. Napola – seit zig Jahren höre ich das Wort zum ersten Mal wieder. Meine Güte, das ist bestimmt über 50 Jahre her! Nein, um Gottes willen, ein braver Bankbeamter war er, wäre seinen Weg gegangen. Die Kinder wären vielleicht auch in die Deutsche Bank gekommen oder sie hätten studiert. Der Weg warja sozusagen vorgeschrieben. Er war eben ein guter Deutscher.

Am 5. Oktober 1942 spricht Reichsmarschall Hermann Göring in seiner Rede zum Erntedanktag vom «grossen Rassenkrieg»: «Ob hier der Germane oder der Arier steht oder ob der Jude die Welt beherrscht, darum geht es letzten Endes, und darum kämpfen wir draussen.» Die Rede wird in den Zeitungen in voller Länge abgedruckt. Am selben Tag ergeht von Reichsführer-SS Heinrich Himmler die Order, alle Juden aus den Konzentrationslagern im Deutschen Reich nach Auschwitz zu deportieren.

Derweil beginnt Inge Wolf sich im Hause Wust einzuleben. Widerwillig muss sie lernen, den wachsenden Stapel des *Völkischen Beobachter* im Herrenzimmer so auszurichten, dass der gefaltete Mittelbug genau an der Kante des kleinen Glasschränkchens zu liegen kommt, doch die niedlichen Kinder sind ihr schon nach wenigen Tagen ans Herz gewachsen. In schöner Regelmässigkeit hat die neunundzwanzigjährige Wust alle zwei Jahre ein Kind geboren: Bernd ist sieben, Eberhard fünf, Reinhard drei und Albrecht ein Jahr alt.

Inges erste Aufgabe am Morgen ist es, Albrecht, den seine beiden Brüder mit randvoller Hose vom Kinderbunker heimbringen, von seiner stinkenden Last zu befreien. Ansonsten ist sie eher für die beiden

mittleren Wust-Sprösslinge zuständig. Eberhard läuft der Tante Inge jeden Tag mit seinem Honigkuchenpferdgrinsen entgegen und legt dabei eine entzückende Reihe von Karies befallener Zahnstummel frei. Reinhard, der mit hellwachen ernsten Augen die Welt begutachtet, liegt ihr andauernd in den Ohren, ihn mit ins Kino zu nehmen, wo er dann glücklich und mucksmäuschenstill auf ihrem Schoss sitzt. Bernd, der hochgeschossene Älteste, nimmt wenig Kenntnis von Inge und verbringt seine Nachmittage lieber auf der Strasse beim Kriegsspielen.

Ihre Kinder versteht die Wust mit grossem Geschick so zu organisieren, dass ihr genügend Zeit bleibt, ihrem für eine Nazisse bemerkenswerten Freizeitvergnügen nachzugehen. Mit entwaffnender Vertrauensseligkeit beteiligt sie ihr Pflichtjahrmädchen an den Vorkehrungen für ihre Herrenbesuche, so dass zwischen den beiden Frauen fast schon so etwas wie Komplizenschaft entsteht, gleichwohl Inge Wolf weder für die politischen noch für die sexuellen Vorlieben ihrer Arbeitgeberin Verständnis aufbringen kann und will. Arbeitskollegen von Günther Wust sind sie, die da nachmittags ihre Aufwartung machen, Herren mit guten Manieren, gepflegtem Äusseren, von stattlicher Erscheinung. «Sie ist die grosse Geliebte für kleine Beamten», spöttelt Inge daheim und rächt sich so für die Schmach, Hitlers Bronzenase abstauben zu müssen. Wenn Herrenbesuch angesagt ist, richtet die Wust ihr Nachthemd mit der blassgrünen Spitze am Ausschnitt her, und Inge muss das Bett frisch beziehen. Danach geht es ab mit den Kindern in den Zoo. Besonders wenn sie einen gewissen Patenheimer erwartet, wird die Wust von einer geröteten Aufgeregtheit erfasst. Bankbeamter und Alter Kämpfer ist er, mit einem Schatten auf der Lunge und deshalb von der Wehrmacht freigestellt. Dann rennt die Wust wie ein Backfisch durch die Wohnung, steckt sich in einem fort das Haar hoch, scheint andauernd etwas zu suchen, rückt Gegenstände zurecht. Mit Alten Kämpfern kann sie am besten, sagt sie.

Das waren Männer aus unserem Bekanntenkreis, im Alter meines Mannes. Sie waren auf Urlaub oder auf irgendwelchen Posten in Berlin. Es musste ja auch Männer geben, die die Betriebe aufrechterhielten. An Männermangel hab ich nie gelitten. Aber die meisten, naja, die konnten mehr oder weniger nicht, das war eine traurige Sache. Wenn ich es mir überlege, war Günther immer noch der Beste von allen. Ich kann mir das nur so erklären, dass ich gar keinen Anteil daran hatte. Orgasmus, wie man heute sagt, habe ich überhaupt nicht gekannt. Aber sie wollten mich, und ich hab nicht nein gesagt. Natürlich schmeichelt es einer jungen Frau, wenn die Männer hinter ihr her sind. Wenn die Männer eingezogen sind, dann lockern sich die Sitten. Niemand wusste, was morgen sein würde, also haben wir das Leben eben genossen so gut es ging. So haben's die Männer auch gemacht. Mein Mann hatte ja auch die Liesl.

Gern gehabt habe ich ihn schon, den Günther, sonst hätte ich ihn doch nicht geheiratet, ist doch Unsinn. Aber ich war viel zu jung und viel zu dämlich damals. Ich bin erst aufgewacht, als ich 26 Jahre alt war. Da hatte ich schon drei Kinder. Plötzlich wollte ich kein Hausmütterchen mehr sein. Ich wollte nicht nur gebändigte Mutternatur sein. Da gab's die ersten Unstimmigkeiten zwischen meinem Mann und mir. Da fing ich an, erwachsen zu werden und mich zu wehren. Er ging gerne mal alleine ein Bier trinken. Ich wollte zwar nie in die Kneipen mitgehen, aber ich wollte auch nicht bloss Kinder hüten, Himmelherrgottnochmal. Ich wollte ins Theater gehen, irgend etwas Nettes mit ihm gemeinsam unternehmen. Da wurde mir plötzlich klar: Wohin gehst du jetzt? Und da fing ich an, mich von meinem Mann zu entfremden. Wenn man's genau nimmt, hat das mit dem Krieg begonnen. Da hatten wir beschlossen, einige Tage mit den Herrmanns zu verbringen. Der Ewald war wie Günther bei der Deutschen Bank, die ältesten Kinder waren gleichaltrig, so haben wir uns kennengelernt. Und die Käthe war meine beste Freundin. Dann merkte ich, dass sich etwas abspielt. Als mein Mann 1940 eingezogen wurde, beschwerte er sich in einem Brief, dass die Käthe sich nicht meldet. Da bin ich wutschnaubend rausgefahren zu meiner



Freundin. «Wenn Günther mir Briefe schreibt, soll er sie gefälligst an mich schreiben», hab ich sie angefaucht. Da fing die Käthe an zu weinen. «Liebt ihr euch denn so sehr?» – «Ja», hat sie gehaucht. Da hab ich sie in den Arm genommen und hab sie getröstet. «Dann liebt euch doch, aber lasst mich in Frieden.»

Eigentlich hab ich ihm das gar nicht übel genommen. Lass bloss die Familie nicht von der Leine, sonst mach, was du willst, war meine Devise. Ich wollte es bloss nicht wissen. Einmal hab ich ihm vorgeschlagen, fünf Jahre lang getrennt zu leben, in derselben Wohnung. Ich führe den Haushalt, ich mache das alles, aber bitte sonst nichts. Da hat sich mein Mann auf die Stirn getippt. Ich suchte einen Ausweg. Ich büchste aus. Früher hätte ich mir nie vorstellen können, meinem Mann untreu zu sein. Aber er übertrieb es ein bisschen. Ich hab es ihm dann später auch vorgeworfen. Als wir in irgendeinen Streit geraten waren – Albrecht, der vierte, war gerade ein Dreivierteljahr alt –, da packte mich die Wut und ich hab ihm gesagt: Übrigens ist das nicht dein Kind. Das hat ihn schwer gewurmt. Vor allem, er kannte den Erwin, nicht wahr? Aber ich hab ihm dann gesagt, dass er selber schuld wäre. Warum hat er sich andauernd mit anderen Frauen rumgetrieben, ich fühlte mich eben alleine, zum Donnerwetter, da hab ich mal nachgegeben, nicht wahr? Mit dem Erwin hatte ich auch keine längere Beziehung, beim dritten Mal ist es wohl passiert. Das war sowieso ein wildes Jahr, er war ja nicht der einzige. Mein Mann wusste, wie sehr der Erwin hinter mir her war. Vor dem Traualtar hatte der mich noch beschworen, ihn zu heiraten und nicht meinen Mann. Wir hatten immer Kontakt. Wir sind doch kreuz und quer durch Berlin gezogen, und er ist uns immer gefolgt. Als er Beamter im Rathaus Wilmersdorf wurde, hat er uns dann die Wohnung in Schmargendorf verschafft.

Nein, so viele Kinder wollte ich nicht. Bernd und Eberhard waren gewollt, Bernd sollte ein Brüderchen haben. Aber der Reinhard war ein Versehen, da hab ich drei Tage nicht mit meinem Mann gesprochen. Ich hatte mich doch grade erst erholt. Mit drei Wochen hatte Eberhard einen Magenpfortnerkrampf, der ist mir unter den Händen fast weggestorben, derjunge. Über ein halbes Jahr musste ich ihm alle zwei Stunden zu essen geben.

Der war nur noch ein Strich. Und schon wieder ein Kind, das war mir zu viel. Aber dann hat meine Natur gesiegt. An Abtreibung hätte ich nie gedacht, auch nicht beim Albrecht. Ich hab's als Schicksal angenommen, und ich hab ja meine Kinder gerne bekommen. Nur die Machart, das ist eine andere Sache.

## **Erwin Buchwieser**

Ich habe Lilly Anfang 1933 kennengelernt. Wir nahmen beide an einem Kursus für Steno und Schreibmaschine teil, den die Deutsche Bank eingerichtet hatte, um Arbeitslose von der Strasse zu holen. Mein Vater war in der Depositenkasse der Deutschen Bank, Lillys Vater war in der Auslandsabteilung, aber sie kannten einander nicht. Ich war 21, hatte vorher Autoschlosser gelernt und war arbeitslos. Ich wäre gerne Ingenieur geworden, aber das scheiterte an den wirtschaftlichen Verhältnissen. Der Kursus war eine Geste, mit der sich die Bank mit den neuen Machthabern gut stellen wollte, so eine Art «Notopfer». Es kostete sie ja nicht viel.

Lilly war für mich einfach genau das, was ich mir immer vorgestellt hatte. Rothaarig, das war der erste Eindruck, für mich immer ein meistens unerfüllter Traum. Ihre Lebhaftigkeit, ihre sichere Art und ihre guten Umgangsformen haben mich sehr beeindruckt. Die mir ja ganz abgingen. Ich war ein Wildwuchs. Ich war schüchtern und zurückhaltend, aber irgendwie war zwischen uns der Kontakt gleich da, ohne dass es gross ausgesprochen wurde. Aber sie war ja schon gebunden. Ich habe nie versucht, sie umzustimmen. Das hätte auch keinen Sinn gehabt. Es war ja alles so gut eingefädelt. Die Eltern von Lilly und Günther Wust waren ein bisschen gehoben gegenüber dem, was ich war. Ich war ja eigentlich nur ein Proletarier. Mein Vater war zwar auch Bankangestellter, aber wir haben gesellschaftlich gesehen in ganz kleinen Verhältnissen gelebt. Ich war nichts und ich hatte nichts. Später habe ich auch Günther Wust kennengelernt, als er Lilly vom Kursus abgeholt hat. Er hat einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht. Ein bisschen vornehmes Getue, aber er hatte schon einen gehobeneren Posten in der Bank und musste seinem Klientel gegenüber eine gewisse Haltung zeigen. Korrekt,

höflich und gebildet war er. Lilly war natürlich auch gebildet. Sie hatte Abitur, ich nicht. Ich bin auch sicher vom Wust nicht ernstgenommen worden. Mein Vater war ein unbedeutender Angestellter, der von einer kleinen Stadt nach Berlin gekommen war und der Berlin eigentlich nie richtig verkraftet hat. Lilly war also in jeder Weise ein erstrebenswertes Ziel, aber an Heirat war gar nicht zu denken. Ich war arbeitslos, und der Günther Wust hatte eine feste Stellung. Die Deutsche Bank hat ja keinen entlassen, auch nicht in jenen Krisenzeiten, die stand immer gut da.

Ich habe dann im August 1938 eine andere Frau geheiratet, aber für Lilly habe ich weiter geschwärmt. Sie war etwas Kostbares für mich, eine Art Juwel, vielleicht auch zerbrechlich, ganz abgesehen von der erotischen Kraft, die von ihr ausging. Sie war alles, was ich je wollte, rothaarig, intelligenter als ich, gebildeter als ich. Sie war kurzsichtig und trug eine Brille. Ich habe ihr immer gesagt, sie soll sie abnehmen, damit sie meine Schwächen weniger sieht. Als wir dann endlich miteinander ins Bett gingen, war bei mir überhaupt kein Unrechtsbewusstsein da. Im Januar '41, nach dem Frankreichfeldzug, lagen wir südlich von Berlin in einem Dorf namens Schöneweide, wo wir sozusagen aufgefrischt worden sind, bevor wir nach Russland gingen. Ich hatte damals eine ganze Menge Bewegungsfreiheit. Da muss es wohl geschehen sein.

An ein Hitlerbild im Wohnzimmer kann ich mich nicht erinnern. Aber das war ja die Regel damals, es wäre mir wahrscheinlich gar nicht aufgefallen. Oder vielleicht doch? Vielleicht hätte ich eine Bemerkung gemacht, wie «der liebe Adolf ist ja auch schon da» oder sowas. Ein Hitlerbild konnte damals aber auch eine Tarnung gewesen sein. Man musste ja damit rechnen, dass der Blockwart, der kam, um für die NSV<sup>2</sup> zu kassieren oder fürs Winterhilfswerk, sich umschaute, ob Sie denn wenigstens ein Hitlerbild haben oder eine Fahne raushängen. Die Hälfte des Volkes bestand doch aus Spitzeln und Denunzianten. Aber ist das so wichtig? Ich hab bei Lilly nie irgendwelche Begeisterungstürme für Hitler erlebt. Ich selbst war ja Nationalsozialist aus Überzeugung, bin 1931 in die Partei eingetreten, weil mir das Programm gefallen hat.

Und im Programm stand von diesen Dingen nichts drinnen. Ich bin heute noch glücklich, dass ich Soldat wurde und die Dinge, die sich hier abgespielt haben, als Parteigenosse nicht mitmachen musste. Dass man die Juden in KZs bringt und dort umbringt... Nirgends war zu lesen, dass man sie vernichten wollte. Und wenn, dann habe ich gedacht wirtschaftlich. Es lief doch alles darauf hinaus, dass die Juden angeblich überall Einfluss hatten mit ihrem Kapital. Ja, das habe ich geglaubt, dass sie eine sehr überragende Rolle im Wirtschaftsleben spielten. Da wurden uns auch Beispiele gesagt: Bankiers waren grundsätzlich jüdisch und die Filmgewaltigen in Hollywood auch. Die sind eben tüchtiger, du lieber Gott, aber das haben wir damals nicht so gesehen. Ich habe keinem Juden was zuleide getan, nicht einmal verbal, aber das sagen ja alle von sich. Ich frage mich heute manchmal: Warum haben wir eigentlich so wenig gemerkt? Aber meinen Sie, das hat einer von den kleinen Leuten ernst genommen, wenn sie da blutrünstige Lieder sangen gegen die Juden? Dann mussten sie auch einen zweiten Vornamen annehmen, einen jüdisch klingenden. Ja, Gott, das waren Dinge ... Ob ich das damals so richtig empfunden habe, kann ich heute nicht mehr sagen. Es hat mich ein bisschen befremdet.

1933, als wir den Kurs der Deutschen Bank besuchten, wurde schon manchmal beiläufig gesagt «Es geht vorwärts!» und «Sieg!» Aber nur ganz allgemein, keiner hat Propaganda für irgendeine Partei gemacht. Da warja auch Bob dabei, Lillys Bruder, der war Kommunist oder Sozialdemokrat. Ich hatte immer den Eindruck, dass Lillys Elternhaus konservativ eingestellt war, das, was man früher deutsch-national nannte. Die Konservativen waren doch heilfroh über die Nazibewegung. Die nationalsozialistischen und die kommunistischen Arbeiter haben sich gegenseitig den Kopf eingeschlagen, darauf haben die gesetzt. Es waren ja in der Regel Arbeiter, die sich die Köpfe einschlugen. Aber ich hatte ganz andere Ideen, wenn ich mit Lilly zusammen war, als mich mit ihr über politische Dinge zu unterhalten.

Elisabeth Wust merkt gleich, dass Inge ein intelligentes Mädels ist, ganz anders als das letzte, das ihr weggeheiratet wurde, ehe das Jahr um war. Inge Wolf hingegen findet die rothaarige Gnädige mit ihrem

durchsichtigen sommersprossigen Teint und den scharfkantigen hohen Backenknochen zwar nicht unhübsch, aber reichlich dumm. In die Verlegenheit, einem Gespräch über Politik ausweichen zu müssen, kommt sie selten. Die Wust hat meistens anderes im Sinn. Nur manchmal plappert sie geistlos nach, was sie eben im *Völkischen Beobachter* gelesen hat. Und wenn vor dem Haus die Pimpfe in ihren schneidigen Uniformen mit Tschinderassabum vorbeimarschieren, öffnet sie das Fenster, hebt den Eberhard hoch und zeigt nach unten: «Schau, Eberhard, Hitlerjugend. Wenn du zehn bist, darfst du auch mitmarschieren.»

Einmal wöchentlich bekommt Günther Wust von seiner Bernauer Wachkompanie frei, um die Familie zu besuchen. Mit seinem kleinen Schnurrbärtchen sieht der schmal gebaute Sechsendreissigjährige nicht übel aus und wenn er an seiner Pfeife saugt, verströmt er jene verträumte Gelassenheit, die Pfeifenrauchern eigen ist.

Richtig politisch wird es im Hause erst, wenn die Eltern der Wust, die Kapplers, zu Besuch kommen. Kaum ist die Wohnungstür hinter Vater Kappler ins Schloss gefallen, zieht es ihn schon zum Adolf hin, der alsbald mit dem Gesicht nach unten auf der Kommode zu liegen kommt. Dann faltet seine Frau die Hände über ihre korpulente Leibesmitte und lächelt zufrieden. Diese Eintracht ist ein seltenes Vorkommnis, denn üblicherweise herrscht Krieg zwischen Günther und Margarethe Kappler. Freunde der Familie berichten, dass im Januar regelmässig eine neue Vase aus böhmischem Kristall angeschafft werden muss, die beim Streit während der Weihnachtsfeiertage zu Bruch gegangen ist. Mutter Kappler schmeisst auch bisweilen mit Glühbirnen und Meissener Porzellan um sich, ganz zu schweigen von ihrer leichtsinnigen Art, sich wegen eines hübschen Kleids mit einem Krägelchen aus Brüsseler Spitze bedenkenlos zu verschulden, eine Verantwortungslosigkeit, die ihren zum Geiz neigenden Ehemann zur Weissglut bringt. Besonders ärgerlich findet es die Wust, dass der Vater, zu Hause ein pedantischer Tyrann und Angeber, mit der Ange-

wohnheit, an verschiedenen Stellen der Wohnung kleine Zettelchen mit der Aufforderung «Tu's gleich» an die Wand zu heften, bei Ausenstehenden als amüsanter Alleinunterhalter gern gesehener Gast ist. Die Besuche der Eltern in der Friedrichshaller Strasse enden denn auch nicht selten im Streit und lassen die Wust in Tränen aufgelöst zurück. Der Vater liebt es, seine Tochter durch Aufzagen schlüpfriger Gedichtchen in Verlegenheit zu bringen. Ein Luftikus ist er, sagt die Wust mit zusammengekniffenen Lippen und blickt errötend zu Boden.

Inge Wolf kann den schlanken Mann mit dem kleinen Oberlippenbärtchen gut leiden, schon allein wegen seiner politischen Haltung. Wie ihr Vater ist er bei der KPD gewesen, hat aber 1933 seiner ängstlichen Frau zuliebe das Mitgliedsbuch verbrannt. Zu Hitlerbildern hat er eine besondere Beziehung. Auch bei sich zu Hause hält er sich eins: Es liegt unter dem Läufer gleich bei der Eingangstür, und dem Kappeler bereitet es ein diabolisches Vergnügen, zu beobachten, wie jeder, der in seine Wohnung in Berlin-Südende kommt, erst einmal auf den Hitler treten muss. Besonders freut er sich, wenn derjenige sein smarter Schwiegersohn Günther ist, dessen Versuch, der NSDAP beizutreten, an der vorübergehenden Aufnahmesperre des 1. Mai 1933 gescheitert ist. Dass Günther Wust es aus gekränktem Stolz dann später bleiben liess, konnte am vernichtenden Urteil seines Schwiegervaters nichts mehr ändern.

## **Bernd Wust**

Ich glaube nicht, dass wir daheim ein Hitlerbild gehabt haben, es kann aber auch sein, im Nachhinein traue ich es meinem Vater ohne Weiteres zu. Was es gegeben hat, waren diese Soldaten aus Pappmaché oder aus Ton – und da hat es eben auch den Führer gegeben, in Feldherrnpose. Ich hatte einen Haufen Soldatenspielzeug, 'ne ganze Kiste voll hatte ich, schiessende Soldaten, Soldaten hinter Kanonen, marschierende Soldaten und so kleine Pferde, ähnlich wie Zinnsoldaten, nur ein bisschen grösser und

bemalt. Wir haben die als Kinder auch getauscht – wieviele Schützen hast du? Und dann hatte da einer schwarze SS, naja, die waren natürlich mehr wert. Diesen Führer hat's also gegeben. Und immer wenn mein Grossvater da war, hat man ihn dann irgendwo umgedreht aufgehängt gefunden. Der stand breitbeinig da, zwischen den Beinen war also eine Lücke, wo man ihn irgendwie an einen Haken oder Schlüssel hängen konnte. Das war ein Aufhängen, ganz klar. Vati hat ja auch einen Haufen anderes Zeugs gehabt, zum Beispiel eine ganze Menge Hefte von der NSDAP, so Hefte für Funktionäre, das hat er regelmässig bezogen, konnte man ja wohl auch kaufen. Und die hatte Mutti nicht weggeschmissen. Und als dann die Russen kamen – das war ja eindeutig, was das war, mit dem Adler drauf und so – haben wir das unter die Betten geschoben. Und als wir im Keller sassen und die Russen das Haus durchsuchten, haben wir ganz schön gezittert, dass die das finden.

In der Folge einer Unterschlagungsaffäre bei der Berliner Gestapo kommt der einstige Leiter der Wiener «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» und persönlicher Sekretär Adolf Eichmanns, SS-Hauptsturmführer Alois Brunner, Mitte November 1942 nach Berlin. Der als «Schlächter von Wien» bekannte Österreicher hat Wien seit Mitte Oktober praktisch «judenrein» gemacht. Der kleine O-beinige Brunner sieht seinen Auftrag darin, «diesen verdammten preussischen Schweinen zu zeigen, wie man mit schweinehündischen Juden umspringt». Brunner führt den in Wien erprobten Möbelwagen ein, mit dem Juden ohne grosses Aufsehen von der Wohnung oder vom Arbeitsplatz abgeholt werden können. Sicherheitspolizisten und jüdische Helfer durchkämmen systematisch ganze Stadtviertel. Wie Hundefänger fahren sie mit den geschlossenen Wagen durch die Strassen und stossen Menschen, die den gelben Stern tragen, hinein. Seit Brunners Ankunft ist Berlin voll von Gerüchten. Gerd Ehrlich, der Sohn eines wohlhabenden, 1940 an einem Herzanfall gestorbenen Berliner Rechtsanwalts, dessen Bekanntschaft Inge Wolf und Elisabeth Wust bald machen werden, wird nach Kriegsende im Schweizer Exil auf-

schreiben, wie er und seine Familie die «Brunner-Aktionen» erlebt haben.<sup>3</sup>

## **Gerd Ehrlich**

Er brachte eine Tasche voll teuflischer Ideen mit. «Lassen wir doch die Juden sich selbst ausrotten.» Die Gemeinde sollte nunmehr selbst die Sammlung der Opfer für den Transport vornehmen. Nur in den ganz seltenen Fällen, wo die jüdischen «Ordner» auf Widerstand ihrer Glaubensgenossen stiessen, sollten die Beamten der Stapo noch einschreiten. Diese gemeine Idee wurde dem Gemeindevorstand in einer ausserordentlichen Sitzung am 19. November vorgelegt. Zur Ehre unserer Repräsentanten muss gesagt werden, dass sich ein guter Teil der anwesenden Vorstandsmitglieder weigerte, Henkerdienste zu leisten. Leider fingen die alten Herren ihren Widerstand gegen den Befehl der Burgstrasse<sup>4</sup> falsch an. Sie konnten nur passiv resistieren und wagten nicht, zum Aufstand aufzufordern. Der Erfolg war, dass die anständigen Menschen sofort verhaftet und zum nächsten Transport eingeteilt wurden. Die Leitung unserer Gemeinde kam dadurch ganz in die Hände der willfährigen Werkzeuge der Nazis.

Unter den am 19. November '42 verhafteten Repräsentanten befand sich auch mein braver Stiefvater. Er kam von der Gemeindevorstandung gar nicht mehr nach Hause, und ich habe ihn nie wiedergesehen. Ich hatte an diesem schwarzen Tage gerade in der Nachtschicht gearbeitet. Nach dem Mittagessen hatte ich mich nochmals in mein Bett gelegt, um zu schlafen. Gegen vier Uhr kam meine Mutter schreckensbleich in mein Zimmer mit der Hiobsbotschaft: «Benno ist verhaftet. Die ganze Familie muss sich heute Abend im Sammellager einfinden.» Voll Entsetzen sprang ich aus meinem Bett und zog mich an. Der furchtbare Moment war gekommen. Gemäss der Vereinbarung mit meinen Eltern musste ich mich von ihnen trennen, um solange wie irgend möglich in Berlin bleiben zu können. Ich half meiner armen Mutter und meiner kleinen Schwester noch die letzten Sachen

3 Gerd W. Ehrlich: Mein Leben in Nazideutschland, unveröffentlichtes Manuskript, aufgezeichnet im Winter 1945 in Genf.

4 Burgstrasse 26, Dienststelle des Reichssicherheitshauptamts.



in die Rucksäcke verstauen. Diesen furchtbaren Nachmittag werde ich nie vergessen. Gott sei Dank waren wir viel zu sehr mit den Vorbereitungen für die «Reise» beschäftigt, um uns über die ganze Tragik des Augenblicks klar zu werden. Hilfreiche Nachbarhände halfen beim Verpacken des armseligen erlaubten Gepäcks. Gegen acht Uhr abends war alles verstaut, und der schwere Weg zum Bahnhof wurde angetreten. Ich begleitete Mutter und Schwester bis zum Sammellager, das sich in der Grossen Hamburger Strasse in einem ehemaligen jüdischen Altersheim befand. An der Tür des polizeilich bewachten Gebäudes musste ich die liebsten Menschen, die ich habe, für immer verlassen. Ein letzter Kuss für meine kleine Schwester Marion, ein letzter Segen meiner guten Mutter für meine Zukunft, und das Tor des Gefängnisses schloss sich hinter den beiden. Eine Welt war untergegangen. – Mit dem Schliessen des Tores war meine trotz allem Schweren noch verhältnismässig wohlbehütete Jugend beendet. Von nun an hiess es auf eigenen Füssen stehen. [...]

Wenige Tage nach dem Transport meiner Angehörigen kamen die Stapobeamten, um die Zimmer zu versiegeln. Ich hatte gerade wieder Nachtschicht gearbeitet und machte ihnen persönlich die Wohnungstür auf. Sie sahen etwas verdutzt in die kahlen Zimmer. (Ich hatte alle transportablen Dinge an wohlgesinnte Nachbarn verkauft.) Boshaft fragten sie mich, wer denn die Sachen ausgeräumt habe. Ich spielte den Unwissenden und erklärte, ich sei lediglich Untermieter, arbeite meine 12 Stunden in der Fabrik und sei viel zu müde, mich um anderer Leute Dinge zu kümmern. Ich konnte den Kerlen ganz beruhigt erklären, mit «Familie Walter» nichts zu tun zu haben, da ich ja den Namen meines ersten Vaters trage. Die Zimmer wurden also brav versiegelt, und ich legte mich trotz der Drohung, dass die leeren Zimmer noch unangenehme Folgen für mich haben würden, wieder in mein Bett. Doch die «liebenswürdigen» Worte der beiden Beamten bestärkten mich noch mehr in dem schon gefassten Entschluss, mich bald in die Illegalität zurückzuziehen.

Um nicht vorzeitig Verdacht zu erregen, ging ich vorerst weiter zur Arbeit in die Fabrik. Ich konnte mich mit meinem Ablöser

einigen, so dass ich immer in der Nacht- und er in der Tagschicht arbeitete. Geschlafen habe ich kaum während der ersten Dezemberwochen. Die letzten Vorbereitungen für die ungewisse Zukunft mussten getroffen werden. Koffer mit den letzten Sachen wurden heimlich aus der Wohnung geschafft, Wertgegenstände noch schnell verkauft, belastendes Material verbrannt. Mitte Dezember war ich endgültig bereit. Gerade im richtigen Moment.

Am 24. November 1942 hält der New Yorker Rabbiner Stephen Wise in Washington eine Pressekonferenz. Er teilt den Reportern mit, dass nach vom State Department bestätigten Quellen zwei Millionen Juden in einer «Vernichtungskampagne» ermordet wurden, mit dem Ziel, alle Juden Europas auszulöschen. Diese Information wird am selben Tag in Jerusalem bestätigt. Ein ausführlicher Bericht über den Bau von Gaskammern in Osteuropa und über Transporte, die jüdische Erwachsene und Kinder «zu riesigen Krematorien in Oswięcim, in der Nähe von Krakau» bringen, geht um die Welt. Obwohl der Massensmord an Juden in Auschwitz schon seit Mitte 1942 betrieben wird, ist dies der erste Hinweis, der die Aussenwelt erreicht. Auch in Deutschland können BBC-Berichte über Vergasungen und Erschiessungen von Juden empfangen werden.

Ende November wird der von Präsident Roosevelt eingebrachte *Presidents Third War Powers Bill* im amerikanischen Kongress niedergestimmt. Der Entwurf fordert die kriegsbedingte Aufhebung von Gesetzen, die «die freie Bewegung von Personen, Eigentum und Informationen in die und aus den Vereinigten Staaten» behindern. «So wie ich diesen Gesetzesentwurf verstanden habe», fasst ein republikanischer Abgeordneter die Mehrheitsstimmung zusammen, «wollen Sie die Einwanderungstür weit aufstossen.» Die konservative Presse, allen voran der *Chicago Tribune*, zeigt sich «geschockt» darüber, dass Politiker versuchen, «diese Nation mit Flüchtlingseinwanderern aus Europa und anderen Nationen zu überfluten». «Die hässliche Wahr-

heit ist», schreibt *Newsweek* am 30. November 1942, «dass der entscheidende Faktor bei der erbitterten Opposition gegen die Forderung des Präsidenten, ihm während seiner Amtszeit die Befugnis zur Aufhebung der Einwanderungsgesetze einzuräumen, Antisemitismus ist.»

## 2

Am 27. November sind Elisabeth Wust und Inge Wolf um drei Uhr nachmittags im Café Berlin neben dem Ufa-Palast am Bahnhof Zoo mit einer von Inges Freundinnen verabredet. Seit einiger Zeit schon erzählt Inge in einem fort von ihren Freundinnen. Elisabeth Wusts Verdacht, dass diese Mädchen anders sind, erhärtete sich, als Inge eines Tags beim Bettenmachen anfang, ihr den Arm zu streicheln und sie fragte, was sie dabei empfinde. Auch mit Frauen könne es sehr schön sein, flötete sie und schaute der Gnädigen mit ihren leuchtenden schwarzen Augen schamlos ins Gesicht. Oh ja, das könne sie sich schon vorstellen, antwortete Elisabeth Wust verlegen und senkte den Blick. Ohne weiter darüber nachzudenken, nahm sie von da an zur Kenntnis, dass Inge andersrum sei. Eine von Inge hochgeschätzte Eigenschaft der Wust ist ihre Diskretion. Sie stellt einfach keine Fragen, was andererseits wieder den Nachteil hat, dass ihr Mitteilenswertes aufgedrängt werden muss.

Die sehr gepflegte brünette junge Frau im rostroten Kostüm aus feinem englischen Tuch, der Elisabeth Wust im Café Berlin vorgestellt wird, nennt sich Felice Schrader. Elisabeth Wust ist überrascht, hat sie doch eine Elenai erwartet, von der Inge öfter mal gesprochen hat. Mit ihren langen Beinen in glänzenden Seidenstrümpfen ist Felice Schrader um einiges grösser als Inge. Sie scheint es darauf abgesehen zu haben, Elisabeth Wust zu imponieren. Was sie sagt, ist unerheblich, aber *wie* sie es sagt, ist bezaubernd. Immer wieder strahlt sie Elisabeth Wust mit einem breiten Lächeln an und zeigt dabei ihre makellosen Zähne.

Inge murmelt irgendwas von einem möblierten Zimmer, in dem ihre Freundin wohnt. Elisabeth Wust schweigt, wie es ihre Art ist. Sie

schaut nur fasziniert auf Felice Schraders feingliedrige Hände mit den dezent lackierten Fingernägeln und atmet den Duft ihres Parfums. Es entgeht ihr nicht, dass Inge und Felice einander gar nicht so verstohlene schelmische Blicke zuwerfen. Elisabeth Wust fühlt sich in einen magischen Kreis hineingezogen und spürt, wie sich alle ihre Sinne wie aus einem Tiefschlaf erwacht zu ungewöhnlicher Schärfe aufrichten. Neben Felice Schrader kommt sie sich in ihrem für die Jahreszeit zu dünnen dunkelblauen Kunstseidenkleid, bestickt mit weissen und hellblauen Röschen, peinlich hausbacken vor.

An der Tramhaltestelle vor dem Ufa-Palast, zu der sie die beiden Freundinnen nach einer allzu schnell vergangenen Stunde begleiten, fröstelt sie. Da öffnet Felice Schrader ihre Mappe – es ist Elisabeth Wust gar nicht aufgefallen, dass sie eine dabei hatte – und schenkt ihr mit einem kleinen verlegenen Lächeln einen Apfel, den Elisabeth Wust zitternd umklammert.

«Auf Wiedersehen», sagt Felice Schrader, und Elisabeth Wust ist, als hätte sie ihr zugeblinzelt.

Einige Tage darauf merkt Elisabeth Wust, dass Inge gegen Ende ihrer Arbeitszeit unruhig wird und immer wieder zum Wohnzimmerfenster läuft. Unten auf dem Kopfsteinpflaster der Friedrichshaller Strasse steht Felice Schrader und traut sich nicht hinauf.

«Kommen Sie herauf, Sie können doch nicht unten in der Kälte stehenbleiben!» ruft die Wust hinunter in ihrem unnachahmlichen Ton, der keine Widerrede duldet.

«Inge, holen Sie Felice sofort herauf. Das kommt doch überhaupt nicht in Frage, dass sie unten auf der Strasse auf Sie wartet.»

Immer häufiger steigt Felice nun um fünf Uhr nachmittags zur gnädigen Frau in die vierte Etage und wird nicht selten gemeinsam mit Inge zum Abendbrot eingeladen.

«Sagen Sie doch Lilly zu mir, da komm ich mir weniger alt vor»,

kokettiert die Wust mit dem achtjährigen Altersunterschied.

Manchmal wird die Abendbrotrunde durch diesen oder jenen Herrn komplettiert. Obwohl die Berliner Hausfrauen zunehmend über Lebensmittelknappheit klagen und die Schlangen gereizter Menschen vor den Geschäften immer länger werden, ist Lilly dank der vier Kinderzuteilungen stets reichlich mit Essen versorgt. Zu Weihnachten gibt es überdies eine Sonderzuteilung: 50 Gramm Bohnenkaffee und 0,7 Liter Spirituosen für Erwachsene, ebenso wie Fleisch, Butter, Weizenmehl, Zucker, Hülsenfrüchte, Käse und Süßwaren.

Immer noch in der Rolle der Gnädigen beobachtet Lilly mit Vergnügen, wie sich ihre Wohnung allmählich füllt. An ein gastliches Haus ist sie gewöhnt. Bei den Gesellschaften ihrer Eltern ging es immer hoch her. Dann bestellte die Mutter die Zugehfrau, die bei Tisch servierte und den Abwasch besorgte, der Vater holte den Koblenzer Weisswein aus dem Keller, öffnete die Flügeltür zwischen Wohnzimmer und Herrenzimmer und stimmte das Klavier, um seine Gäste zu vorgerückter Stunde mit Improvisationen zu ergötzen. Zum Vergnügen der eingeladenen jungen Herren legte Lilly manchmal zu des Vaters Begleitung einen improvisierten Tanz aufs Parkett. Auch sonst wurde im Hause Kappler viel musiziert. Wenn der Vater im Sommer bei offenem Fenster auf dem Klavier Schubertlieder spielte, Lillys Bruder Bob dazu auf der Geige kratzte und die Mutter mit Lilly im Duett sang, klatschten die Leute draussen auf der Strasse Applaus.

Richtig bunte Vögel sind diese scheinbar unbeschwerten jungen Frauen, die sich bald mehrmals wöchentlich bei Lilly einfinden. Elenai Pollak zum Beispiel mit ihren tiefblauen Augen und dem dichten schwarzen Kraushaar ist so schön, dass sie glaubt, sich jede Verrücktheit leisten zu können. «Wissen Sie nicht ein Mittel gegen Wanzen?» fragt sie die Leute in der überfüllten U-Bahn mit einer Unschuldsmiene, die ans Herz geht, und schon hat sie Platz so viel sie will.

Wer mit wem ein Verhältnis hat, vermag Lilly nur unklar zu erken-

nen. Inge und Felice bestimmt, Inge und Elenai ebenso. Die farblose blonde Nora scheint in Elenai verschossen zu sein. Diese wiederum spricht auch Männern zu. In den Gesprächen taucht bisweilen eine Christine auf. Und wenn Inge tagsüber nicht rechtzeitig zum Telefon stürzt, um Felices Anruf abzufangen, kommt Lilly in den Genuss einer Dame, die am anderen Ende der Leitung Süssholz raspelt was das Zeug hält. Lilly lächelt dann derartig versonnen, dass Inge ein gewisses Unbehagen nicht unterdrücken kann. Nicht dass sie Felice je auf Treue eingeschworen hätte, wo ihr selbst jeglicher Sinn für Monogamie fehlt, und Felice ihrerseits eigentlich eher mit Christine liiert ist, aber von der Wust soll sie lieber die Finger lassen. Neulich kam Felice mit einem Riesenstrauss roter Rosen angetanzt.

Sylvester 1942 wird ein ausgelassenes Fest. Felice hat einen Kofferplattenspieler, Lilly einen altmodischen Apparat mit Kurbelantrieb. Nach und nach hat Felice alle ihre Grammophonplatten angeschleppt und so Lillys Schlagersammlung von Zarah Leander über Marika Röck und Hans Albers zurück zu Zarah Leander verbotenes französisches Liedgut hinzugefügt, *La wer* und *Germaine* zum Beispiel. «Kann denn Liebe Sünde sein?» und «Auf dem Dach der Welt, da ist ein Storchennest», gröhlen die Mädchen im Chor, und Lilly serviert beglückt belegte Brötchen mit Ei und Schnittlauch.

Ebenso beglückt ist der Wehrmachtsangehörige Günther Wust. Bei seinen Familienbesuchen fühlt er sich geschmeichelt durch die Anwesenheit der charmanten Damen in seinem Haus und freut sich, seine Lilly aufgeräumt wie schon lange nicht zu sehen. Seit der unglücklichen Geschichte mit der Käthe Herrmann hat es häufig Streit gegeben, und seit er mit der Liesl geht, ist die Entfremdung perfekt. Wenn es diese Freundinnen schon früher gegeben hätte, wäre vielleicht auch die dumme Sache mit dem Erwin nicht passiert.

Am 30. Januar 1943, dem 10. Jahrestag der Machtergreifung, muss die Berliner Bevölkerung über zwei Stunden auf den Beginn von Her-

mann Görings Rede warten, weil englische Aufklärer zum ersten Mal am helllichten Tag über der Stadt kreisen. Vier Tage nachdem Göring seiner unerschütterlichen Siegesgewissheit Ausdruck verliehen hat, kapitulieren die Reste der in Stalingrad eingeschlossenen deutschen Truppen. Unter Trauermusik wird die Niederlage im Radio bekanntgegeben.

Am 18. Februar spornt Reichspropagandaminister Goebbels das deutsche Volk zu noch grösseren Anstrengungen an. In einer «Kundgebung des fanatischen Willens» im Berliner Sportpalast kündigt er zur «Rettung Deutschlands und der Zivilisation» den «totalen Krieg» an. Um der Opfer des Russlandfeldzugs zu gedenken, wird eine dreiminütige Verkehrsstille angeordnet. Am Zoo stehen die Menschen wie versteinert da, ohne einander anzusehen. Obwohl den meisten klar ist, dass der Krieg nunmehr endgültig verloren ist, wagt keiner, es auszusprechen.

Die Propaganda stürzt sich verstärkt auf den «inneren Feind». Gauleiter Goebbels gelobt, Hitler zu seinem 54. Geburtstag am 20. April Berlin «judenfrei» zu übergeben. Die Gestapo stürmt Häuser, knackt Türschlösser, durchsägt Stahlriegel, zertrümmert Türen mit Äxten, steigt durch die Fenster der Nebenwohnungen ein. Viele Juden tauchen unter. Furchtbare Gerüchte über das Schicksal der «Evakuierten» machen die Runde.

Am 20. Februar gibt das Reichssicherheitshauptamt Richtlinien für die «technische Durchführung» der Deportationen nach Auschwitz aus. Mitzunehmen sind: Marschverpflegung für etwa 5 Tage, 1 Koffer oder Rucksack, 1 Paar derbe Arbeitsstiefel, 2 Paar Socken, 2 Hemden, 2 Unterhosen, 1 Arbeitsanzug, 2 Wolldecken, 2 Garnituren Bettzeug, 1 Essnapf, 1 Trinkbecher, 1 Löffel, 1 Pullover.

Ende Februar erweitert sich Lillys Freundeskreis um zwei Personen: Die dunkelhaarige und leicht gehbehinderte Ilse Ploog mit den traurigen schwarzen Augen im breitflächigen Gesicht hat Felice das Fotografieren beigebracht. Felice besitzt eine Leica und möchte Journa-



listin werden. In ihrem Auftrag muss die immerfort um ihren Mann im Feld bangende Ilse Ploog Porträtfotos von Lilly und den Kindern machen. Die andere Bekanntschaft ist der 46jährige Schriftsteller Georg Zivier, genannt Gregor. Er ist zwar verheiratet, reisst sich aber vorerst nicht drum, der Hausfrau mit dem Kupferhaar und ihrer weiblichen Entourage seine Frau Dörthe vorzustellen.

Felices Werben um Lilly wird immer offensichtlicher. Täglich ruft sie an und bringt bei jedem Besuch Blumen mit. Ihre Komplimente werden von Mal zu Mal kesser. Lilly gefällt es, obwohl es ihr, mit Vernunft betrachtet, eigentlich nicht gefallen dürfte. Hat sie Felice, weil es ihr unerklärlicherweise gefallen hat, unbewusst zu dem ermuntert, was sich in der zweiten Februarhälfte zuträgt?

Günther Wust ist zu Besuch. Felice und Inge waren zum Abendbrot eingeladen. Während Lilly in der Küche das Geschirr spült, unterhält sich Inge im Wohnzimmer mit Günther, und Felice folgt Lilly in die Küche, um ihr beim Abrocknen zu helfen. Als Lilly, die etwas vergessen hat, ins Wohnzimmer zurückkehrt, bleibt sie wie angewurzelt stehen: Inge küsst ihren Mann! «Oh, Verzeihung», stammelt sie und kehrt, ihre Überraschung über die plötzliche Hinwendung der männerfeindlichen Inge zum anderen Geschlecht mit Gleichgültigkeit überspielend, zur Spüle zurück. Als sie eben eine Kaffeetasse auf das zur Aufnahme der nassen Töpfe und Teller ausgebreitete Geschirrtuch abstellt, reisst Felice Lilly mit einem Ruck an sich und versucht sie zu küssen. Lilly wird dunkelrot und stösst sie weg, mit einer Heftigkeit, die sie selbst erschreckt, ja sie schlägt sogar mit Fäusten auf Felice ein.

«Sind Sie jetzt böse?» fragt diese, ebenso erschrocken, mit belegter Stimme.

«Nein, warum denn? Wir können doch Freunde bleiben.» Unter betretenem Schweigen beenden sie den Abwasch.

In den folgenden Tagen tun sie, als wäre nichts geschehen, nur Lilly wendet den Blick ab, wenn Felice sie aus graubraunen Augen fragend und ein wenig belustigt ansieht.

Am frühen Morgen des 27. Februar, dem 10. Jahrestag des Reichstagsbrands, läuft in Berlin die «Judenschlussaktion» an, die später als «Fabrikaktion» bekannt wird. Alois Brunner bereitet sie vor, ehe er seinen Berlin-Auftrag abschliesst, um sich in Frankreich und Griechenland neuen Beschleunigungsaufgaben zu widmen. Die Berliner Gestapo, die seine Wiener Methoden voll übernommen hat, will Goebbels' Geburtstagsversprechen an den Führer einhalten. Ausserdem schrecken seit Stalingrad selbst nationalsozialistische Volksgenossen nicht mehr vor einer Kritik an den inneren Verhältnissen zurück. Die Zeit eilt.

Schon vor dem Morgengrauen rollen Wagenkolonnen mit Soldaten der Waffen-SS durch die Strassen. Die Einheit der SS-Panzergranadierdivision «Leibstandarte Adolf Hitler» – Soldaten in Stahlhelm und feldgrauer Uniform mit gezückten Bajonetten und Maschinenpistolen – schwärmen aus, um die Frustration über die Niederlage auf die Juden umzulenken. Alle noch in Berlin verbliebenen zwangsverpflichteten jüdischen Arbeiterinnen und Arbeiter sollen in ihren Fabriken verhaftet werden. Die Männer von SS und Gestapo fallen über die Menschen an ihren Werkbänken her und pferchen sie in wartende Lkws. Mit Gewehrkolben werden sich Sträubende angetrieben, Schwangere und Alte wie Vieh auf die Wagen geworfen. Die etwa siebentausend Jüdinnen und Juden werden in behelfsmässige Sammelager eingesperrt. Es spielen sich schreckliche Szenen ab. Die sich gewehrt haben, sind blutüberströmt, die Kleider zerrissen. Mütter schreien nach ihren Babys, die sie daheim zurückgelassen haben, Kinder, die von zu Hause geholt wurden, rufen nach den Eltern, Eheleute werden getrennt. Menschen flehen um Verlegung, um etwas zu trinken, um Stroh zum Sitzen. In der dünnen Arbeitskleidung zittern sie vor Kälte. Es gibt keine Toiletten. Menschen stürzen sich aus dem Fenster, werfen sich unter Autos, nehmen Gift.

In der «Umladestelle» in der Levetzowstrasse steht in der Mitte des grossen Raums ein Gestapo-Mann auf einer umgestürzten Kiste. Die

Gefangenen müssen sich vor ihm aufstellen und ihren Namen, den Familienstand und die Judenkategorie nennen, der sie nach den Rassegesehen zugeordnet wurden. Mit dem Daumen zeigt der Mann im Ledermantel nach links oder nach rechts. Links bedeutet Rosenstrasse, rechts Bahnhof und Lager. «Privilegiert Verheiratete», «Geltungsjuden» und «Mischlinge ersten Grades» werden auf Lastwagen in die Rosenstrasse 2-4 in Berlin-Mitte gebracht. Zweitausend sind es schon, die hier eingepfercht ihr ungewisses Schicksal abwarten.

Vor den Toren des Gebäudes sammeln sich in den folgenden Tagen Hunderte von Frauen, die die Freilassung ihrer «arisch versippten» Männer fordern. «Gebt unsere Männer und Kinder frei!» und «Geht an die Front, wo ihr hingehört!», rufen sie, erst zaghaft, dann immer bestimmter. Und als Maschinengewehre aufgebaut werden, schreien sie gar «Mörder! Auf Frauen schiessen!». Der Verkehr wird um die Rosenstrasse umgeleitet, um zu verhindern, dass die Sache an die Öffentlichkeit dringt, der nahegelegene S-Bahnhof «Börse» wird geschlossen. Doch manche Frauen haben die ganze Nacht über ausgeharrt, die anderen lassen sich durch einen Fussmarsch nicht abschrecken. Als Wachposten und SS drohen, von der Schusswaffe Gebrauch zu machen, weicht die Menge zurück, um sich bald darauf wieder zu sammeln.

Am 1. März wird am Tag mit viel Brimborium der «Tag der Luftwaffe» gefeiert, in der Nacht fordert ein britischer «Terrorangriff» auf Berlin über siebenhundert Tote und fast 65.000 Obdachlose. In allen westlichen und südlichen Stadtteilen brennen die Häuser. Die Luft ist schwefelgelb. Durch die Strassen irren gehetzte Menschen mit Bündeln, Koffern und Hausrat. In Berlin-Mitte fallen die meisten Bomben, doch inmitten von rauchenden Trümmern bleibt das vierstöckige Haus der jüdischen Wohlfahrtsbehörde in der Rosenstrasse mit den hilflos ausgelieferten Gefangenen unversehrt.

Eberhard, Reinhard und Albrecht verbringen die Nacht wie immer im Kinderbunker. Strassen, Häuser und Bäume sind von einer grauen

Staubschicht überzogen. Einen grossen Neubaukomplex ganz in der Nähe von Lillys Haus hat es erwischt. Die Kinder erzählen aufgeregt, dass die Mutter eines Freundes in der Nacht von einer Luftmine erschlagen wurde, als sie den Luftschutzraum verliess, um vor dem Haus eine Zigarette zu rauchen. Das Gerücht geht um, dass der Angriff die Antwort auf die Judenverschleppungen ist. Der *Völkische Beobachter* vom 3. März hetzt gegen den «jüdischen Luftterror». Tags darauf erfahren die Leserinnen und Leser der Berliner Ausgabe «unsere Antwort»: «Unbeugsamer Wille zum Sieg über den feindlichen Bestialismus. «Jeden Tag steht in der Zeitung, von wann bis wann die Berlinerinnen und Berliner verdunkeln müssen. Am 3. März ist es von 18 Uhr 42 bis 6 Uhr 10.

«Wir schaffen die Juden endgültig aus Berlin heraus», notiert Goebbels am 2. März zufrieden in sein Tagebuch. Doch am 6. März, nachdem im Rahmen der «Judenschlussaktion» 7031 Menschen nach Auschwitz und Theresienstadt deportiert wurden, gibt er den Befehl, die Männer arischer Frauen und deren Kinder freizulassen. In sein Tagebuch notiert er: «Es haben sich da leider etwas unliebsame Szenen vor einem jüdischen Altersheim abgespielt, wo die Bevölkerung sogar für die Juden etwas Partei ergriff.» Es wäre ein kritischer Zeitpunkt für die «Judenevakuierungen» gewesen, «wir wollen uns das lieber noch einige Wochen aufsparen; dann können wir es umso gründlicher durchführen.» Der Zwischenfall wird als «Versehen» und «Übergriff» heruntergespielt, der Einsatzleiter wird strafversetzt.

Während sich all dies ausserhalb der Wahrnehmung der Mehrheit der Berliner Bevölkerung abspielt, reist Felice mit Margarethe Selbach überstürzt ins Riesengebirge. Mit der aparten Mutter dreier erwachsener Töchter, die auch von Felice «Mutti» genannt wird, verbindet Felice eine enge Freundschaft, ja eher Leidenschaft, aus der Mutti Selbach starke Besitzansprüche ableitet.

Die Anschrift im Riesengebirge, wo Mutti in der Nähe von Bad Karlsbrunn ein Häuschen in den Bergen besitzt, will Felice Lilly nicht

geben, doch sie verspricht zu schreiben. Ausserdem vereinbaren sie, jeden Abend, wenn beide Rundfunkstationen um neun Uhr das Programm wechseln, ganz fest aneinander zu denken.

Felice hält Wort. Die erste Nachricht ist eine undatierte Postkarte:

Liebe, verehrte gnädige Frau,  
zwar bin ich schrecklich schreibfaul, aber so doch nicht, dass ich nicht meine täglichen Anrufe durch diese Karte hier ersetzen möchte. Aber es wird beim Möchten bleiben, denn was man zwar in Nebensätzen und in halber Lautstärke getrost sagen darf, sieht geschrieben längst nicht so gut aus. Ich hole alles nach –!

Dass es hier wunderschön ist, brauche ich wohl nicht zu betonen, aber werden Sie mir trotzdem glauben, dass ich gar nicht so gerne wie erwartet aus Berlin weggefahren bin? Sie glauben es nicht nur – Sie wissen es sogar! Es ist erstaunlich, was Frauen alles wissen, nicht wahr?

Was gibt es Neues? Fliegeralarm? Ärger mit Inge? Viel Liebe ganz im Allgemeinen? Weil ich das alles wissen möchte, werde ich Ihnen morgen eventuell meine Adresse schreiben, wir wollen nämlich weiter rauf ins Gebirge, und werden Sie dann antworten??

Ich hoffe das, und ich hoffe noch manches andere und bis dahin grüsse ich Sie herzlichst in Freundschaft,

Ihre Felice.

Der Karte folgt ein Brief, geschrieben mit schwarzer Tinte:

Am Ende der Welt, 12. oder 13.3.43, Wochentag nicht festzustellen.

Liebe Eva (immer)-Dolorosa (manchmal),

[«Dolorosa» ist Lilly manchmal, wenn sie mit einem ihrer Liebhaber Ärger gehabt hat. Dann kann es vorkommen, dass die hereinstürmende Damenrunde die gnädige Frau in Tränen aufgelöst vorfindet.]

soeben habe ich einen Hermes gefunden, der sich verpflichtet hat, meine Post zu überbringen, da er morgen wieder in Berlin die gleiche Luft atmen wird wie Sie – der Glückliche! (Ich lege nämlich einen gewissen Wert darauf, dass meine Post Sie am vielleicht etwas weniger als sonst bevölkerten Sonntagmorgen erreicht.)

Nach dieser Vorrede bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen erzählen zu können, dass ich heute gegen Morgen wunderhübsch von Ihnen geträumt habe. Ich wusste ja gar nicht – aber lassen wir das. Und werde ich jemals – aber lassen wir das auch. Nur eins: Wie ist das mit dem versonnenen Blick beim Programmwechsel um 21 Uhr? Don't forget!

Meine grüne Tinte ist leider ausgegangen, und weil mein Füller sich nicht umstellen lässt, schreibe ich mit einem Geliehenen. Aber – wenn nicht alle Anzeichen trügen und mich nicht alles täuscht, werde ich wohl mindestens Wien auf dieser kurzen Reise noch besuchen müssen, bzw. dürfen natürlich. Dort kaufe ich Tinte oder einen Strick – beides zum selben Zweck! Ob man daran stirbt? Sicher leichter als am gebrochenen Herzen. Lächeln Sie jetzt? Bitte tun Sie es doch – es macht mir Spass, es mir vorzustellen.

Sie werden meine göttliche Schrift vielleicht wirklich nicht lesen können. Wenn ich das genau wüsste, würde ich mutig sein wie in kaputten Telefonzellen –! Aber Sie werden sich ja so bemühen, jedes Wort herauszubekommen, wenn Sie das wissen, dass ich Sie beruhigen muss. Auf den Zeilen steht nichts anderes als ein herzlicher Gruss von

Ihrer Felice.

Das dritte Mal schreibt Felice auf einer Ansichtskarte von Bad Karlsbrunn «am Fusse des Altvater»:

Wieder in Karlsbrunn, 17.3.43

Liebe Eva,

Sie werden hoffentlich nicht mehr dolorosa sein, wenn Sie hören, dass ich am Montag früh wieder zu allem – bzw. zum Telefonieren natürlich – bereit sein werde! Wann haben Sie Zeit?? Ich brauche jemanden, der über mein nun stark ergrautes Haar streicht –!

Wie Sie sehen, habe ich mich entschlossen – ich wechsele wie

immer spontan das Thema –, diese Karte zu «diskretieren», in ein Kuvert zu stecken; denn man schickt aus diesem gottverd. Nest die Post am besten durch Boten. Ich habe mir bereits einen gelangt.

Also ich hoffe, Sie halten innerhalb der nächsten sieben Tage einen langen Abend für mich frei –! Übrigens komme ich als sittlich und gesellschaftlich total gewandelter Mensch zurück.

Hier ist die Karte zu Ende. Felice findet nur noch Platz für ein «Wie wäre denn Montag? Ich rufe an!» und fügt in winzigen Buchstaben in den weissen Rand der Kartenvorderseite hinzu: «Ich habe nämlich kein Briefpapier mehr, schon deswegen wäre es Zeit – u. nicht nur deswegen!»

Am 18. März, einem Freitag, bringen Inge und Vater Kappler die vor Schmerz weinende Lilly mit einer lang verschleppten und nun akut ausgebrochenen Kiefernvereiterung in das St.-Norbert-Krankenhaus in der Nähe vom Rathaus Schöneberg. Schon tags darauf wird sie operiert. Am Montag kehrt Felice wie versprochen nach Berlin zurück, ruft in der Friedrichshaller Strasse an, wo sich Inge meldet, die während Lillys Abwesenheit die Kinder hütet, und macht sich unverzüglich auf den Weg ins Krankenhaus.

«Ach, Felice, ich bin ja so krank», haucht Lilly, als diese mit einem Strauss roter Rosen atemlos das Krankenzimmer betritt. Felice sagt kein Wort und schliesst sie nur in die Arme. Diesmal sträubt sich Lilly nicht, was nicht nur auf ihren körperlich geschwächten Zustand zurückzuführen ist. Felices Beharrlichkeit hat ihre Wirkung nicht verfehlt.

Von da an kommt Felice jeden Tag mit roten Rosen.

«Aha, der Rosenkavalier», witzelt Dr. Schuchardt, der zackige Chefarzt der Zahnchirurgischen Abteilung und Goldfasan<sup>5</sup> erster Sorte, wenn er Felices schlanke Gestalt den Korridor entlangeilen sieht.

5 Populäre Bezeichnung für einen hohen Nazifunktionär.

Am Dienstag wagt Lilly eine erste Annäherung ihrerseits. Sie steckt Felice einen kleinen Zettel zu, den sie aus ihrem Taschentuch reisst, um mit einem Bleistiftstummel ihre Wünsche für den nächsten Tag zu notieren:

Cremer  
Dein Taschentuch  
Briefkarten  
Deine Liebe mal für mich allein  
Faden und Nadel

Am Donnerstag schenkt Felice Lilly ein Gedicht, geschrieben mit Bleistift auf einem aus einem Schulheft gerissenen Doppelblatt:

Du –  
ich möchte Dir soviel schenken  
und immerzu  
nur das eine denken:  
Du!  
Ich möchte Sterne finden  
für Dich und mich –!  
Soll ich das begründen?  
Ich liebe Dich.

Lilly und Felice beschliessen, für immer beisammen zu bleiben. Fortan gilt der 25. März 1943 als ihr Verlobungstag. Lilly reisst das Blatt entzwei und antwortet auf der anderen Seite:

Felice, wenn ich Deinen Namen denke, sehe ich Dich vor mir. Du siehst mich an – Felice, Du darfst mich nicht so ansehen – ich möchte dann schreien – aber bitte keine Angst, ich schreie – höchstens nur ganz leise – und dort, wo ich es kann!!

Felice, wann werden wir alleine sein, wann ganz alleine? –!  
Du, ich bin jetzt nur auf dem Papier so mutig, wie Du in kaputten Telefonzellen! Und dabei habe ich eine irrsinnige Angst vor Dir. Auf meinen Armen stehen alle Härchen auf vor... ich weiss selbst nicht. Felice, bitte sei lieb mit mir. Du!



Lillyverbringt die Zeit im Krankenhaus mit fiebrigen Träumen und versucht, den Strudel der auf sie einstürzenden Gefühle in Worte zu fassen:

St.-Norbert-Krankenhaus, 27.3.43

Du!

Felice, hilf! Sag Du mir, was ich denke, Du musst es wissen! Du weisst es! Sage es bitte! Ich träume Tag und Nacht von Sommer, Sonne, Blumen, blauem Himmel, duftenden Nächten, ich träume ganz einfach von einem – wirklich unsagbaren – Glück. Aber ich will ja nicht nur träumen, ich will ja leben – Felice – leben – leben mit Dir. Sag mir, dass Du leben willst mit mir, sag mir bitte das. Mein Herz schlägt Dir zu, weisst Du es nun?

Jetzt bin ich noch krank – aber dann – endlich – werden wir uns gegenseitig in die Arme stürzen können, und auf der Welt gibt es nur Dich und mich.

Der 29. März ist Lillys neunter Hochzeitstag. Nachmittags erscheint Günther mit Blumen.

«Muss man sich Sorgen machen um die Kinder?» fragt er in seiner gewohnt steifen Art.

«Aber nein doch, Inge ist da, und jeden zweiten Tag kommt Mutti. Ich hab's ja bald überstanden. Am 2. April bin ich erlöst.» Die Minuten schleppen sich hin. Lilly ist erschrocken über die Distanz, die sich zwischen ihr und Günther aufgetan hat. Zwar ist alles Sexuelle zwischen ihnen schon lange abgestorben, doch die gemeinsame Verantwortung für die Kinder liess sie nie an ihrer Verbindung zweifeln.

Allmächtiger Gott, lass ihn gehen, ist alles, was Lilly in diesem Augenblick zu ihrem Mann einfällt. Er soll sie bloss mit ihren Träumen allein lassen.

Felice hat sich wohlweislich erst für den Abend angesagt. «Felice, endlich! Ich hatte solche Sehnsucht nach dir.» «Aimée, mein Süsses, hast du deinen Hochzeitstag gut überstanden? Wie geht es dem Herrn Gemahl? Ich hoffe, du hast mir keine Schande gemacht.»

«Ach, Felice, ich hätte schreien können!»

Als Felice sich über die Kranke beugt und ihr Haar deren Wange streift, werden Lillys Knie zu Wasser, und heiss schießt es ihr direkt an jene Stelle, wo sich die Herrenbesuche vergeblich abgemüht haben. Lilly ist einer Ohnmacht nahe.

«Felice», flüstert sie kaum hörbar.

Jetzt ist Felice so nah an ihrem Gesicht, dass Lillys Augen zu schwimmen beginnen. Sie spürt dieselbe brennende Röte den Hals hochkriechen wie damals an der Spüle. «Hier kann mir nichts geschehen», dröhnt es unter ihrer Schädeldecke. Das Rasen in Kopf und Körper macht ein Getöse wie herabstürzende Steinmassen. Um nicht erschlagen zu werden, schliesst Lilly die Augen und überlässt sich Felices weichen Lippen. Plötzlich wird es still, so still, als hätten auch ihre hämmernden Herzen aufgehört zu schlagen. Als Lillys Bewusstsein zurückkehrt und erfrischt in Felices seltsam erwachsene Augen schaut, steigen ihr Tränen hoch. Noch nie hat sie eine solche Zärtlichkeit empfunden, nicht einmal bei der Geburt ihres ersten Sohns.

«Es ist geschehen», gellt es ihr durch den Kopf. Die Unbedingtheit, mit der sich das lautlose Ereignis vollzogen hat, lässt sie ahnen, dass diese Grenzüberschreitung unumkehrbar ist. Später weiss sie, dass sie zu diesem Zeitpunkt längst die andere Seite erreicht hat.

Die junge Frau im Nebbett ist eingeschlafen. Wer weiss, was Felice noch getan hätte, hätte sie es eher gemerkt! Ab und zu dringt ein leises Seufzen zu ihnen herüber.

Am nächsten Tag schenkt Felice Lilly ihr zweites Gedicht:

### **Von Deinem Mund ...**

Ich hatte es mir wirklich zugeschworen  
und war zu sehr viel Haltung stumm bereit –  
da hab ich mich an Deinen Mund verloren.  
Tut Dir das leid?

Mit Plänen muss ich nun die Zeit verbringen,  
mein Herz klopft dabei wie ein Xylophon,  
mit Plänen von so manchen schönen Dingen,

die mehr sind als nur eine Illusion –

Wie kommt das bloss, ich habe keine Lust,  
je wieder fortzugehen als Vagabund.  
Nur etwas hätt ich furchtbar gern gewusst:  
Wie träumt es sich an Deiner Brust  
von Deinem Mund?

Drei Liebesbriefe schreibt Lillyin den folgenden Tagen auf lachs-  
farbene Feldpostkarten, die Felice ihr von zu Hause mitgebracht hat:

30.3.43

In mir ist Sturm – nein, kein Sturm, viel mehr. Ich werde jetzt  
schon schlafen, dann rückt vielleicht der Morgen schneller  
heran, vielleicht kann ich schlafen – vielleicht dann träumen:

Du bist bei mir und ...

Felice, wenn Du wüsstest, wie mir jetzt das Herz klopft! Ich  
habe es ja nicht anders gewollt! – Ich hoffe, Du weisst doch nicht  
alle meine Gedanken, ich wage sie ja selbst nicht zu Ende zu den-  
ken. Ach diese verd. Verbände, das grässliche Kranksein! Felice,  
ich möchte mit Dir alleine sein, halt! hier wird nicht weiterge-  
dacht! Und doch – willst Du es auch? Bitte, Du hast bis jetzt noch  
auf keine Frage geantwortet. Morgen werde ich unerbittlich sein,  
morgen. Ich möchte ... nein! – das heisst, ich möchte doch! Felice,  
halte mir bitte – natürlich auf meinen eigenen Rat – mein Alter  
vor. Sag mir, dass ich mich vernünftiger betragen soll. Du – wann  
wird unser Hochzeitstag sein? Den meinen haben wir ja würdig  
genug gefeiert!! Ich habe manchmal das Gefühl, vollkommen ge-  
lähmt zu sein, wenn ich an Dich denke. Felice, verzeih meine  
Ausbrüche, ich bin zu viel alleine und durcheinander. – Ich Dich  
auch, Felice.

31.3.43

Felice, ich liebe Dich! Welch ein Gefühl, das sagen zu können!  
Ach Felice, das Schönste, was ich mir vom Schicksal er hoffe, ist  
ein anhaltendes Glück. Du, ich möchte lange, sehr wunderlange  
lange mit Dir leben, hörst Du? Und das Leben ist so schön, so voll.  
Felice, ohne Einschränkung – gehörst Du mir?

Nur mir? Bitte wenigstens eine ziemlich lange Zeit, bitte! Liebst Du mich? Du, ich bin doch wohl erst 17? Oder?

Sei lieb mit mir, Felice, ja bitte? Aber trotzdem – bitte – nicht zurückhaltend. Ich wollte Dich aus Deiner Reserve locken. Ich habe wie ein Kind mit dem Feuer gespielt, werde ich daran verbrennen? Ein bisschen? Ganz? Halt mich, Felice! Ist es nicht ein ganz klein wenig Deine Schuld, wenn ich verrückt bin? Total verrückt.

Am Abend des 1. April telefoniert Lilly vom Krankenhaus aus mit Felice und bemüht sich redlich, artig Konversation zu betreiben, da Inge, Gregor und, wie sie meint, auch ihr Mann im Hintergrund lauschen. Felice hingegen, die es besser weiss, flirtet so unverhohlen, dass Lilly in arge Verlegenheit gerät. Erst am Ende des Gesprächs muss Lilly verdutzt feststellen, dass Günther gar nicht da war.

Du, man müsste Dich – also ich weiss nicht genau, was man müsste, aber Du bist furchtbar frech! Und wie mir das gefällt! Schade, dass heute Abend nicht noch der Herzallerliebste im Hintergründe herumsass. Das wäre eigentlich noch viel netter gewesen!

Um Gottes willen, Felice, mir fällt etwas Schreckliches auf und ein. Aber es *daif* nicht sein, es *darf nicht* W Wenn er heute nicht kommt, kommt er vielleicht morgen, Felice, ich weiss dann nicht, was ich tue. Felice, ich will ja gar nichts, aber so gar nichts von ihm. Bitte, bitte, sei nicht böse über meine offenen Worte. Aber sag selbst, was will er zu Hause? Felice, diesen Zettel bekommst Du wohl doch nicht – ich bin zu offen. Ich gebe zu viel von mir weg, ich liebe Dich zu sehr, Felice, mein schönes schwarzes Mädchen. Wie schön Du in letzter Zeit geworden bist! Du weisst ja gar nicht, wie Deine Augen leuchten. Mir wird so schwer, wenn Du mich ansiehst, Felice. Du, ich habe das Gefühl, ich brenne. Was hast Du angerichtet, ich kann es Dir nicht verzeihen, Du hast mich vollständig verzaubert; ich atme nicht Luft, nur Liebe!

Am 2. April bringt Felice Lilly heim. Inge leuchtet ein, dass die Wust noch schonungsbedürftig ist, weshalb diese in den kommenden

Nächten Felices Betreuung bedarf. Mit der Wohnung ist Felice bestens vertraut, hat sie doch die vergangenen Nächte mit Inge dort verbracht.

Nach Felices Verszeile «Wie träumt es sich an deiner Brust?» hat Lilly im Krankenhaus mit einer Mischung aus quälender Ungeduld und blankem Entsetzen der «Hochzeitsnacht» entgegengefiebert. Nun liegt sie in ihrem langen weissen Nachthemd mit dem blau umrandeten Krägelchen stocksteif und mit flatternden Magennerven im Bett und kann immer nur «Ich hab ja keine Ahnung» denken. Ihr Körper glüht.

In ihrem eleganten Schlafanzug aus gelber Seide kommt Felice mit einem unsicheren Lächeln aus dem Bad und legt sich auf Günthers Seite des ehelichen Betts. Eine Weile liegen sie schweigend nebeneinander und halten den Atem an.

«Kann ich noch ein wenig zu dir kommen?» fragt Felice schliesslich mit einer Stimme, die um eine Spur zu forsch klingt, und schon ist sie unter Lillys Decke gekrochen.

Lilly starrt wie eine Feder gespannt mit pochenden Schläfen zur Zimmerdecke, als Felice über ihr dichtes rostrotes Haar streicht, von dessen Pracht sie schon im Café Berlin die Augen nicht lassen konnte. Lilly stockt der Atem. Mit einem matten Versuch, es doch noch zu verhindern, hält sie Felices Hand fest, die sich den Weg unter ihr Nachthemd bahnt. Doch schon schliesst sie die Augen und überlässt sich dem Hitzestrom. Mit einem Willkommenseufzer begrüsst sie den weichen Druck von Felices vollen Brüsten. Was ist das nur für ein unglaubliches Gefühl von Frische und Unschuld? Fremd ist ihr dieses Geschöpf, das ihr selbst an Gestalt so gleicht. Doch als sie den harten Knochen von Felices Hüfte unter ihren Fingern spürt, die mit zartem Flaum überzogene Haut von Felices Wange an der ihren, ist ihr die Freundin vertraut, als hätte sie niemals einen anderen Menschen geliebt. Wie das schmeckt und wie das riecht und wie das zierlich und leicht ist!

Felice ist eine gute Lehrmeisterin, Lilly eine gelehrige Schülerin.

Ohne den kleinen Ekel, den sie bei den Männern stets erst überwinden musste, die Angst vor dem prallen Glied, das autoritär und bedrohlich auf rasche Entladung pocht, fallen ihre Hemmungen ab. Und ganz neue Wünsche entstehen. Schon in der nächsten Nacht will sie es Felice gleichtun. Endlich nicht mehr warten müssen, nicht befriedigt werden, sondern befriedigen, nicht aufnehmen, sondern geben! Lilly zeichnet mit der Zunge die Linie von Felices Brust nach, verweilt genussvoll am harten Nippel mit dem grossen braunen Hof, rutscht tiefer und immer tiefer, bis ihre Lippen flaumiges Kraushaar streifen. Schamhaar. Was für ein seltsames Wort. Noch nie in ihrem Leben hat sich Lilly so schamlos gefühlt. Und wie gut das tut! Alles alles alles will sie machen, lernen, nachholen.

Felice gibt ein unwilliges Brummen von sich und versucht nun ihrerseits Lillys Kopf wegzuschieben. Irgendwie ist ihr der Lerneifer nicht geheuer. Erst gestern lag sie steif wie ein Brett unter der Decke! Ein kleiner Machtkampf bahnt sich an.

«Nein», entgegnet Lilly so entschieden, dass Felice den Kopf hebt und sie mit ihren graubraunen Augen erstaunt mustert. «Ich will nicht alleine glücklich sein», stösst Lilly hervor. Hat Felice die Wust unterschätzt? Keine Sekunde verschwendet Lilly an den Gedanken, was diese neue Verbindung für ihr weiteres Leben bedeuten mag. Es ist, als wäre sie immer schon «so» gewesen. Das Leben, das sie vor ihrer Begegnung mit Felice führte, ist nur noch undeutlich zu erkennen.

## **Lilly**

Ich hatte bei meinen Männern überhaupt nichts davon. Die Männer hatten ihre Freude, und ich fühlte mich benutzt. Bei Felice war's eben total anders. Sie war mein Gegenüber, buchstäblich mein Widerschein. Ich fühlte mich Ich und gleichzeitig Felice. Wir waren ein Spiegelbild. Sie brauchte mich bloss zu berühren und ich... Wenn sie mich küsste, war ich ihr total ausgeliefert. Ich fand es auch ästhetisch schön, zum ersten Mal in meinem Leben. Ich hätte nie einen Mann schön gefunden. Ich war

irgendwie verkehrt gebaut, aber ich hatte ja keine Ahnung. Bei Männern war ich immer die Unterlegene. Die Männer taten es mit mir. Eine Frau hat immer zu warten. So bin ich erzogen worden. Und bei Felice konnte ich selber lieben. Und dann dieses unbedingte Zueinandergehören. Es war komplett, Liebe und Sexualität, da gab es einfach keine Trennung. Darum habe ich sie in den ersten Wochen immer meinen «ersten Menschen» genannt, weil sie wirklich für mich der erste Mensch auf dieser ganzen Gottes Erde war. Da gab es nichts, gar nichts andres mehr. Ich fühlte mich wie neugeboren. Felice hat mich befreit. Ich wusste nun, wer ich war, wohin ich gehörte, zu wem ich gehörte, alles andre war mir völlig egal. Und Felice hat sehr gut verstanden, wie ich das gemeint habe. Natürlich hatten wir auch eine Rollenteilung. Sie hat immer gesagt «Ich bin Manns genug!» Aber mit ihr habe ich meine Rolle gern gespielt, weil sie es so wollte. Deshalb war ich ihr Kätzchen, das ab und zu die Krallen zeigte. Obwohl ich älter war, hatte ich immer das Gefühl jünger zu sein. Sie hat mich absolut beherrscht. Das hat sie. Aber das war schön! Sie hat auch immer Hosen getragen. Ein einziges Mal an einem heissen Sommertag hat sie ein Kleid angezogen, sonst nie. Schliesslich hat sie mich ja auch erobert!

In den folgenden Nächten schlafen Felice und Lilly wenig. «Liebst du mich?», flüstert Lilly Felice immer dann ins Ohr, wenn Inge nicht in der Nähe ist. In einem fort will Lilly es hören: «Ich liebe dich.» Aber auch Felice ist von Zweifeln geplagt: «Bist du glücklich?» Eine Frau mit vier Kindern, wer hätte das gedacht! Zugegeben, anfangs ist es eher ihre allseits gefürchtete Tollkühnheit gewesen, die sie auf die Idee brachte, diese ungewöhnliche deutsche Hausfrau zu verführen. Man kann nicht sagen, dass Inge sie nicht gewarnt hätte. Ernsthaft haben aber beide nie angenommen, dass es Felice gelingen könnte, eine wie Lilly ans andere Ufer zu retten. Felice fühlt sich hin- und hergeschleudert zwischen Überraschung und Stolz auf den unerwarteten Erfolg ihrer Verführungskunst und der Angst, sich auf etwas eingelassen zu haben, das ihr über den Kopf wachsen könnte.

Irgendwie können es die beiden so einrichten, dass Felice die meiste Zeit in der Friedrichshaller Strasse schläft. Nur gelegentlich verbringt sie eine Nacht auswärts. Lilly vermutet sie bei Inge, lässt sich aber nichts anmerken. Auch Felice schweigt und weiss, wie Inge, Lillys Diskretion zu schätzen. Um sie über eine versäumte gemeinsame Nacht hinwegzuträsten, lässt Felice sich von der Dichterin Mascha Kaléko inspirieren:

Ich will dir und deinen Händen  
auf dem Bogen der Nacht  
alles Liebe senden, was ich je gedacht.  
Wer mir auch früher gefallen,  
ich spüre seit es dich gibt,  
vielleicht habe ich in allen nur dich geliebt.  
Nun geht die Nacht zu Ende  
allein, allein, allein, doch ich denke an deine Hände  
und schliesslich schlafe ich ein.

Acht Tage nach Lillys Entlassung aus dem Krankenhaus beginnen die beiden auszugehen, denn Felice will es sich auf keinen Fall nehmen lassen, mit ihrer neuen Liebe durch die Stadt zu promenieren. Sie gehen ins Bristol am Kurfürstendamm, wo sie sich mit Gregor Zivier verabreden. Der Schriftsteller geniesst es, zwei so hübschen und eleganten jungen Damen in der Öffentlichkeit die Hand zu küssen, auch wenn sie zu seinem Bedauern nur füreinander Augen haben. Sie gehen in die Uhlandstrasse in die Café-Konditorei Reimann und ins Hotel Fürstenhof am Potsdamer Bahnhof, wo es sich mit weniger Marken als anderswo vorzüglich essen lässt. Und einmal besteht Felice darauf, Lilly in den Kaiserhof einzuladen, eines der teuersten Hotels Berlins direkt gegenüber der Reichskanzlei. Dort strotzt es zwar vor SS-Uniformen, die auf ihren nägelbeschlagenen Stiefeln wichtig-tuerisch hin- und herstolzieren, aber gerade das scheint Felice zu gefallen.

Wie aus dem Ei gepellt soll Lilly aussehen, damit Felice stolz sein kann auf ihre Aimée. Aus ihrer reichhaltigen Garderobe schenkt Felice Lilly Stück um Stück ihre Frauenkleider aus buntgemusterter zar-



ter Foulardseide und feinem Leinen. Sie selbst zieht Hosen vor. Nur einmal, an einem besonders heissen Sommertag, kramt Felice eines ihrer duftigen Kleider hervor. «Huch, ein Mädchen!», mokiert sich Lilly.

Unter den Kleidern, die Felice Lilly schenkt, ist auch ein fliederfarbenes Taftabendkleid mit Trägern und einem angeschnittenen Jäckchen. Lilly entschwindet ins Schlafzimmer, um sich in die Taftwolke zu zwängen. Als sie in dieser femininen Umhüllung ins Wohnzimmer tänzelt, stösst Felice einen entzückten Schrei aus. Mit ihrer hellen sommersprossigen Haut, den blassen Wimpern um die dunklen Augen und dem üppig<sup>en</sup> mit einem Bändchen zusammengehaltenen Rotschopf sieht Lilly, die Ältere, wie eine Teepuppe aus, die in Felice heftige Beschützerinstinkte weckt.

«Vorsicht, du zerdrückst das Kleid», wehrt Lilly ab, als Felice auf sie losstürzt und sie umklammert, als gelte es Abschied zu nehmen.

Lilly ihrerseits hat Spass daran, Felice ihrer langjährigen Freundin Käthe Herrmann vorzustellen, mit der Günther sie vor einigen Jahren betrogen hat. Sie wohnt in Eichwalde bei Grünau am östlichen Stadtrand von Berlin, in einer als Nazihochburg bekannten Siedlung. Der Ausflug mit der Dampfisenbahn misslingt gründlich, denn Felice kann der feisten Blondine im Dirndl aber schon gar nichts abgewinnen. Doch Käthes Vater, der in einem Häuschen in Königs Wusterhausen lebt, ist pensionierter Schneider. Bei ihm gibt Felice für die Geliebte ein königsblaues Kostüm mit einem feinen, kaum sichtbaren Karomuster in Auftrag. Dorthin begleitet sie Lilly mehrmals zur Anprobe, die Käthe aber will sie nicht mehr sehen. Auf einem Foto, das Käthes Mann Ewald aufgenommen hat, Günthers Arbeitskollege bei der Deutschen Bank, sieht Lilly nach ihrer Kieferoperation noch sehr gespitzt aus, und Felice an der Seite des «Bauertrampels» hat einen grimmig entschlossenen Zug um den Mund.

Zu Adolfs Geburtstag – die ganze Stadt ist beflaggt – fahren Lilly und Felice, berauscht vom Sonnenschein des neuen Frühlings, nach

Caputh bei Potsdam, wo Lilly im idyllisch gelegenen Heim der Deutschen Bank ihren Mann kennengelernt hat. Mit einer ihr selbst nicht erklärlichen Lust zieht es sie hin an den Ort, an dem sie, kaum der Schule entronnen, ihre Eroberungen zu zählen begann. Ein ganzer Tag abseits von Inges Blicken!

Felice pirscht sich von hinten an Lilly heran. «Wollen gnädige Frau die Grosszügigkeit haben, mir einen Kuss zu gewähren?» fragt sie inmitten von Vogelgezwitscher und schlingt die Arme um Lillys Taille.

«Das Berühren der Figuren mit den Pfoten ist verboten!»

Lilly reisst sich los, rutscht auf dem Waldboden aus und stürzt Felice zu Füßen. Dabei verliert sie ihren Ehering, den sie in die Brusttasche des neuen Kostüms gesteckt hat. Niemals trägt sie den Ehering, wenn sie mit der Geliebten zusammen ist. Auf allen Vieren tasten die beiden das Waldstück ab, doch der Ring bleibt verschwunden. Seltsam nackt sieht der Finger der rechten Hand mit der kleinen Delle aus so ganz ohne Ring.

«Dein Rosenkavalier schenkt dir einen neuen», verspricht Felice und küsst ihr die Hand.

Wieder zu Hause, unterhalten sie sich mit Inge, die freundlicherweise die Kinder gehütet hat, über die Trümmerhaufen, die sie auf dem Rückweg inmitten blühender Gärten gesehen haben und die nur ahnen lassen, dass dort einmal ein Haus gestanden hat. Wenn kein Alarm ist und der Himmel blau, könnte man glatt vergessen, dass Krieg ist.

«An all dem sind die Juden schuld», entfährt es Lilly.

Ausser sich vor Wut will Inge auf ihre Arbeitgeberin losstürzen.

«Inge, lass sie zufrieden! Sie weiss nicht, was sie sagt!» schreit Felice mit einer fremd klingenden schrillen Stimme und wirft sich dazwischen.

Wortlos nimmt Inge ihre Handtasche und geht, nicht ohne die Tür lautstark ins Schloss fallen zu lassen.

Am 30. April wird den Juden die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen. Am 2. Mai leben noch ungefähr fünftausend U-Boote in der

Stadt, von denen monatlich etwa 150 auf der Strasse oder in Verstecken aufgegriffen und nach Auschwitz oder Theresienstadt «umgesiedelt» werden. Am 2. Mai zieht Felice mit einem Teil ihrer Sachen sozusagen offiziell bei Lilly ein.

Am 3. Mai spricht Lilly zum ersten Mal mit ihrem Mann über Scheidung: «Es ist doch sinnlos. Wir verstehn uns nicht mehr.»

Günther Wust ist wie vom Donner gerührt. Was ist nur in seine Frau gefahren? Dass Lilly bisweilen zu exzentrischen Ausritten neigt, ist ihm zwar nicht neu, aber Scheidung mit vier Kindern! Eifersucht auf die Liesl kann es nicht sein. Lilly hat seine gelegentlichen Seitensprünge stets mit bemerkenswerter Liberalität toleriert. Und hat er sich seinerseits nicht mustergültig verhalten, als herauskam, dass Albrecht nicht sein Sohn ist? Das war eine Grosszügigkeit, die schon an Weichheit grenzt. Vielleicht ist das sein Fehler gewesen, vielleicht fehlt ihr einfach die starke Hand? Und wie will sie sich, bitteschön, das Leben verdienen?

Das Gespräch versandet, ohne dass es zu einer Entscheidung kommt. Günther will von Scheidung nichts wissen, und schon gar nicht, wenn Lilly sich weigert, die volle Schuld auf sich zu nehmen. Das wiederum sieht Lilly nicht ein, sind doch Günthers Affären in ihren Augen Scheidungsgrund genug. Als einziges Zugeständnis könnte Lilly sich eine «Trennung von Tisch und Bett» vorstellen, bei aufrechtem Eheverhältnis, wenn dem Günther so sehr daran gelegen ist, den äusseren Schein zu wahren. Wobei sie durchaus bereit wäre, den Tisch mit ihm zu teilen, nie aber das Bett. Seit Felice in ihr Leben getreten ist, lebt sie in ständiger Angst, Günther könne bei einem seiner Besuche sein eheliches Nutzungsrecht einfordern. Dazu soll es nie wieder kommen!

Kaum ist Felice eingezogen, muss sie auch schon wieder fort. Das Ziel ihrer «Geschäftsreise» verrät sie nicht. Zwei Tage später ruft sie von irgendwoher an. Wie sehr hat Lilly diesen Anruf herbeigesehnt.

Doch als sie Felices Honigstimme im Ohr hat, bringt sie kein Wort heraus. Was sie eigentlich sagen wollte, schreibt sie auf:

Ein paar Tage alleine. Irrsinnig schwer ist so ein Abschied von Dir! Ach Felice, Du mein erster Mensch, ich liebe Dich. Ich sitze jetzt traurig in der 191 bei schlechtem Licht. In mir ist ein unbeschreibliches Gefühl. Augenblicklich sind wir am Ufa-Palast! An der Haltestelle war es wohl schon entschieden, unser Schicksal. Du hättest mir nie den Apfel schenken dürfen! Nie! – Nachher werde ich im Bett liegen und weinen. Ich werde Dein Bild auf meinen Nachttisch stellen und Dich ansehen. Du wirst mich doch dann bewachen, nicht wahr? Und wenn Du dann schlafen gehst, denke daran, dass ich Dich küssen möchte, und dann bist Du nicht mehr so traurig. Und morgen –! Morgen sind wir nicht mehr alleine!!!

Als Felice heimkommt, ist sie fröhlich und charmant wie immer. Lilly hingegen ist bekümmert. Dass Felice mehrere Tage verreist war, ohne ihr mitzuteilen, wo und bei wem sie gewesen ist, bedrückt sie sehr. Was ist, wenn Felice unterwegs etwas zustösst? Was ist, wenn sie in Berlin ausgebombt wird, und es gibt keine Möglichkeit, Felice zu benachrichtigen? Es ist viel zu tun an diesem Tag, und Reinhard ist besonders quengelig, so dass sich die beiden erst gegen neun Uhr ins Schlafzimmer zurückziehen können. Doch Lilly ist unruhig, geht nicht zu Bett. In ihrem blauen Schlafanzug mit weissen Nöppchen, den Felice ihr geschenkt hat, steht sie am Fussende des Betts und umklammert das Gestell aus heller Eiche.

«Felice, mit dir stimmt was nicht», platzt sie heraus.

«Wieso denn?»

«Du fährst weg und sagst mir nicht wohin. Du rufst mich an, und ich weiss nicht, wo du bist. Was ist los mit dir?»

«Es ist alles in Ordnung, Schätzchen, wirklich. Komm doch ins Bett und lass dich verwöhnen. Du wirst dich noch erkälten.»

«Nein. Felice, wenn wir zusammenbleiben wollen – und das willst

du doch, nicht wahr? –, müssen wir ehrlich zueinander sein.»

«Liebes, ich bin ein offenes Buch. Ich liebe dich, mehr gibt es nicht zu sagen.»

«Felice, ich meine es ernst. Entweder es besteht vollkommene Offenheit zwischen uns oder wir gehen auseinander.»

«Quäl mich nicht, Lilly, bitte. Ich kann es dir nicht sagen. Du hast auch ohne mich genügend am Hals.»

«Felice, ich flehe dich an. Wenn wir das Leben miteinander verbringen wollen, muss vollkommene Wahrheit zwischen uns sein. Ich liebe dich, aber so geht das auf keinen Fall.»

Lilly ist Felices Angst unbegreiflich. Es ist ihr, die Diskretion über alles schätzt, sehr unangenehm, der Freundin derart zuzusetzen, aber noch unerträglicher ist ihr die nunmehr zur Gewissheit gewordene Ahnung, dass es zwischen ihnen etwas gibt, das nicht ausgesprochen werden darf. Es dauert bis Mitternacht, ehe Felice, schon völlig erschöpft, Lilly mit weit aufgerissenen Augen ansieht.

«Versprich mir, dass du mich weiter lieben wirst.»

«Felice, du bist mein ein und alles. Es gibt auf der ganzen Welt nie mehr einen anderen Menschen als dich. Durch dich habe ich endlich zu mir selbst gefunden. Du bist mein erster Mensch. Das weisst du doch!»

«Also gut.» Felice holt tief Luft: «Lilly, ich bin Jüdin.»

Einen Augenblick lang starrt Lilly sie wie betäubt an. Mit einem Mal kann sie all die Ungereimtheiten entschlüsseln, nach denen sie nie gefragt hat. Als sich ihre Erstarrung löst, reißt sie Felice an sich und umschlingt sie in einer endlosen Umklammerung.

«Nun erst recht!» flüstert sie in einem fort.

«Und ich heisse Schragenheim», schluchzt Felice in Lillys Hals hinein.

Lilly

Wir haben die ganze Nacht geweint. Natürlich war es für mich schrecklich, dass sie solche Angst hatte, es mir zu sagen.

Aber sie hat sich mir doch völlig ausgeliefert. Und sie wollte mich nicht verlieren. Sekundenlang war ich wie gelähmt, aber im nächsten Moment nahm ich sie in die Arme, und damit hatte sich die ganze Sache. Natürlich wusste ich, was das bedeutet. Da rollte in rasender Geschwindigkeit ein Film ab, wie Felice in der ganzen Zeit gelebt hat... Keine Sekunde habe ich daran gedacht, dass ich auch in Gefahr sein könnte. Im Gegenteil, jetzt wollte ich sie doch erst recht retten. Ein Mensch in Not – und das war sie! Sagen wir, es wäre ein Kommunist gewesen, da wär es ganz genauso gewesen, das kann ich schwören. Ich muss mir manchmal krampfhaft klarmachen – Felice war eine Jüdin! Das ist doch Wahnsinn, heller Wahnsinn! Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass sie Jüdin war. Sie sah auch nicht jüdisch aus, nur wenn sie ihre Tage hatte, da sah sie jüdisch aus. Nun war Inge auch keine Jüdin, nur bei Elenai hätte man es vermuten können. Ja, auch Gregor sah jüdisch aus, aus dem konnte man zehn machen. Ich war doch öfter mit ihm im Keller, wenn Alarm war. Da muss ich mich schwer wundern, dass keiner der lieben Hausbewohner was gesagt hat. Dass Felice keine Lebensmittelkarten hatte, ist mir nicht aufgefallen. Ich habe doch ein gastfreundliches Haus gehabt. Wenn die Leute zu mir kamen, dann assen sie bei mir. Und Inge ass bei mir, also ass auch Felice bei mir. Dann hatte sie Reisemarken, teuer gekaufte Reisemarken. Und ich nehme an, dass sie Marken von Inge und den andren bekommen hat. Früher, in der Schule, da gab es in meiner Klasse mehrere Jüdinnen, mit denen ich auch befreundet war, aber mit denen war ich ja dann nicht mehr zusammen. Von einer habe ich sehr spät erfahren, dass sie rechtzeitig auswandern konnte. In meiner Umgebung gab es also keine Juden mehr. Ich bin einfach nicht mehr damit konfrontiert worden. Dass Gregor zum Beispiel Jude war, habe ich erst in jener Nacht erfahren. Vorher kam mir das gar nicht in den Sinn. Ich weiss nur, dass ich mich in diesem Kreis wahnsinnig wohl gefühlt habe, von Anfang an, dieser ganze Umgang gefiel mir, das war eine andere Welt, eine schöne Welt. Ich kann das nur so erklären, dass ich ausschliesslich nach meinem Gefühl gehandelt habe. Mit meinen Eltern habe ich viel darüber gesprochen. Ich weiss noch genau, wie mein Vater am 9. November '38 mit einem Stück Kristall von einem

zerschlagenen Schaufenster nach Hause kam... und wir waren entsetzt. Er hat es viele Jahre in einem Kästchen aufbewahrt, ein Stück Schaufenster von Wertheim. Nein, eine Antisemitin war ich nie, so bin ich gar nicht erzogen worden. Ich hab mich nur nicht drum gekümmert, was die Naziideologie bewirkt. Wenn ich zurückdenke an diese ganze Zeit – ich habe jahrelang in einer Wolke gelebt und nur das getan, was mein Mann am liebsten hatte. Was ich damals erfahren habe, habe ich nur durch meine Eltern erfahren. Meine Mutter hat furchtbar viel Angst ausgestanden, weil mein Vater ja oft den Mund nicht hielt. Das wurde mir dann insofern schon verdammt klar. Ich weiss noch, wie furchtbar wir das empfunden hatten, diese Kristallnacht, doch, das weiss ich noch genau. Mit dem Günther haben sie nicht darüber geredet. Wenn wir zusammen waren bei Geburtstagen oder so, wurde grundsätzlich nicht über Politik gesprochen.

Später habe ich mich mit Felice über die Szene mit Inge unterhalten. «Du Dummchen», hat sie gesagt, «so'n Wahnsinn, so etwas zu sagen. Du hast die Zeitung gelesen und dann hast du das gesagt.» Das war mir natürlich furchtbar peinlich – später –, aber Felice hat ja wunderbar reagiert. Ich kann mich erinnern, dass ich mir damals auch nach Inges Wutausbruch keiner Schuld bewusst war. Obwohl ich natürlich auch an meinen Bruder hätte denken können, ja... Ich wusste doch, dass Bob einen jüdischen Vater hatte. Als ich meinen Eltern gesagt habe, wer Felice war, hat meine Mutter es mir dann endlich richtig gestanden: dass Bob der Sohn vom Kantor der Synagoge in der Levetzowstrasse ist. Mein Vater hat es nie erfahren, da war meine Mutter eisern drin. Auch Bob gegenüber hat sie immer nur Andeutungen gemacht, aber nie richtig, weil sie sich nicht verraten wollte. Auch die Nazis wussten nicht, dass er jüdisch ist. Aber er sah wirklich jüdisch aus. Sie haben ihn oft genug verprügelt. Er war doch Kommunist, und da gab's natürlich Schlägereien hier in Berlin. Da haben sie immer gesagt: Verdammter Judenbengel. Er und mein Vater vertrugen sich überhaupt nicht, es war immer ein Hauen und Stechen zwischen den beiden. Ich werde nie vergessen, wie mein Bruder einmal weinend zu mir kam und sagte: Das kann mein Vater nicht sein. Aber wir Kinder haben es gewusst, denn

manchmal wurden wir hübsch rausgeputzt und dann trafen wir uns mit einem fremden Mann. Da mussten wir immer furchtbar brav sein. Das war er und er wollte sein Kind sehen.

Ich hab auch versucht, ihn anzurufen, während des Kriegs, als mir meine Mutter gestand, dass er bis zuletzt mit ihr Kontakt gehalten hat. Denn er hatte den Altarschmuck der Synagoge gerettet und wollte ihn zu ihr in Verwahrung geben. Aber sie hat sich nicht getraut. «Ich bin eben ein Hasenfuß», hat sie mir gesagt. Er hat es trotzdem verstanden. Deshalb habe ich auch versucht, den Mann zu erreichen. Als ich anrief, wurde gesagt, es ist hier niemand des Namens. Das war sicher ein Fehler von mir, doch es war gut gemeint, ich dachte an den Altarschmuck. Seine Söhne hat er rechtzeitig nach Amerika geschickt. Er selbst ist hier geblieben, hat ein zweites Mal geheiratet und ist in einer Wäscherei in der Nähe vom Rathaus Wilmersdorf untergetaucht. Weiterer Verbleib unbekannt.

Am 11. Mai 1943 ist Felice wieder ausgeflogen. Auf eine grüne Kinokarte des Amor-Kinos in der Uhlandstrasse, wo sie vor einigen Tagen die Spätvorstellung von «Pheline» mit Käthe Dorsch besucht hat, schreibt Lilly mit Felices grüner Tinte:

22 Uhr 18: Am 1. Abend ohne Dich! Sollte man tatsächlich Euch irgendwie – dann – lebe ich nicht mehr lange.



# 3

Felice Rahel Schragenheim wurde am 9. März 1922 im Jüdischen Krankenhaus zu Berlin geboren. Viele Menschen hatten in diesem Jahr ihre gesamten Ersparnisse verloren. Den Juden wurde nachgesagt, sich an der Inflation bereichert zu haben, was zwar nicht stimmte, den Deklassierten aber den Antisemitismus als bequemes Ventil anbot. Wenige Monate nach Felices Geburt wird der jüdische Reichsaussenminister Walther Rathenau im Auftrag republikfeindlicher vaterländischer Kreise von Rechtsradikalen ermordet. Walther Rathenau, der sich immer stolz zu seinem Judentum bekannte, gehörte zu den kultiviertesten Männern seiner Zeit und war wohl auch ein Vorbild für Felices Eltern, die in der Flensburger Strasse in Berlin-Tiergarten eine gemeinsame Zahnarztpraxis betrieben.

Felices Vater, Dr. Albert Schragenheim, 1887 in Berlin geboren, war im Ersten Weltkrieg Feldzahnarzt in Bulgarien und heiratete die Zahnärztin Erna Karewski während eines Fronturlaubs im Januar 1917.

«Wo habt ihr denn das blonde Kind her?» staunen Freunde der Familie Schragenheim über Felices helles Haar, das sich erst allmählich dunkler färbt, um sich zur Zeit ihrer Einschulung in die Kleist-Schule im April 1928 bei einem unauffälligen Mittelbraun zu stabilisieren. Bald darauf zieht die Familie in die stille von Linden gesäumte Auguste-Victoria-Strasse in Berlin-Schmargendorf, wo Felice in einem massigen Bürgerhaus mit einem üppigen Garten eine geborgene und mit Wohlstand gesegnete Kindheit verlebt, samt Auto und Motorboot. Sie wird von den Eltern und der Schwester Irene Lise, Fice oder Putz genannt und ist das Nesthäkchen der Familie. Die Eltern sind ein

schönes Paar, die Mutter mit sorgsam onduliertem Bubikopf, der Vater schlank und schmalschultrig, mit den früh ergrauten Schläfen, der runden Nickelbrille und der unvermeidlichen Fliege unter dem Kinn eine Erscheinung von nachlässiger Eleganz.

Die Freunde der Familie sind liberale und sozialistisch orientierte Juden, die an Assimilation glauben und über die jiddisch sprechenden «Galizianer» in der Dragonerstrasse die Nase rümpfen. Im Haus verkehren Anwälte, Ärzte und Künstler, unter ihnen der Schriftsteller Lion Feuchtwanger und seine Schwester Henny, beide väterlicherseits mit der Familie verwandt und von Felice «Onkel» und «Tante» genannt. Aber auch ein Rabbiner zählt zu den Freunden der Schragenheims, denn, ohne fromm zu sein, achten sie auf Tradition. Am Sabbat steht die Menora auf dem festlich gedeckten Tisch, und am Abend vor dem Pessachfest müssen die Kinder durchs Haus laufen, um nach Spuren von Sauerteig zu fahnden, eine Verpflichtung, der sie wegen der von den Eltern an entlegenen Winkeln versteckten Süßigkeiten mit grossem Eifer nachkommen. Um restlos glücklich zu sein, fehlt den Kindern bloss der Weihnachtsbaum. Die Mutter hätte nichts dagegen, denn die jüdischen Feste sind für sie leere Rituale, aber in diesem Punkt bleibt der Vater hart.

Die Zahnarztpraxis der Eltern ist unter Berliner Juden ein Begriff. «Ich kannte mal einen Zahnarzt», werden sich viele noch ein Jahrzehnt später in der englischen Emigration erinnern, wenn der Name Schragenheim fällt. Die Hälfte aller 1933 in Berlin zur Kasse zugelassenen Ärzte und Zahnärzte sind Juden.

1930, Felice ist gerade acht Jahre alt, haben die Eltern während einer Urlaubsreise nach Dalmatien einen schweren Autounfall. Der offene Fiat mit dem Anhänger überschlägt sich auf einer Waldstrasse und kommt mit den Rädern nach oben zu liegen. Putz und Irene verlieren ihre schöne 38jährige Mama. Später wird sich Felice erinnern, dass der geschockte Vater bei seiner Rückkehr nach Berlin schnee-weiss geworden war. Doch schon zwei Jahre darauf heiratet er eine

mondäne junge Dame mit schwarzen Mandelaugen und ebenmäßigem ovalen Gesicht. Käte Hammerschlag wird nicht nur Dr. Schragenheims Ehefrau, sondern auch seine Sprechstundenhilfe. Die Töchter sind alles andere als begeistert von der neunzehnjährigen Stiefmutter aus vermögendem Haus und können es dem Vater nie ganz verzeihen, dass er ihre Mama verraten hat. Doch Dr. Schragenheim hat bald noch ganz andere Sorgen.

1930 ist er Leiter der Fürsorge- und Versicherungsstelle des Reichsverbands der Zahnärzte Deutschlands, gleichzeitig aber auch Mitglied der zahnärztlichen Sektion des Vereins Sozialistischer Ärzte, was bei den Wahlen von 1931 zur Preussischen Zahnärztekammer für einige Unruhe sorgt. Doch Albert Schragenheims Funktionärstage sind ohnehin gezählt. Nach der «Machtergreifung» werden alle jüdischen Vorstandsmitglieder und deren Stellvertreter, insgesamt neunzehn, zur Niederlegung ihrer Mandate veranlasst. Die «Verordnung über die Tätigkeit von Zahnärzten und Zahntechnikern bei den Krankenkassen» vom 2. Juni 1933 regelt den Ausschluss von Kommunisten und Juden aus der Kassenpraxis. Ehemalige Frontsoldaten wie Dr. Albert Schragenheim werden nach dem «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vorerst noch geschont.

Zwischen dem 1. April 1933 und Ende Juni 1934 werden im Reich 600jüdische Zahnärzte «ausgeschaltet», wobei die antisemitische Agitation der ärztlichen Standesvertreter selbst die NS-Propaganda noch übertrifft. Jeder, der früher in Berlin etwas auf sich hielt, ging zu einem jüdischen Arzt. Die zunehmenden Berufsverbote für jüdische Ärzte an Krankenhäusern machen nun Arbeitsplätze frei für nicht zum Zug gekommene «arische» Kollegen. Am 12. Mai fordert das *Gross-Berliner Ärzteblatt* den «Ausschluss aller Juden von der ärztlichen Behandlung deutscher Volksgenossen, weil der Jude die Inkarnation der Lüge und des Betrugers ist».

1934 wird die «Arisierung der Privatversicherung» in die Wege geleitet. «Persönlich unzuverlässige», «nichtarische» und «politisch untragbare» Ärzte werden ausgeschlossen, indem ihre Rechnungen

von den Privatversicherungen nicht erstattet werden. Listen von «nicht erstattungsfähigen» Ärzten und Zahnärzten werden veröffentlicht. Innerhalb der Reichsvertretung der Juden wird eine Hilfsorganisation für ausgeschaltete Zahnärzte gegründet, die Umschulungskurse zu Zahntechnikern organisiert und Auswanderungsberatung anbietet. England ist als Emigrationsland besonders beliebt, weil ausländische Zahnärzte dort ohne Zusatzexamen ihren Beruf ausüben dürfen. Doch die Nachfrage nach Arbeiterlaubnissen übersteigt bei Weitem das Angebot.

In dieser Zeit, vielleicht aber auch schon früher, hat sich Dr. Schragenheim ein Haus auf dem Berg Carmel in Palästina gekauft, dann aber wieder verkauft, weil er das Klima nicht vertrug. Für seine Töchter sorgt er allerdings vor: Das Haavara-Abkommen ermöglicht es ihm im Jahre 1934, palästinensische Wertpapiere zu kaufen, die er für Felice und Irene in zwei Tel Aviver Banken deponiert. Das Abkommen erlaubt die Kooperation zwischen einer vom Reichsinnenministerium eingerichteten Palästina-Treuhand-Gesellschaft für den Export deutscher Industriegüter und der zionistischen Jewish Agency for Palestine.

Am 18. März 1935 – Felice und Irene sind dreizehn und fünfzehn Jahre alt – stirbt Albert Schragenheim im Alter von 48 Jahren. Bei einer seit 1933 als Vorbereitung auf den Luftkrieg üblich gewordenen Luftschutzübung mit Alarm, Verdunkelung und Gasmasken, fällt er tot um. Die Nürnberger Rassengesetze vom September bleiben ihm erspart. Er wird auf dem Friedhof Weissensee begraben. Posthum erhält er 1937 anlässlich des Führergeburtstags «im Namen des Führers und Reichskanzlers» vom Berliner Polizeipräsidenten das «Ehrenkreuz für Kriegsteilnehmer».

Die junge Witwe Käthe Schragenheim bezieht mit ihren Stieftöchtern eine Wohnung in der Sybelstrasse in Charlottenburg. Zum Leidwesen von Irene und Lice nimmt Käthe ihre Stiefmutterpflichten sehr ernst. Rauchen ist nun nur noch nachts im Bett möglich, wenn Käthes

wachsames Auge sich anderen Dingen zuwendet. Im Übrigen halten die beiden Mädchen die elegante Frau für reichlich dämlich und beschränken den Kontakt mit ihr auf ein notwendiges Minimum.

Felice ist bis 1932 Schülerin der Kleist-Schule in der Levetzowstrasse, gleich neben der Synagoge, die später als Sammellager dient. Mit elf Jahren wechselt sie in das im historistischen Stil des 19. Jahrhunderts erbaute Bismarck-Lyzeum im prächtigen Villenviertel von Grunewald, unweit der Königsallee, wo Walther Rathenau ermordet wurde.

Eine der ersten Massnahmen im Schulwesen nach der Machtergreifung ist die Wiedereinführung der in der Weimarer Republik verbotenen Prügelstrafe und der «deutsche Gruss» zu Beginn jeder Schulstunde. Doch das Bismarck-Lyzeum in der Lassenstrasse ist politisch zwar deutschnational, aber nicht nationalsozialistisch eingestellt. In den Klassen prangt das Bildnis der Königin Luise. Nur widerwillig unterwerfen sich die Lehrer der Anordnung, beim Betreten der Klasse mit «Heil Hitler» zu grüssen. Bei Schulfeiern wird, wie vor 1933 üblich, das Vaterunser gebetet und erst danach das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied gesungen.

Im April 1933 wird das «Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen» erlassen. Die Zahl der «nichtarischen» Schüler und Studenten darf den Anteil der Nichtarier an der reichsdeutschen Bevölkerung nicht übersteigen, bei Neuaufnahmen höchstens 1,5 Prozent, beim «Restbestand» nicht mehr als fünf Prozent. Beide Bestimmungen treffen nicht auf Schülerinnen und Schüler zu, deren Väter im Ersten Weltkrieg gekämpft haben.

Am 4. September 1933 bekommt Felice das Dauerschwimmerzeugnis für 75 Minuten Schwimmen im Wellenbad am Lunapark in Berlin-Halensee. Nicht mehr lange ist es ihr erlaubt, in öffentlichen Bädern zu schwimmen. Im Sommer 1935 wird am Freibad Wannsee ein Schild mit dem Text «Juden ist das Baden und der Zutritt verboten!» angebracht, auf Wunsch des Auswärtigen Amts aus Rücksicht

auf die Olympiade im kommenden Jahr jedoch wieder entfernt.  
Felice wird Mitglied des jüdischen Sportvereins *Bar Kochba*.

Private Kontakte zwischen jüdischen und nichtjüdischen Schülerinnen sind nach dem Reichsbürgergesetz vom November 1935 kaum noch möglich. Nach einer Verschnaufpause vor und während der Olympiade verstärkt sich der Druck. «Felice macht zur Zeit nicht den Eindruck, dass sie körperlich gut bei Kräften ist; daher sind ihre Antworten mitunter fehlerhaft. Trotzdem hat sie sich im ganzen wieder ein günstiges Zeugnis erarbeitet», schreibt der Klassenlehrer, Studienrat Walter Gerhardt, in Felices Zeugnis vom 8. Oktober 1936. Auf einem Klassenfoto vom Juni 1936 sieht Felice klein und zierlich aus. Von den Geschichtsstunden, in denen das «Weltjudentum» durchgenommen wird, ist sie befreit, im Rassekunde-Unterricht wird ihr vielleicht der Schädel vermessen.

#### **Und dennoch -----**

Es gibt Leute, die heute schrecklich schreien, wie arm und von Pech verfolgt sie sein, die mit dem Unglück kokettieren und fast fürchten, es zu verlieren.

Ich meinerseits finde, auf dieser Welt gibt es noch manches, was mir gefällt. Ich liebe es, in die Stadt zu gehen und von Sonne bestrahlt Prominente zu sehen; ich freue mich über Platten und Bücher, über Gedichte und Chiffontücher.

Ich liebe Theater, ich liebe Kiabund, und ausserdem finde ich Lachen gesund. Die andern Leute nennen tatsächlich diese Einstellung oberflächlich; ob das stimmt, das sei dahingestellt – mich freut noch manches auf dieser Welt.

[6. April?]

Im Bismarck-Lyzeum sind trotz umfangreicher Abgänge im Jahr 1937 noch 58 Jüdinnen unter den 343 Schülerinnen, weit mehr als die

zugelassene Höchstquote, vielleicht auch deswegen, weil viele der Väter aus alteingesessenen jüdischen Familien Kriegsveteranen sind. Eine ehemalige Schülerin, die 1933 an der Schule im Grunewalder Villenviertel das Abitur machte, erinnert sich, dass in ihrem Jahrgang unter 23 Abiturientinnen nur sieben «Arier» waren. Der Direktor, Dr. Friedrich Abée, gilt als Geheimtip für Eltern, die ihrem Kind eine betont nationalsozialistische Erziehung ersparen wollen. Noch 1943, als im Sommer alle Schulen Berlins geschlossen werden, gibt es an Felices Schule «halb- und vierteljüdische» Schülerinnen. Ilse Kalden, Abiturientin des Jahrgangs 1943, schreibt in der Schulchronik:

In jedem Schuljahr kamen neue Mitschülerinnen in unsere Klasse, aus anderen Teilen Berlins, ja sogar aus anderen, mitteldeutschen Städten. Sie schienen uns zuerst scheu und abwartend, bis sie Zutrauen fassten. Nach und nach erfuhren wir, dass sie fast ausnahmslos aus Glaubensgründen in Schwierigkeiten gekommen waren, dass sie aus anderen Schulen ausgewiesen wurden, weil sich irgendwo in ihrem Stammbaum ein jüdischer Vorfahre fand. Sie alle flüchteten zu Dr. Abée und wurden vorbehaltlos aufgenommen. Selbst in seinem eigenen Hause gab er solchen Schülerinnen ein Zuhause.

Offiziell allerdings ist die Schule 1939 «judenrein». Die Säuberung von den Töchtern von Kaufleuten, Universitätsprofessoren, Chirurgen, Bankiers, Industriellen und Theaterdirektoren «wegen Fortzugs der Eltern» erfolgt in Etappen. Am 27. März 1936 bekommt Felices Schwester Irene ihr Abgangszeugnis, «um eine Schule im Ausland zu besuchen». Mit ihr verlassen weitere fünf Mädchen die Klasse mit derselben Begründung. Ein Jahr darauf scheiden mindestens acht Schülerinnen aus, darunter Felices beste Freundin Hilli Frenkel. In der Schulzeitung der Klasse U. II. r. g. aus dem Jahre 1937 findet sich ein Abschiedsgedicht von Felice an die Bankierstochter Marie-Anne Hartog:

In Marie-Annes Album

«Sag' beim Abschied leise servus» – übermorgen ist's soweit,  
Deiner Schulzeit grosses MUSS ist nur noch Vergangenheit.  
Was wir taten, was wir trieben, alles ist «es war einmal».  
Ich wünsch Dir, alleingeblichen, erfüllt Dein «Frauenideal».  
[März 1937]

«Was ich aus mir machen möchte – mein Frauenideal», ist ein Aufsatzthema, das der Klasse U. II. r. g. im Schuljahr 1936/ 37 gestellt wurde. Im Vergleich zu Aufsatzthemen wie «Blut ist ein ganz besonderer Saft», «Luftschutz tut not» und «Das Heldische in der altgermanischen Religion», mit denen die Schüler an manchen Berliner Schulen schon 1933 traktiert wurden, zeichnet sich Felices Lyzeum durch Zurückhaltung aus. Interessant ist eine Prüfungsarbeit in Mathematik der Klasse U. II. L:

Ein Schiff, das sich im Mittelmeer auf dem Wege nach Jaffa:  
 $f_2=32^{\circ}5'$ ,  $\beta_2=34^{\circ}45'$  befindet, hat soeben seinen Standort:  $f_1=$   
 $34^{\circ}45'$  und  $\beta_1=27^{\circ}17'$  ermittelt. Welchen Kurs muß es nehmen?

Eine Interpretation fällt schwer. Ist es verschleierte Bezugnahme auf die Zukunftsperspektiven der jüdischen Schülerinnen, Zynismus oder vorseilender Gehorsam, bildet doch «Judas raus, auf nach Palästina» vorerst noch die offizielle «Judenpolitik»?

Zu Ostern 1938 wird das Bismarck-Lyzeum zu einer nach Bismarcks Frau, Johanna von Puttkamer, benannten Oberschule für Mädchen ausgebaut. Am 22. Juli werden für Juden Kennkarten mit einem J eingeführt. Im Herbst scheint es nur noch eine «Volljüdin» in der Klasse zu geben. Felice ist in der Tat allein geblieben.



Am 11. Oktober 1938 bekommt Felice ihr letztes reguläres Zeugnis. «Felice hat sich ihren günstigen Platz in der Klassengemeinschaft zu bewahren vermocht», schreibt Studienrat Gerhardt in der verbalen Beurteilung. Ihr einziges «sehr gut» hat Felice im Fach Englisch.

### **Leider**

Wir sprachen zwar von alten Sagen, von Kolonien weit entfernt – auf Englisch nach dem Weg zu fragen, das haben wir bisher noch nicht gelernt. Ich hab kein Recht, Kritik zu üben, ich stell's nur fest so dann und wann und denke zweifelnd dann an «drüben», was damit einmal aus uns werden kann. Wie soll'n wir das denn mal verwerten? Das wissen Sie doch selber nicht!

Verehrtes Fräulein Dr. Merten, Ihr grösster Fehler ist Ihr Unrecht!

[9. August 1938]

Doch um die Chancen, nach «drüben» zu kommen, steht es schlecht. Als sich die Lage der Juden durch den Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland im März 1938 verschärft und zunehmend klar wird, dass der Völkerbund nicht in der Lage sein wird, das wachsende Flüchtlingsproblem zu bewältigen, beruft US-Präsident Roosevelt eine Konferenz ein, mit dem Ziel, eine neue internationale Flüchtlingshilfsorganisation zu gründen. Abgeordnete aus 32 Nationen reisen im Juli 1938 in den französischen Badeort Evian-les-Bains. Die Konferenz wird von den USA mit dem Angebot eröffnet, die Quote für Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich zur Gänze zu öffnen, eine Chance für 27.370 Menschen. Danach entschuldigt sich ein Delegierter nach dem anderen für die mangelnde Aufnahmekapazität seines Landes. Der britische Delegierte lässt keine Debatte über das britische Mandatsgebiet Palästina zu und gibt zu verstehen,

dass das überbevölkerte und von Arbeitslosigkeit gebeutelte Grossbritannien nicht in der Lage sei, jüdische Flüchtlinge einzulassen.

Als in der «Reichskristallnacht» im ganzen Deutschen Reich die Synagogen brennen und zehntausende Juden in Konzentrationslager verschleppt werden, reagiert die geschockte Welt kurzfristig mit Sympathie für die Juden. Holland, Belgien, Frankreich und die Schweiz lassen Tausende ohne Pässe und Geld einreisen, und auch nach Schliessung der Grenzen werden illegale Flüchtlinge nicht abgeschoben. «Ich kann gar nicht glauben», empört sich US-Präsident Roosevelt, «dass solche Dinge sich in einem zivilisierten Land des 20. Jahrhunderts zutragen können.» Doch als er gefragt wird, ob er sich für eine Lockerung der Einwanderungsgesetze einsetzen werde, beruft er sich auf die Länderquoten, die im Einwanderungsgesetz von 1924 festgelegt wurden.

Seit der «Reichskristallnacht» ist selbst den heimattreuesten Juden klar geworden, dass sie gut daran täten, auf die Heimat vorerst zu verzichten. Wer irgendwie kann, versucht das Land zu verlassen. Doch nach dem 9. November wird das Haavara-Abkommen aufgekündigt, auf dessen Grundlage etwa 30.000 Juden nach Palästina auswandern konnten. Und während in früheren Jahren nach Abzug einer 25prozentigen Reichsfluchtsteuer der Rest des Kapitalvermögens ins Ausland mitgenommen werden konnte, ist seit Juni 1938 jegliche Kapitalausfuhr verboten.

1938 verlassen 140.000 Menschen das Reich. Zurück bleiben vor allem ältere Leute und alleinstehende Frauen. Die Hälfte der jüdischen Bevölkerung ist nun über fünfzig Jahre alt. Frauen zeigen zwar eine grössere Bereitschaft als Männer, eine Emigration als Chance zu begreifen, doch den Weg ins Ausland finden wesentlich mehr Männer als Frauen. Die Frauen werden gebraucht, wo die Not am grössten ist. Als Gemeindepflegerinnen, Krankenschwestern und Lehrerinnen finden sie Arbeit in den sozialen Wohlfahrtseinrichtungen der jüdischen Gemeinden, von denen immer mehr Menschen abhängig wer-

den. In Gemeinschaftsküchen kochen Frauen für jene, die nicht mehr selbst kochen können. Und die Frauen bleiben, weil sie sich für ihre betagten Eltern verantwortlich fühlen. 1933 sind 52,3 Prozent der deutschen Juden Frauen, 1939 sind es schon 57,5 Prozent.

Am 15. November 1938 findet auch Felices Schulzeit ein jähes Ende. Für Jüdinnen und Juden wird ein Verbot des Besuchs öffentlicher Schulen erlassen. «Nach der ruchlosen Mordtat in Paris kann es keinem deutschen Lehrer und keiner deutschen Lehrerin mehr zugemutet werden, an jüdische Schulkinder Unterricht zu erteilen», heisst es im Erlass des Reichserziehungsministers. «Auch versteht es sich von selbst, dass es für deutsche Schüler und Schülerinnen unerträglich ist, mit Juden in einem Klassenraum zu sitzen. Die Rassentrennung im Schulwesen ist zwar in den letzten Jahren im Allgemeinen bereits durchgeführt, doch ist ein Restbestand jüdischer Schüler auf den deutschen Schulen übriggeblieben, dem der gemeinsame Schulbesuch mit deutschen Jungen und Mädeln nunmehr nicht weiter gestattet werden kann.»

Der Restbestand Felice erhält sein Abgangszeugnis «auf Anordnung des Herrn Reichserziehungsministers», unterschrieben von Klassenleiter Gerhardt und Ober-Studiendirektor Dr. Friedrich Abée. Walter Gerhardt gibt eine letzte Einschätzung: «Felice war eine ruhige und freundliche, begabte und fleissige Schülerin.»

Die weiteren Seiten von Felices Zeugnisheft bleiben leer. Sie ist sechzehneinhalb Jahre alt. Das deutsch-englische Wörterbuch aus der Schulbibliothek lässt sie mitgehen. «Geklaut am 2.11.38», steht trotzig mit grüner Tinte auf der Innenseite des Buchdeckels.

## **Nachruf**

Abgangszeugnis, sanft ruht die Karriere,  
letzter Akt, der Eisenvorhang fällt...

Was ich wirklich mal geworden wäre, wenn –  
das bleibt dahingestellt.

Noch ein Jahr, ich wär schon was gewesen,  
denn das Abi hätt ich dann gehabt.  
Jetzt kann ich in meinem Zeugnis lesen:  
ich war ruhig, fleissig und begabt.

Ja, die schönen Tage sind vorüber,  
wo ich sanft bei Schillers Glocke schlief,  
bis mich Schefflers Glocke (mir viel lieber)  
weckte und beglückt zur Pause rief.  
Schwänzen, schwatzen, heimlich Briefe schreiben  
inclusive Schülerschein – passé.  
Abgebaut, verhindert muss ich bleiben  
oder auch «Primanerin  
a. D.» –

[11. September 1939]

Die Johanna von Puttkamer-Oberschule für Mädchen heisst heute  
Hildegard-Wegscheider-Oberschule. Hildegard Wegscheider war bis  
1933 preussische Landtagsabgeordnete der SPD. An die 58 jüdischen  
Schülerinnen, die 1937 die Schule besuchten, wird weder in der  
Schulchronik von 1989 noch mit einer Gedenktafel erinnert.

### **Kleine Anfrage**

Steht Ihr manchmal noch im kalten Winter  
übersetzend und in Angst und Qual  
vor Lateinarbeit und Mathe hinter  
einer Nische dicht beim Zeichensaal?

Schleicht Ihr noch so still und heimlich leise  
in die Sonne zum Balkon hinauf?  
Kriegt Ihr immer noch auf diese Weise  
liebe kleine Strafarbeiten auf?

Rennt der Bubi auf den Schulausflügen  
immer noch mit D-Zug Schnelligkeit?  
Droht die Tasche immer noch mit Rügen,  
trägt sie noch das  
Sofadecken-Kleid?

Kommt die Inge Matthe noch zu spät,  
wird die Schulordnung Euch noch verkündet?  
Und zerreisst die Merten so diskret  
immer noch die Zettel, die sie findet?  
Schreibt Ihr noch – natürlich, wie es war,  
ist es, und Ihr findet's gar nicht schön.  
Nur Erinnerung lässt wunderbar  
und vergoldet uns Vergangenes sehn.

[Februar 1939]

Auch die Schragenheims beginnen nun, ihre Auswanderung verstärkt zu betreiben. Am 22. Oktober 1938 wird Irene durch Beschluss des Amtsgerichts Charlottenburg für volljährig erklärt, und ein «Erbauseinandersetzungsvertrag» zwischen ihr und der minderjährigen Felice wird abgeschlossen. Mit Stichtag 31. Oktober 1938 sind aus dem Nachlass des Vaters folgende Vermögenswerte vorhanden, die je zur Hälfte Irene und Felice zustehen:

1. Wertpapiere

a) im Depot der Preussischen Staatsbank Berlin im Kurswert von 94.448,75 RM;

b) 1 Stück Hanotaiah Ltd. Pflanzungs- und Siedl.-Ges. Tel Aviv, Bodenscheine (5% Bodenanleihe von 1934) im Nennbetrag von 814.522 £P. Bei Umrechnung in deutsche Währung unter Annahme eines Mittelkurses für palästinensische Pfund ergibt das einen Betrag von 3.373,64 RM;

c) im Depot bei der Haavara Limited in Tel Aviv auf den Namen der Geschwister Schragenheim: 162 Stck. Kerem-Kajemeth-Leisrael-Debentures zum Nominalwert von 6 £ pro Stück, das sind 972 £P, was einem Wert von 7.916,60 RM entspricht.

2. Schmucksachen im Gesamtwert von 745 RM.

3. Forderungen im Gesamtwert von 2.339,09 RM.

Der Wert der Teilungsmasse beträgt mithin: 106.483,99 RM, also 54.411,54 RM für jede der beiden Geschwister.

Die 162 Debentures im Depot der Haavara Limited werden zugunsten von Felice ungleich geteilt (112:50), um ihr die Einreise nach Palästina zu ermöglichen. Gelingt es ihr, Deutschland zu verlassen, soll Irene der ihr zustehende Teil gutgeschrieben werden.

Es ist anzunehmen, dass Irene sich zu diesem Zeitpunkt bereits in England befindet, hat sie doch das Bismarck-Lyzeum 1936 verlassen, «um eine Schule im Ausland zu besuchen». Andererseits gibt es in Felices Nachlass ein Foto von ihrer Schwester, das angeblich 1938 auf dem Balkon von Margarethe Selbachs Wohnung aufgenommen wurde. Kann es sein, dass sie im Ausland war und wieder zurückgekehrt ist? Ihre erste Nachricht aus England, die erhalten geblieben ist und Felice über das Rote Kreuz erreichen wird, ist mit 4. April 1942 datiert.

Am 6. Januar 1939 teilt Felices gerichtlicher Vormund, Rechtsanwalt Edgar von Fragstein und Niemsdorff, Käte Schragenheim mit, dass er mit einer Genehmigung des Teilungsplans zwischen Irene und Felice durch Devisenstelle und Reichsbank rechnet, und listet die Wertpapiere auf, die Felice für eine gemeinsame Auswanderung mit Käte zur Verfügung stehen.

Am 16. Januar bestätigt die Continental Illinois National Bank and Trust Company von Chicago dem amerikanischen Konsul, dass der Arzt Dr. Walter Karewski, Felices Onkel und Bruder ihrer verstorbenen Mutter, zusammen mit seiner Frau ein Sparguthaben in der Höhe von 2.091,04 US-Dollar unterhält. Dr. Karewski, der sich in seiner neuen Heimat Walter Karsten nennt, lebt seit Juni 1936 in den USA. Am 20. Januar unterschreibt er eine notariell beglaubigte Bürgschaft (Affidavit) für Felice, von Beruf «Hausmädchen», die wegen der «conditions in Germany» ein Einwanderungsvisum für die Vereinigten Staaten beantragt. Ein Zusatzaffidavit wird von Jennie L. Brann unterschrieben, die ihr ganzes Leben in den USA zugebracht hat und sich als Felices Cousine zweiten Grades in das gelbe Formular einträgt. Am 18. Januar bestätigt die Treuhand- und Transfer-Stelle Haa-

vara Limited in Tel Aviv dem «British Passport Officer», dass die oben genannten in der Anglo-Palestine Bank Ltd. hinterlegten Debetures zum Gegenwert von 12.000 RM für die beiden Töchter des verstorbenen Dr. Albert Schragenheim von ihr treuhänderisch verwaltet werden.

Ab 6. Dezember 1938 dürfen Juden bestimmte Strassen der Berliner Innenstadt nicht mehr betreten. Teile der Wilhelmstrasse und der Strasse Unter den Linden werden mit einem «Judenbann» belegt.

### **Gerd Ehrlich**

Alles geht vorüber, und auch die Aufregungen im November 38 nahmen ein Ende. Das Leben ging wieder «normal» weiter. Es setzte zwar ein andauernder Massensturm auf die Konsulate ein, aber die Auswanderung wurde einem nicht leicht gemacht. Man musste ausser der schon schwierig zu erlangenden Einreise-Erlaubnis in irgendein Land auch noch eine Ausreise-Bewilligung der Gestapo haben. In der Kurfürstenstrasse wurde eine Passstelle eingerichtet, von der man sich wenig schöne Dinge erzählte. Ich persönlich bin immer schon bei den Konsulaten stecken geblieben. [ . . . ] Es war durchaus kein verzweifertes Leben, das wir führten. Man hatte noch seine einigermassen grosse Wohnung und konnte sich auf der Strasse noch verhältnismässig sicher bewegen. Es durfte einem allerdings nicht passieren, dass man schräg über den Damm ging oder ein ähnliches «Verbrechen» beging. Dann war man nämlich geliefert. Der Polizist hatte strenge Anweisung, einen Juden, der sich eines solchen Fehlers schuldig machte, der im Allgemeinen mit einer Busse von einer Reichsmark belegt wurde, streng zu bestrafen. Ich kenne Fälle, wo Juden ins Gefängnis und danach ins KZ gekommen sind, weil sie eine kleine Verkehrsregel nicht befolgt haben. Ich selbst wurde einmal von einem Wachtmeister aufgeschrieben, weil ich mit dem Rade in einer verbotenen Strasse fuhr. Aus irgendwelchen undurchsichtigen Gründen hat der Beamte aber keine Anzeige gemacht; jedenfalls habe ich nie etwas von der Sache gehört.

Ab 1. Januar 1939 müssen Juden auf allen Ausweisen ihren Familiennamen die Vornamen Sara oder Israel hinzufügen lassen. Felice wird zu Felice Rahel Sara Schragenheim. Juden ist es untersagt, öffentliche Theater, Kinos, Konzerte und Kabarettis zu besuchen. Das vom jüdischen Kulturbund betriebene Theater und die Jüdischen Filmbühnen bleiben die letzten Orte, wo Juden sich von der Trostlosigkeit des Alltags ablenken können. Am 9. Januar wird die von Albert Speer entworfene «Neue Reichskanzlei» eröffnet, am 24. Januar die «Reichszentrale für jüdische Auswanderung».

Die Berliner beschwerten sich, dass der Kaffee zu Ende geht. «Deutsche, trinkt Tee!» werben die Kaffeehändler. Da die Anordnungen für Juden bald nur noch im *Jüdischen Nachrichtenblatt* veröffentlicht werden, wird es den «Ariern» leichter gemacht, die Augen vor dem zu verschliessen, was sich vor ihrer Haustür abspielt.

«Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen», droht Hitler an die Adresse von Washington gerichtet am 30. Januar 1939 in seiner traditionellen Rede zum Jahrestag der Machtergreifung, «dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.»

Am 4. Februar 1939 legt Felices Grossmutter Hulda Karewski dem Amerikanischen Konsulat das Affidavit ihres Sohns Walter vor, zusammen mit einem Zusatzaffidavit des amerikanischen Staatsbürgers und Kaufmanns Sam Maling, dessen Frau Hazel eine Freundin von Hulda Karewski ist. Sam Maling bestätigt notariell beglaubigt, dass er ein Fünzimmerapartment im Chicago Beach Hotel bewohnt, über ein monatliches Einkommen von 1.500 Dollar und über einen privaten Besitz im Werte von mehr als 50.000 Dollar verfügt. Er beteuert, immer ein gesetzestreuer Bürger gewesen und niemals wegen eines Verbrechens oder sonstigen Fehlverhaltens verhaftet worden zu sein. Auch gehöre er keiner Gruppe oder Organisationen an, deren Ziel die



Zerrüttung der staatlichen Ordnung sei. Dasselbe träfe, nach seinem besten Wissen und Gewissen, auch auf die Antragstellerin zu. Die 69jährige Hulda Karewski teilt dem Amerikanischen Konsulat mit, dass sie mit Einschreibbrief vom 22. Dezember 1938 um den Erhalt einer Wartenummer gebeten habe und bittet um Beschleunigung, da ihr Sohn im Besitz von «First Papers» sei und Hulda Karewski im Haushalt dringend benötigt werde.

Ab 21. Februar 1939 müssen Juden mit Ausnahme von Eheringen alle Gegenstände aus Gold, Silber, Platin sowie Perlen und Edelsteine abliefern. Ende April wird das Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden erlassen. «Gliedern einer Hausgemeinschaft allein» ist es überlassen, festzustellen, «von welchem Zeitpunkt ab die Anwesenheit jüdischer Mieter von ihnen als Belästigung empfunden» wird. Juden, die ihre Wohnung räumen müssen, werden in «Judenhäuser» eingewiesen. Die Schragenheims müssen aus der Sybelstrasse ausziehen und kommen bei Kätes Eltern, den Hammerschlags, unter, in deren Zehnzimmerwohnung in Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 102, immer mehr Juden einquartiert werden.

## Umzug

Ultimo der Wohnung fremd und leer  
stellt als Rumpelkammer sich nun dar  
mit Papier und Fetzen rings umher,  
was uns lange Zeit «Zuhause» war.

Scherben bringen Glück – die Chinavasen  
glauben endlich auch dran, Gott sei Dank.  
Hühnenhafte Möbelmänner rasen  
unterm Arm Klavier und Bücherschrank.

An der Wand statt Bildern helle Flecke,  
Kisten nur als Sitzgelegenheit,  
tote, schwarze Drähte an der Decke,  
keine Taschenlampe weit und breit.

Möbelpacker gehn in die Destille,  
wenn die Wohnung auf der Strasse steht,  
und dann ist es immer Gottes Wille,  
dass ein Wolkenbruch herniedergeht.  
Endlich ist es aber doch so weit,  
schaukelnd fährt der Möbelwagen fort.  
Spricht man später mal von dieser Zeit,  
sagt man: «Damals wohnten wir noch dort –

[12. Juni 1939]

In der zweiten Märzhälfte 1939 legt Felice an der privaten jüdischen Waldschule Kaliski in Berlin-Dahlem die Cambridge Proficiency Prüfung in Englisch ab und wartet auf den Tag X.

Die Emigrantinnen und Emigranten dürfen zehn Reichsmark in bar mitnehmen. Ein Verstoß gegen die Devisenvorschriften wird mit Konzentrationslager und Schlimmerem geahndet. Arische Deutsche, die ins Ausland reisen dürfen, überschreiten in immer eleganterer Aufmachung die Grenzen, um Pelze und Wertsachen ihrer jüdischen Freunde ausser Landes zu schaffen. In Kellern und Dachböden stapeln «Aufbewarier» jüdischen Besitz.

Die erklärte «Judenpolitik» des Deutschen Reichs ist bis weit in den Sommer 1941 hinein immer noch die Auswanderung aller in Deutschland lebender Juden. Von den 140.000 im Jahre 1938 Geflohenen nehmen Südamerika 20.000 und Palästina 12.000 legale und eine unbekannte, aber nicht unerhebliche Zahl illegaler Flüchtlinge auf. Vielleicht 30.000 gelingt die Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Der Rest bleibt in den westeuropäischen Transitländern stecken: in Frankreich, England, Holland, Belgien und in der Schweiz. Als klar wird, dass es in Übersee zu wenige Plätze für Flüchtlinge gibt, beginnen die Transitländer ihre Grenzen zu schliessen. Zu Zehntausenden werden ausländische Konsulate belagert, doch die Wartelisten sind auf Jahre hinaus gefüllt. Mitte Mai 1939 beschränkt die britische Regierung die Zahl der Einwandererinnen und Einwanderer nach Palästina bis 1944 auf 10.000 jährlich, zuzüglich 25.000 Flüchtlinge, deren Verwandte für sie bürgen können.

Unter jenen, denen die Auswanderung in die Vereinigten Staaten gelingt, ist Felices beste Freundin Hilli Frenkel. In einer Packung Monatsbinden schmuggelt sie den Schmuck von Felices Mutter über die Grenze.

### **Auf Wiedersehen!!**

Früher, wenn mal etwas Komisches war,  
sei's witzig, sei's blöde, sei's wunderbar,  
kleine nette pikante Geschichten  
oder von Merten was zu berichten,  
Micha Nussbaums herrlicher Bass  
oder ein dämlicher Schulerlass;  
wenn ich irgendwo ganz grossen Quatsch gemacht  
oder mich mächtig mit sonstwem verkracht,  
dann könnt eine innere Stimme befehlen:  
das musst Du sofort der Hilli erzählen!  
Vorbei!

Jetzt sitz ich ganz allein, keinen-  
hör ich vor Beifall schrein,  
hör nie mehr das alberne Gelach,  
nie mehr der Herzensfreude Krach ...  
doch dreimal am Tag, wenn was passiert,  
wenn ich als Evelyne Corley fungiert  
oder die schöne Tschechowa gesehn,  
oder ich fand einen Schlager schön –  
dann denk ich, das darf sie nicht verfehlen,  
das musst Du gleich der Hilli erzählen! –  
Doch warte nur noch ein paar Jahr,  
dann ist das alles nicht mehr wahr.  
Dann werden wir uns wiedersehn,  
und alles, was bis dahin geschehn,  
was an kleinen Skandälchen gewesen,  
was ich geschrieben, was ich gelesen,  
wen ich anrief und wer mir gefällt,  
und die besten Witze aus aller Welt,  
Manna für unsere albernern Seelen ...  
Hilli, das werd' ich Dir alles erzählen!!!

[März 1939]

Am 15. März 1939 bestätigt der «Hilfsverein der Juden in Deutschland», dass Felice im Februar 1937 vor dem Prüfungsausschuss des Bismarck-Lyzeums die hauswirtschaftliche Prüfung bestanden hat und deshalb «durchaus geeignet [ist], eine Haushaltsstellung in England anzunehmen». Aus jener Zeit im Kochkurs der Klasse U. II. r. g. hat Felices kleines liniertes Schulheft die Jahrzehnte überdauert, mit Rezepten für Schokoladensuppe mit Makronen, gebratenes Kotelett paniert und unpaniert, holländische Sosse, Streuselkuchen, Mürbeteiggebäck, Griesflammerie, Kathreiner Malz-Kaffee, Brühsuppe mit Eierstich, Wildragout, Apfelbrotsuppe...

### **Zukunftsbetrachtung**

Ich träume so gerne von meiner Karriere,  
von Autos, von Sonne, von Schönheit und Geld,  
ich denke an ferne, sehr blaue Meere,  
an Journalistik und grosse Welt.

Anhand des Atlas in fernen Ländern  
darf man ja reisen. Ich tu es gern  
und weiss, mein Leben wird sich wohl ändern,  
und irgendwo steht auch mein kleiner Stern.

Ja, wenn ich nur erst weit draussen wäre –  
dann werde ich auch nur weiter träumen,  
dann werd ich sie machen, diese Karriere,  
doch nur beim Kochen und Zimmeraufräumen.

Es ist gut, dass uns ein Hoffen gegeben,  
ein Selbstbetrug, durch den man vergisst,  
dass unser Gastspiel in diesem Leben  
eine tragische Komödie ist. –

[Mai 1938]

Am 16. März 1939 bestätigt Dr. Israel Ernst Jacoby in englischer Sprache, dass Felice «weder geistig noch körperlich defekt» sei und

an keiner ansteckenden Krankheit leide. Am 1. April muss sie sich im Polizeipräsidium am Alexanderplatz die Fingerabdrücke nehmen lassen. Am 18. April teilt der Vorstand der Jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Strasse Felice Sara Schragenheim mit, dass ihre Auswanderer-Abgabe endgültig auf 2.080 RM festgesetzt wurde, und fordert sie auf, zur Deckung dieses Betrags ausreichende Wertpapiere in das Sonderdepot der Jüdischen Gemeinde bei der Commerz- und Privatbank AG einzuliefern.

### **Kompliziertes Innenleben**

Das Wort «verboten» wird uns grossgeschrieben,  
und was uns heute wirklich noch geblieben  
sind gelbe Bänke und die Angst vor morgen.  
Kein Baden, Tanzen, Kinovorstellung,  
und weder Schmuck noch Gleichberechtigung  
dürfen wir haben, höchstens unsre Sorgen.

So ist es also schön hier wegzukommen,  
ich hab zu reisen stets mir vorgenommen.  
Und trotzdem fahren weinend wir hier raus.  
Weil wir den Lebensrhythmus hier verstehen,  
weil wir für immer und als Fremde gehen,  
weil uns die Brücke fehlt – der Weg nach Haus.

[23. Juni 1939]

Am 9. Mai 1939 verständigt das Amerikanische Generalkonsulat in der Hermann-Göring-Strasse Irene und Felice, dass sie auf der deutschen Warteliste unter den Nummern 43015-b und 43015-c eingetragen sind. «Es kann zur Zeit noch nicht angegeben werden, wann Sie mit einer Berücksichtigung Ihrer Angelegenheit rechnen können, jedoch wird Ihnen diesbezüglich rechtzeitig eine weitere Mitteilung zugehen.»

Am 11. Mai beantragt Felice beim Oberfinanzpräsidenten Berlin die devisenrechtliche Genehmigung zur Mitnahme von zwei vierteiligen silbernen Essbestecken, einem kleinen Serviettenring, einem Armreifen, einem Salzfässchen und einem Nagelhautschieber. Dem

Antrag ist eine Liste der Gegenstände beigelegt, die sie bei der Auswanderung im Handgepäck mitzunehmen gedenkt. Sie sind, samt Angabe des Anschaffungsjahrs, durchlaufend numeriert.

2 Handtücher, 1 Doubléarmband, 1 Plätteisen, 1 kl. Plättbrett, 2 Badetücher, 1 Hut, 1 Regenmantel, 1 Wollweste, 5 Kleiderbügel, 1 Kleid, 4 Blusen, 1 Dtz. Taschentücher, 4 Pyjamas, 1 Regenschirm, 2 Kostüme, 2 Büstenhalter, 2 Höschen, 2 Hemdchen, 2 P. Schuhe, 1 P. Hausschuhe, 1 Mantel, 1 Kleiderbürste, 1 Nagel-cessaire, 1 Weckeruhr, 1 lg. Hose, 1 P. Handschuhe, 1 Kappe, 2 Blusenbinder, 1 Handspiegel, 2 Strumpfhaltergürtel, 2 Puderdosen, 2 Taschenkämme, 1 Nähkasten, 4 Taschenspiegel, 4 Geldbörsen, 1 Handtasche, 1 P. Überschuhe, 1 Anhängenuhr, 2 Gürtel, 1 Morgenrock, 1 Büchsen Grammophonnadeln, 1 P. Laufschuhe, 1 Schreibmappe m. Zeugnissen, 5 Bänder, 2 P. Schuhbeutel, 2 Kragen, 1 Rasierapparat, 2 Pincetten, 1 kl. Photoalbum, 3 Lexika, 6 Bücher, 1 Coupéekoffer, 1 Suitcase, 1 Hutkoffer, 1 Aktentasche, 1 Badetuch, 1 Hut, 1 Reiseapotheke, 1 Mullbinden, 6 P. Strümpfe, 3 Stk. Seife, 2 P. Handschuhe, 1 Kappe, 4 Waschbeutel, 3 Waschlappen, 2 Schwämme, 2 Kämme, 4 Bürsten, 5 Tuben Creme, 3 Tuben Zahnpaste, 4 Büchsen Creme, 4 Pakete Binden, 4 Pakete Waschmittel, 2 Schleier, 4 Päckchen Watte, 10 Lockenwickler, 3 Fläschchen Parfüm, 1 Fläschchen Fleckwasser, 20 Medikamente, 1 Kästchen Clipsnadeln, 4 Kästchen Puder, 2 Lippenstifte, 2 Taschenkämme, 4 Päckchen Klemmer, 3 Päckchen Haarsampoo, 1 Taschenspiegel, 1 Geldtasche, 1 Flasche Tinte, 1 Bleistiftanspitzer, 4 Bleistifte, 4 Büchsen Bleistiftminen, 2 Kästchen Briefpapier, 2 Füllhalter, 1 Füllhalteretui, 2 Ausweistaschen, 1 Stopfpilz, 3 Scheren, 3 Gürtel, 2 Kästchen Stopfgarn, 12 P. Armblätter, 2 P. Schuhbeutel, 5 Bänder, 5 Kästchen Sicherheitsnadeln, 2 Taschenkalender, 2 Farbbänder, 1 Strumpfbeutel, 1 Ring, 1 Fieberthermometer, 1 Sonnenbrille, 2 Briefblöcke, 1 Schuhputzkasten.

Auch die wenigen Bücher im Reisegepäck listet Felice penibel auf:

Ringelmatz: Gedichte, Kaleko: Gedichte, Nelken: Ich an Dich, Ki-abund: Novellen, Tschechow: Geschichten, Sellar: 1066 and all that, Goetz: Menagerie, Spoerl: Mann kann ruhig darüber sprechen, Kaleko: Lesebuch, Anet: Frauen, Wildgans: Gedichte, Reimann: Karl May, Wäscher: Gedanken, Guitry: Strasse der Liebe, Finck: Kautschbrevier, Slezak: Wortbruch, Kisch: Reporter, Zellwecker: Seine Tochter, Peter, Maupassant: Bel ami, Prinz: Geschichte, Weinschenk: Schauspieler, Schopenhauer: Bücher, Moissi: Leben, Landauer: Palästina, Wilde: Weisheiten, Wilde: Stücke, Rilke: Vom lieben Gott, Schellenberg: Arabische Nächte, Knauts Weltatlas, Munthe: Buch v. San Michele.

Nach dem Tod des Vaters haben die beiden Schwestern für ihre Auswanderung je einen Schrankkoffer mit einer Ausstattung für vier Jahre bekommen. Auf dünnem liniertem Papier legt Felice Liste um Liste von Kleidungsstücken und Gebrauchsgegenständen an, die ihr für ihr neues Leben unentbehrlich erscheinen. Auf ihrer englischen Schreibmaschine mit dem grünen Farbband führt sie Buch über den Inhalt der «grauen Militär-Eisen-Kiste», einer der drei Kisten Umzugsgut, die – bei einem monatlichen Lagergeld von RM 4,20 – im Lager der Hamburger Spedition Edmund Franzkowiak & Co. auf die grosse Reise warten.

Affe, Brotbeutel, 1 P. Socken, 1 P. Skistiefel, 2 P. Skihandschuhe, Skianzug, 1 P. Gummischuhe, 7 Sporthemden, 2 Skibänder, 1 Teufelskappe, 4 Kittel, 1 Schürze, 3 Turnhosen, 3 Turnhemden, 2 Badeanzüge, 1 P. Shorts, Spielhunde, 1 Wollbluse, 1 Strandhose, 6 P. Söckchen, 5 P. Kniestrümpfe, 10 P. Strümpfe, 4 Kästen Binden, 4 Pakete Watte, 8 Kleiderbügel, 1 Leinenkleid, 4 Farbbänder, 5 Tuben Zahnpasta, 1 Bindengürtel, 6 Stk. Seife, 4 Pakete Waschmittel, 2 Rollfilme, 1 P. Hausschuhe, 1 P. Holzpantinen, Schuhnecessaire, 2 Briefblöcke, 25 Kouverts, 1 Glas Eu-Med, 3 Badeschwämme, 6 Mullbinden, 1 FL. Spectrol, 1 FL. Inspirol, 1 Nagelbürste, 3 Pakete Watte, Wäsche, 1 Dtz. Taschentücher, 1 Dtz. Strümpfe, 1 Plätteisen, 1 Budko, 4 Haarshampons, 1 Wimpernwuchs, 2 Kästen Orden, 1 Abendtasche, 1 Pinzette, 1 weisse Handtasche, 5 Pyjamas, 1 P. weisse Shorts, 5 Wäschegarnituren,

2 Büstenhalter, 2 Strumpfhaltergürtel, 1 br. Winterkostüm, 2 P. Strümpfe, 3 Blusen, 1 Rolltuch, 9 Kleiderbügel, 5 Winterkleider, 1 Abendkleid.

Am 30. Mai 1939 wird Felice aufgefordert, beim British Passport Control Office zwecks Einwanderung nach Palästina vorzusprechen. Was dieses Gespräch ergeben hat, ist unbekannt. Am 3. Juni wird der «Schülerin» ohne Schule Felice Rahel Sara Schragenheim ein Pass mit einjähriger Gültigkeit ausgestellt, in den ein grosses rotes «J» gestempelt ist. Am 9. Juni bestätigt die Bank J.L. Feuchtwanger in Tel Aviv dem Britischen Generalkonsulat die Hinterlegung der Debetures zu Gunsten von Felice. Am 13. Juni bekommen Felice und ihre Stiefmutter ein auf ein Jahr begrenztes «Landing Permit» für Australien.

### **Die Zeiten ändern sich -----**

Früher hat man vom Reisen geträumt,  
von sehr blauen Meeren mit Palmen umsäumt.  
Heut ist der Blickpunkt ein völlig anderer:  
Wir reisen nicht mehr, wir sind bestenfalls Wandrer.

Wer sich früher so manche Reise gönnte,  
wünscht jetzt, dass er ruhig hierbleiben könnte  
ohne Listen, Lifts und Sprachenlernen,  
und wenn er schon reist – nur nach Baedeker-Sternen.

Schrankskoffer, die einst nach Biarritz fuhren,  
die machen jetzt ganz andre Touren,  
in Länder, die kaum erst entdeckt  
und somit völlig unbeleckt  
von übertünchter Höflichkeit,  
die zwar nicht vornehm, aber weit.

Um das gelobte Land zu suchen,  
muss man zunächst mal vorher buchen.  
Und fährt, das ist das Ende vom Spiel,  
auf Luxusdampfern ins Exil. –

[16. Juni 1939]



Am 7. August 1939 wird Felice das australische Visum in den Pass gestempelt. Am 9. August erteilt die Reichsbankstelle Berlin-Charlottenburg von Fragstein und Niemsdorff ihr Einverständnis, dass von Felices palästinensischen Papieren so viele verkauft werden dürfen, um 200 australische Pfund anzuschaffen, «damit Ihr Mündel das Einreisegeld der australischen Behörde nachweisen kann». Am 14. August wird die Ausfuhrgenehmigung der von Felice im Mai angeführten Gegenstände um zwei Jahre verlängert. In Felices Nachlass findet sich eine auf Käte Schragenheim ausgestellte Kopie einer Passage-Anweisung des Mitteleuropäischen Reisebüros im Wert von 1.268,45 Reichsmark für den Dampfer Australia Star mit Kurs von London nach Melbourne, Abfahrt am 20. Dezember 1939.

Ende August überstürzen sich die Ereignisse. 23. August: Hitler-Stalin-Pakt, 25. August: Unterzeichnung des britischpolnischen Bündnisvertrags, 26. August: erster Mobilmachungstag. Der Reichstag wird einberufen, die Kinder werden von der Schule heimgeschickt. Sonntag, 27. August: Einführung von Lebensmittelkarten. Jene, die die Schragenheims und Hammerschlags von der Portierfrau ausgehändigt bekommen, sind mit einem roten «J» gekennzeichnet. Es schliesst sie von allen Sonderzuteilungen und vom Kauf nichtrationierter Lebensmittel aus. 1. September: Deutsche Truppen überschreiten die polnische Grenze. Frankreich und England machen mobil.

## **Gerd Ehrlich**

In Deutschland wurde der Krieg sehr ernst genommen, und ich habe nie etwas von dem Hurratriotismus gesehen, der im August 1914 geherrscht haben soll. [...] Auf mein persönliches Leben nahm der Kriegsausbruch einen entscheidenden Einfluss. Die Juden wurden in den ersten Kriegsmonaten beinahe wie vollwertige Menschen behandelt. Allerdings so ganz traute man ihnen ja nicht und sicherheitshalber nahm man ihnen, als man das Abhören ausländischer Radiostationen unter schwere Strafe stellte, die Radioapparate weg.

Andererseits wurde ich aber zum Hausluftschutz hinzugezogen und bekam den ehrenvollen Posten des Hausfeuerwehrmanns. Die jüdischen Schulen bestanden weiter, mussten aber immer mehr zusammenrücken.

Nach Kriegsausbruch wird die Auswanderung in die USA immer schwerer, weil ausländische Schiffslinien kein deutsches Geld mehr annehmen. Als klar wird, dass die wenigsten Flüchtlinge Verwandte haben, die ihnen die Passage bezahlen können, beginnen die amerikanischen Konsulate Zahlungsbestätigungen von Schiffslinien zu verlangen, ehe sie Visa ausgeben. Ausserdem verschärft Washington die Affidavit-Bestimmungen mit der Begründung des «Missbrauchs», so dass nur zehn Prozent der Menschen auf den deutschen Wartelisten in der Lage sind, ausreichende Unterlagen für die Erteilung eines Visums beizubringen, wenn ihre Nummer endlich an der Reihe ist.

Zu Jahresende 1939 leben noch nahezu 80.000 Juden in Berlin. Gleich am 1. September wird für sie eine nächtliche Ausgangssperre verhängt, im Sommer von 21 Uhr, im Winter von 20 Uhr bis fünf Uhr morgens. Im Oktober lernt die Hausgemeinschaft im Luftschutzlehrgang, dass Rassenfremde im Keller nicht geduldet werden dürfen. Ab Dezember gibt es für Juden keinen Bohnenkaffee und keine Süßigkeiten. An allen Geschäften und Märkten werden grosse rote Schilder angebracht: «Juden ist der Einkauf erst nach 12 Uhr gestattet.» Die Arier scheinen davon unberührt zu bleiben. Trotz Verteuerung von Speisen und Getränken, Verschlechterung des Biers und Ersatz-Mahlzeiten herrscht in den Cafes und Restaurants hektisches Treiben. Auch die nächtliche Dunkelheit auf den Strassen, die den Berlinern einen ungewohnt schönen Sternenhimmel beschert, hält die Menschen nicht davon ab, allabendlich in die Kinos, Theater und Konzertsäle auszuschwärmen. Man sucht Ablenkung und will Geld ausgeben, Sparen hat keinen Sinn. Frauen tun allerdings gut daran, männliche Begleitung zu suchen, denn seit Kriegsausbruch ist die

Zahl der im Schutz der Dunkelheit verübten «Sittlichkeitsverbrechen» drastisch angestiegen.

Am 24. Januar 1940 wird Felices Schwester zwanzig Jahre alt.

**So ist das...**

(Für Irene)

Als wir uns selber nur sehr flüchtig kannten,  
da wollten wir in Worten und Gebärden,  
so bald wie möglich wie die sogenannten  
erwachsenen und grossen Leute werden.

Das liess sich mit der Zeit nicht ganz vermeiden,  
wir wurden älter – jeder blieb allein,  
und schliesslich, ohne dass wir uns verkleiden,  
sind wir von «Leuten» kaum zu unterscheiden.  
Trotzdem ist das kein Grund so ernst zu sein!

Die Welt ist wie ein Stadtpark im April,  
in dem nur frischgestrichene Bänke stehen ...  
Man setzt sich öfter, ahnungslos und still,  
und viel zu spät kommt einem das Gefühl,  
von hinten etwas komisch auszusehen.

Ich gebe zu, so etwas kann sehr kränken,  
aber ein Fehler ist, dass Du vergisst,  
dann an die Sonne auf dem Weg zu denken,  
die scheint, wenn Du von allzu vielen Bänken  
auch wirklich schon ein bisschen fleckig bist...

[24. Januar 1940]

Allmählich beginnt der Krieg das Leben zu beeinträchtigen. Die Rationierung wird auch auf die Gaststätten ausgedehnt, die Läden beginnen sich allmählich zu leeren, und der Schwarzhandel blüht. Ab Februar 1940 werden an Juden keine Kleiderkarten mehr ausgegeben.

Am 28. Februar unterschreibt der Chirurg Walter J. Karsten aus Chicago noch einmal ein notariell beglaubigtes Affidavit für seine Nichte Felice. «Wir sind begierig, Fräulein F. Schragenheim in unserem Heim zu beherbergen, damit sie uns in der Wohnung und in unserer Praxis helfen kann.»

Doch die deutsche Quote ist fast voll. Emigranten deutscher Herkunft, die von den Transitländern Frankreich, Belgien, den Niederlanden und England aus ihre Auswanderung in die Vereinigten Staaten betreiben, werden bevorzugt – ein Entgegenkommen der Amerikaner an ihre Verbündeten.

### **Gerd Ehrlich**

Im Frühjahr 1940 setzte in Berlin eine starke Wohnungsnot ein. Aus den Westgebieten kamen viele Menschen, die dort nicht unbedingt notwendig waren, nach Berlin. Auch zu uns zog eine alte Tante aus Karlsruhe. Einige kleine Luftangriffe, die uns damals schon sehr schwer vorkamen, zerstörten auch ein paar Häuser. Der Erfolg war «Zusammenrücken». Bei den Juden wurde natürlich angefangen. Wir hatten eine 7-Zimmerwohnung, die wir zu viert mit einem Mädchen bewohnten. Nach und nach mussten wir immer mehr Personen, selbstverständlich alles Juden, aufnehmen. Als wir selbst ausziehen mussten, waren wir 14 Personen in der gleichen Wohnung gewesen. – Zuerst hiess es, dass Juden nur in sogenannten «Judenhäusern» wohnen dürften, und dass diese Häuser von den Ariern geräumt werden sollten. Dieser Plan ist aber nie eingehalten worden, sondern die Juden mussten auch aus den Judenhäusern gehen, wenn einem Parteibonzen die Wohnung gefiel.

Im März macht Olga Selbach das Abitur. Sie ist Felices liebenswerte mollige Schulfreundin aus besseren Tagen, die ihren Kinder-spitznamen Fif nie losgeworden ist, und eine der Töchter von Margarethe Selbach.

## **Das Zeugnis der Reife**

(Für Fif)

Jetzt ist der Vorhang auch für Dich gefallen  
mit Lampenfieber, Beifall und Kritik.

Mit Abitur erscheinst Du uns nun allen  
gewachsen um ein ganz gewalt'ges Stück.

Student der Medizin – das ist ein Ziel!  
Da muss man manchen guten Vorsatz fassen.  
(Dass Dir das Zeugnis in den Dreck heut fiel,  
das wollen wir als Rückfall gelten lassen.)

Fif, jetzt erwartet die Familie Taten,  
die Schule war doch nur der erste Streich. –  
Ganz unter uns möchte ich Dir verraten:  
Auf alten Lorbeeren liegt man doch nicht weich ...

Mit gleichen Chancen wurden wir trainiert,  
dann fing wer an, das Material zu sichten ...  
Ich hatte Pech und wurde wegradiert,  
doch Du sollst mit Erfolg Bakterien züchten!

Du hast schon manches Hindernis genommen,  
Lateinarbeiten, Melken einschliesslich.  
Jetzt bist Du durch das erste Ziel gekommen –  
man sieht Dich an und ist sehr stolz auf Dich! –

[März 1940]

Am 10. Mai überschreiten die deutschen Truppen die belgische Grenze. «Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre», verkündet Hitler.

Nach der eher bedrückten Reaktion auf den Beginn der Westoffensive heben die raschen Siege die Stimmung wieder an. Von der Presse werden die Berlinerinnen und Berliner pausenlos aufgefordert, «ruhig wieder ins Theater, ins Kino, ins Konzert oder ins Variété zu gehen». Der Winter ist hart gewesen, die Versorgungsstörung so tiefgreifend,

dass von Januar bis März die Schulen geschlossen werden mussten. Mit den warmen Temperaturen breitet sich eine leichtlebige Wurstigkeit aus, die vielleicht auch Felice erfasst haben mag. Mit häufig wechselnden Liebesaffären kompensiert sie ihre blockierten Lebensperspektiven. Felice fühlt sich zu den «Prominenten» hingezogen, die das helle Licht verkörpern, das ihr selbst verwehrt ist. Die Schauspielerinnen, denen sie verfällt, meist erheblich älter als sie, lernt sie durch ihre Stiefmutter kennen, die in Filmkreisen verkehrt.

Irgendwann in der zweiten Hälfte 1940 muss sich Käte Schragenheim nach Palästina eingeschifft haben. Es scheint, als hätte sich Felice in letzter Minute entschieden, die Stiefmutter nicht zu begleiten. «Du kannst mich doch nicht allein lassen», mag Margarethe Selbach gesagt haben, und Felice blieb. In Muttis Sommerhäuschen «Forst» im Riesengebirge hat sie im Kreis der Familie Selbach wunderbare Tage verbracht. Auch ihr weisser Scotchterrier Foxl war immer dabei. Der Forst ist als Zufluchtsort vor den Nazis hervorragend geeignet, für Felice aber bedeutet er vor allem Geborgenheit unter Menschen, die ihr die so früh verlorene Wärme der eigenen Familie wiedergeben.

Die resolute Mutti Selbach ist für die Achtzehnjährige eine äusserst wichtige Bezugsperson, teils Mutter, teils unerreichbar Begehrte, von der Felice nachgerade besessen ist, stets voller Angst, sie zu verlieren. Felices Werben um Mutti bleibt unerwidert, wenngleich ihr Margarethe Selbach, die sich mit ihrem wortkargen Mann langweilt, auch nie ganz die Hoffnung nimmt. Immer wieder schürt sie Felices Leidenschaft, indem sie ihr den Arm um die Schulter legt oder wie zufällig ihre Hüfte streift. Keineswegs unangenehm ist es ihr auch, wenn Felice mit Blumen heimkommt und überdies auch noch die Telefonrechnung bezahlt. Doch jedesmal, wenn Felice glaubt, am Ziel ihrer Träume angelangt zu sein, wird sie mit einem entrüsteten «Was denkst du dir eigentlich?» zurückgestossen.

## **Ihr Brief**

Vielleicht war es nicht fair, den Brief zu lesen,  
doch sicher ist es vorbestimmt gewesen,  
dass ich ihn eines Tages finden sollte,  
um wie in einem bösen schweren Traum  
das schwarz auf weiss zu sehen, was ich kaum  
geahnt hab und auch gar nicht wissen wollte. –

Wer hoch steht, fällt nachher besonders tief –  
Glauben Sie mir, ich bin durch diesen Brief hinabgestürzt –  
man kann nicht ärmer sein ...  
Was ich auch tue – zielloses Beginnen,  
ich kann ja doch den Zeilen nicht entrinnen  
und dem Refrain: Allein, allein, allein. –

Sehr deutlich haben Sie es ausgesprochen  
und haben mir ein kleines Glück zerbrochen,  
Sie mussten es doch fühlen, durch Verrat! –  
Ich war bereit, zu dienen und zu lieben –  
nun bin ich doch ein Vagabund geblieben,  
der an der Türe stehnzubleiben hat...

[3. August 1940]

Drei Tage später sieht alles wieder anders aus:

### **Fallende Sterne**

Ein kleiner Stern fällt leuchtend durch die Nacht. –  
Es muss schon sein, wie sie den Kindern sagen,  
dass Sternschnuppen das Schicksal mit sich tragen.  
Der kleine Stern hat manches gut gemacht.

Das Leben gibt und nimmt – das Leben schweigt.  
Oft wird man nachts noch so am Fenster stehen,  
wird fragen, zweifeln und den Weg nicht sehen.  
Heut hat ihn mir der kleine Stern gezeigt.-

Ein heller Stern fällt leuchtend durch die Nacht. –  
Da fühle ich, ich hab nach langen Stunden

doch aus dem Labyrinth herausgefunden –  
Der kleine Stern hat Sie zurückgebracht! –  
[6. August 1940]

Ist dieses Gedicht, das eine Versöhnung mit Mutti andeutet, vielleicht ein Hinweis auf Felices wahnwitzigen Entschluss, das ihr angebotene «Engagement» nicht anzunehmen, über das sie ihrem Freund Fritz Sternberg schreibt? Der Journalist, den manche für Felices Geliebten halten, antwortet am 31. August besorgt:

Was mich keineswegs erfreut hat, ist Deine Behandlung des Engagements, das Dir grosszügigerweise angeboten worden ist. Ich möchte sehr gern von Dir erfahren, wie Du Dich nun wirklich verhalten hast. Schliesslich kann man darüber nicht so hinweggehen wie Du das in Deinem Brief getan hast.

Ist «Engagement» der Code für Käte Schragenheims Abreise nach Palästina? «Käte kann gar nicht verstehen, wieso Lice in Berlin bleiben wollte und wie alles gekommen ist», wird Felices Schwester Irene 1949 aus London schreiben.

Im Sommer 1940, als am 13. August die «Luftschlacht um England» beginnt und die Menschen immer häufiger vom Geheul des Alarms aus den Betten gerissen werden, wird es für die Berliner Juden noch enger. Ab Juli dürfen sie nur noch zwischen 16 und 17 Uhr Lebensmittel einkaufen und Parkbänke «Nur für Juden» benutzen. Ausserdem – der schwerste Schlag – werden ihnen die Telefonschlüsse gekündigt. Bis Ende des Jahres müssen die Apparate abgeliefert sein. Am 15. September bereitet Fritz Sternberg Felice auf ihre Rückkehr nach Berlin vor:

Du wirst, stelle ich mir vor, mit einem wahren Elan die Treppen Deines grossväterlichen Hauses hinaufstürzen, die lieben Verwandten hammerschlagartig umarmen und dann selbstvergessen zum Telefon greifen. O rühre, rühre nicht daran, die Stelle, die liebste Stelle wird leer sein. Es ist zu Grabe getragen worden. Kein liebliches Geläute wird je ertönen und Du wirst es auch



nicht mehr ertönen lassen können. Es wird still sein, erschütternd still. Während Dich dort Kühe, Ziegen, Hühner und die Ernte von denselben trotz Hagel, Schnee und Regen zu erheitern vermochten, wird hier dasselbe Getier, allerdings ohne Ernte, keinen fördernden Einfluss auf Deine Stimmung haben, weil eben das Wesentliche fehlt, das fünfmal am Tag benutzte Telefon.

Es bilden sich darob eigenartige Verhältnisse heraus. Ich möchte das an einem eigenen Erlebnis schildern. Neulich schrillt es bei mir in der Werkstatt. Ein elektrischer Funke sprang auf mich über. Fürwahr, ich war gemeint. Lupus am Apparat. Lupus lud mich ein, ihn nebst Frau zu besuchen. Ich sagte freudig zu, weil eben eine telefonische Einladung heute zu den Kostbarkeiten des Lebens gehört. Ich hämmerte also einen Plattfuss hoch, dass es eine Art hatte und rannte von dannen. Doch leider kam ich eine Viertelstunde später als im Überschwang der Gefühle verabredet worden war. Kein Lupus da, Tür verschlossen. Ich piffte und zwar so, dass ich meinen letzten Milchzahn ins Wackeln brachte, aber nichts regte sich oben. Nach einer halben Stunde schlich ich traurig und beschämt von hinnen. Am nächsten Morgen erhielt ich – zusammen mit Deinem Brief, für den Du bedankt seist –, eine Karte folgenden Inhalts:

Lieber Fritz!

Gestern, Donnerstag, wartete ich von 9.15 bis gegen 9.40 vor der Tür. Meine Frau wäre gern ins Bett gegangen, wenn sie nicht in Erwartung Ihres Besuchs gewesen wäre. Ist es recht, einen alten Mann so lange vor der Tür stehen zu lassen? Ist es kavalierrässig, eine Lady warten zu lassen? Schaffen Sie sich einen Terminkalender an, bessern Sie sich und melden Sie sich.

Besten Gruss,

Wf.

Bei aller Objektivität wirst Du mir wohl in Anbetracht der tatsächlichen Verhältnisse zubilligen müssen, dass diese Vorwürfe geradezu die Dinge auf den Kopf stellen. Frau nicht im Bett, alter Mann vor der Tür, Terminkalender ... na, ich muss ja sagen, das geht nun doch etwas zu weit. Aber solche Geschichten können sich eben heutzutage ereig-

nen. Und Du wirst das nun alles ohne Übergang erleben. Denn ich kann ja kaum damit rechnen, dass meine Einführung in die telefonlose Zeit Dir wirklich einen solchen Einblick zu verschaffen vermag, dass Du nicht selbst noch alle seelischen Beschwerden durchzumachen brauchst, die ich auch noch nicht hinter mir habe.

Nach diesem besonders schwierigen Satz möchte ich schließen. Ende der Woche also bist Du hier. Du wirst mir dann schreiben, wann wir uns sehen können. Darauf wird sich eine ausgedehnte Korrespondenz entwickeln, da ja nicht anzunehmen ist, dass unsere gegenseitigen Termine nun durchaus aufeinanderpassen. (Frau im Bett, Frau nicht im Bett, alter Mann keine Zeit, alter Mann vor der Tür, Frau wiederum im Bett... es nimmt kein Ende mehr.)

So werde ich Dich freudig begrüßen. Aber wann, aber wann???

Wohl auch unter dem Druck von Onkel Walter bemüht sich Felice nun erneut um eine Auswanderung. Aber seit dem deutsch-französischen Waffenstillstand vom 22. Juni 1940 ist dies noch schwerer geworden. US-Schiffe können nur noch in britischen und portugiesischen Häfen anlegen. Die meisten Emigranten passieren bis Ende 1941 den Hafen von Lissabon. Schiffspassagen über Lissabon werden bis zu neun Monate im Voraus gebucht. Immer noch in der Absicht, das «Judenproblem» durch Auswanderung zu lösen, organisieren die Nazis versiegelte Flüchtlingszüge nach Lissabon und zu spanischen Häfen. Die grösste Hürde, die es zu überwinden gilt, ist die Angst der Amerikaner vor einer als Flüchtlinge getarnten «Fünften Kolonne». Ohne eine gesetzliche Grundlage für eine Verschärfung der Kontrollen bei der Visumsvergabe verlegen sie sich im Juni 1940 aufs Verschleppen:

Wir können die Zahl der Einwanderer in die Vereinigten Staaten temporär verzögern und so gut wie zum Stillstand bringen. Dies ist möglich, wenn wir unsere Konsulate anweisen, den Antragstellern jedes nur mögliche Hindernis in den Weg zu legen,

zusätzliche Informationen anzufordern und verschiedene administrative Massnahmen zu setzen, die die Visumsgenehmigung verzögern und verzögern und verzögern. Allerdings ist dies nur vorübergehend möglich.

Am 29. Juni instruiert das State Department seine Konsularbeamten telegrafisch, alle Ansuchen um dauernden Aufenthalt in den Vereinigten Staaten äusserst genau zu prüfen und die Visumserteilung einzufrieren, wenn es auch nur den «geringsten Zweifel» gibt. «Die Telegramme, die die Einwanderung praktisch zum Erliegen bringen, sind abgeschickt worden», notiert der zuständige Beamte des State Department zufrieden in sein Tagebuch.

Der US-amerikanische Historiker David S. Wyman schildert ein Beispiel für diese unmenschliche Verschleppungstaktik. Ähnlich mag es Felices Grossmutter Hulda Karewski ergangen sein: Ein jüdischer Auswanderer, der in den Vereinigten Staaten als Arzt arbeitet, versucht seit 1939 seine in Wien lebende 63jährige Mutter zu sich zu holen. Nach eineinhalbjähriger Wartezeit auf ihr Visum ist sie im März 1940 an der Reihe. Doch ihr Pass befindet sich zu diesem Zeitpunkt bei den deutschen Behörden. Als sie ihn wiederbekommt, erfährt sie vom amerikanischen Konsulat, dass mit frei werdenden Quotennummern erst im neuen Budgetjahr ab Juli zu rechnen ist.

Im August wird die Frau davon in Kenntnis gesetzt, dass alles in Ordnung sei und es nur noch einer medizinischen Untersuchung bedarf, die für Ende des Monats angesetzt ist. Zum Entsetzen ihres Sohnes wird der Antragstellerin im September mitgeteilt, dass ihr Visum abgelehnt wurde, weil die von den Bürgen vorgelegten Unterlagen nicht ausreichen und ihr Gesundheitszustand zu wünschen übrig lasse. Schliesslich gelingt es Freunden in den USA, eine erneute Prüfung der Papiere durchzusetzen, die im März 1941 gebilligt werden, diesmal ohne Erwähnung des Gesundheitszustands der Mutter. Sie

erhält ihr Visum und kann ihrem Sohn nachreisen, eine positive Wendung, die Hulda Karewski nicht gegönnt war.

Am 15. Januar 1941 schickt Onkel Walter aus Chicago dem Amerikanischen Konsul in Berlin eine beglaubigte Kopie seiner Steuererklärung für 1940 und drängt auf eine Antwort, wann mit einer Visumserteilung für seine Nichte zu rechnen sei. Walter Karewski hat keine eigenen Kinder und es ist sein sehnlichster Wunsch, seine beiden Nichten zu sich nach Amerika zu holen. Onkel Walter musste in Amerika sein Dokorexamen wiederholen und ist stolz, sich in so kurzer Zeit etabliert zu haben. Am 17. Januar kabela er an Felice: **DOLLARS 1'000 BOND WIRELESS AT CONSULATE GO OVER IMMEDIATELY HOW ARE TRANSPORTATION TO AMERICA WHO PAYS TICKET =WALTER.**

Am 11. Februar stellt American Express dem Amerikanischen Generalkonsulat in Berlin eine Buchungsbescheinigung für die *Marques de Comillas* der CompaniaTransatlantica Espanola von Bilbao nach New York für den 10. Juni aus. Am 19. Februar unterschreibt Felice einen Antrag an den Bezirksbürgermeister von Berlin-Wilmersdorf und an das Finanzamt in Charlottenburg-West auf Ausstellung steuerlicher Unbedenklichkeitsbescheinigungen für Personen, die auszuwandern beabsichtigen. Sie werden ihr am 22. Februar – «Gültig bis auf Widerruf!» – erteilt. Am 20. Februar erklärt sich der Vormund von Fragstein und Niemsdorff damit einverstanden, «dass der meiner Pflegebefohlenen für Auswanderungszwecke ausgestellte Pass ihr direkt ausgehändigt wird». Am 26. Februar wird Felices Pass um ein Jahr verlängert. Für den 28. Februar wird sie (immer noch Nummer 43015-c) zwischen 10 und 12 Uhr in die Konsular-Abteilung der Amerikanischen Botschaft geladen, um ihr Visum entgegenzunehmen. «Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, keine definitiven Vorbereitungen, wie z. B. Haushaltsauflösung etc. zu treffen, bevor Sie nicht im Besitze des Einwanderungsvisums sind.»

Felice erhält das Quota Immigration Visum Nr. 23989 mit Gültig-

keit bis 17. Juli 1941. Die schwarzen Abdrücke ihrer zehn Finger werden dem Visum beigefügt. Ausserdem liegen bei: eine Einverständniserklärung des Vormunds, ein polizeiliches Führungszeugnis und zwei notariell beglaubigte Leumundszeugnisse, unterschrieben von Harry Israel Hammerschlag aus Berlin-Halensee, Vertreter, und Fritz Israel Hirschfeld aus Berlin-Charlottenburg, Fotograf. Felice, deren «Rasse» mit «Hebrew» angegeben wird, ist fünf Fuss drei Inches gross und wiegt 113 Pfund. Einschiffungshafen ist Bilbao. Am 26. Februar bestätigt American Express, dass das New Yorker Büro zu Gunsten von Felice 300 Dollar für Passagezwecke zur Verfügung hält.

Ab Juli werden die ersten Juden aus dem «Altreich» nach Łódź, Kowno, Minsk, Riga und in den Distrikt Lublin deportiert. Am 1. Juli erhält Felice vom spanischen Konsulat in Berlin ein Transitvisum mit Gültigkeit bis 26. Februar des nächsten Jahrs für ihre Reise in die USA mit der *Navemaram* 15. Juli. Am 12. Juli teilt Felice dem Amerikanischen Konsulat «ordnungsgemäss» mit,

dass mein Einreisevisum nach USA am 18. d. M. ablaufen wird, ohne, dass ich bisher in der Lage war, es auszunutzen.

Es wurde mir aufgrund einer Buchung für das Schiff «Marques de Comillas» erteilt, die ich bei der American Express Company vorgenommen hatte. Da dieses Schiff nicht auslief, buchte ich um und habe seitdem vier weitere Buchungen bei der American Express Company vorgenommen, die teils durch vorübergehende Portugal-Sperre, teils durch Ausfall der Schiffe nicht realisiert werden konnten.

Zuletzt hatte ich auf dem Schiff «Navemar» gebucht, das aber ebenfalls verschoben worden ist, und dessen Abfahrtstermin bis heute noch nicht festliegt, so dass ich es nicht mehr benutzen kann.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir mitteilen würden, welche Aussichten auf eine eventuelle Verlängerung des Visums bestehen.

Die Antwort trifft umgehend ein: «Bezüglich Ihrer Anfrage wird mitgeteilt, dass die Bearbeitung von Visumangelegenheiten bis auf Weiteres eingestellt worden ist.»

Die deutsch-amerikanischen Beziehungen sind beendet. Am 10. Juli werden die deutschen Konsulate geschlossen. Drei Tage darauf antwortet Deutschland mit der Aufforderung, alle amerikanischen Konsularbehörden aus den von den Nazis kontrollierten Gebieten Europas zu räumen. Die Hoffnungen tausender Flüchtlinge zerschellen. Zwischen Juli 1940 und Juli 1941 sind von den 13.000 Deutschen, die in die USA emigrieren, nur 4.000 aus Deutschland selbst. Somit ist die Auswanderungsquote im Vergleich zum vergangenen Budgetjahr um 81 Prozent gesunken.

Für Felice gibt es noch am 21. August einen Hoffnungsschimmer. Die «Abteilung Wanderung» der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland teilt ihr mit, dass sie «an dem von den zuständigen Stellen genehmigten 22. Sondertransportjüdischer Auswanderer» von Berlin nach Barcelona am 26. August teilnehmen wird: «Wir bitten Sie, sich den Ausreise-Sichtvermerk über Neuburg/Mosel zu beschaffen.» Doch schon tags darauf kommt die Absage: «Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihre geplante Ausreise nicht durchgeführt werden kann, weil die Auswanderung von Frauen und Männern im Alter vom 18. bis zum 46. Lebensjahr verboten ist. Wir stellen Ihnen anheim, dieserhalb bei uns vorzusprechen.»

Zu dieser Zeit mag sich Felice gar nicht in Berlin aufgehalten haben. Denn am 24. August schreibt ihr ein Freund, Hans-Werner Mühsam, auf den Forst:

Meine liebe Lice Fice,  
ich war tatsächlich der mich deprimierenden Überzeugung, dass Du mich, betört von dem rauschenden Bächlein oder berauscht von einem menschlichen Toren, vergessen hast, als heute – wie der sattsam bekannte, bei allen Konsulaten, wo ich meine Aus-treibung bewandere, herumspringende deus ex machina – Dein

freundliches Kärtchen eintraf. Ich kann nur sagen, dass ich Dir gegenüber ein ausgesprochener Individua-list (Individua, envie, envy) bin. Wie gern möchte ich mit Dir Holz sägen und schlafen, welch erstere Leidenschaft ich von weiland unserem Kaiser geerbt zu haben zu scheine, vom Blaubeer-Pflücken und etwas Schärferem-Trinken garnicht zu reden! Hast du nicht ein Plätzchen für mich, auch auf die Gefahr hin, dass es an Deinem jungfräulichen Busen ist, im Krieg muss man alles hinnehmen, und so werde ich auch fern von der Zivilisation mit Dir happy sein können und die Segnungen des H. V. und der Fontanepromenade<sup>6</sup> vergessen. Abgesehen davon, dass ich eine Haussuchung mit stundenlangem Verhör (auf Denunziation hin) hatte, meine sämtlichen Auswanderungsvorbereitungen infolge Schliessung der Konsulate der mittelamerikanischen Duodez-Staaten zusammenbrachen, die Rosenstrasse sich für mich interessierte (ohne Gegenliebe), mein Magen infolge zu viel Karten-Obstes revoltierte, geht es mir ganz hervorragend und jedenfalls viel besser als im vierten Kriegsjahr 1943.

Auch Fritz Sternberg schreibt Felice, die im Freundeskreis wegen des Fotounterrichts, den ihr Ilse Ploog erteilt, «Stift» genannt wird, einen undatierten Brief, offensichtlich eine Antwort auf ihre Frage, ob ein weiterer Verbleib auf dem Forst ratsam sei:

Stift,  
wie ich Dich kenne, willst Du doch von mir bloss eine Bestätigung eines bereits von Dir gefassten Be- und Entschlusses haben: Du möchtest von mir hören: Bleibe da, trinke weiter Milch direkt von der Kuh, lache ohne Zivilisation und schlafe ohne Rechtschreibung. Wie, so ist es doch? Mehr als eine kleine Rückenstärkung brauchst Du nicht. Wenn ich wüsste, dass Deine Grosseltern stiefmütterlicherseits keinen Besuch hatten und wenn ich genau wüsste, dass sie in absehbarer Zeit auch keinen bekämen, dann würde ich Dir gern diesen Gefallen tun. Aber leider verlieh mir Gott keine prophetischen Gaben und so kann ich nur sagen,

<sup>6</sup> Arbeitsamt für Juden.

dass natürlich ein gewisses Risiko besteht. Ich setze voraus, Du hast Dich abgemeldet – dann ist das Risiko sehr klein oder vielleicht auch gar nicht vorhanden. (Jedenfalls würde ich dann ohne das leiseste Bedenken einer Verlängerung zustimmen.) Aber ist das nicht der Fall, dann könnte, falls es doch noch Besuch gibt – womit man rechnen kann, was aber andererseits wiederum nicht feststeht, was möglich, aber noch keineswegs wahrscheinlich ist – die Sache für Dich und Deine Pflegeeltern unangenehm werden. Ich kann Dir demnach auf Deine präzise Frage nur eine höchst unbestimmte Antwort geben: Hm, tja, ei, ei, na?

Nachdem ich nun zur Genüge um das mir gestellte Thema herumgeredet habe, komme ich zu dem zweiten Teil Deines Briefes. Da musst Du mir erst einmal ein paar Erklärungen geben. Was heisst auf gut Deutsch, dass Du es nicht sehr schätzt, über Dich selbst zu grübeln und zu denken??? Und was heisst ebenfalls auf gut Deutsch, dass Du in diesem Jahr ähnliche Gedanken hast wie im vergangenen Jahr? Was ist das wenig Erfreuliche, das Dich in Berlin erwartet? Steht das alles in einem inneren Zusammenhang? Was plagt Dich und was «umwölkt» Dein Gehirn? Du bist, scheint mir, in ausserordentlich dunklen Formulierungen hängen geblieben. Mit mir kannst Du doch reden, wenn Du etwas auf dem Herzen oder sonstwo hast. Ich hatte hier schon manchmal den – vielleicht falschen – Eindruck, dass Du mit mir über irgend etwas sprechen wolltest. Also wenn Du willst und magst, so schiesse los. Ich bin schliesslich – Du merkst hoffentlich, wie meine Brust schwillt – in einem abgeklärten Alter, in dem einem entweder die Weisheit überkommt oder nicht überkommt. Ich stelle anheim, die Probe aufs Exempel zu machen.

Im März 1941 werden 21.000 Berliner Juden ab dem 14. Lebensjahr zur Zwangsarbeit verpflichtet. Nach dem Angriff auf die Sowjetunion am 21. Juni werden an Juden keine Zusatzscheine mehr für Seife ausgehändigt, und die «entrahmte Frischmilch» wird kartenpflichtig. Die Berliner nennen sie «arische Magermilch», weil «Nichtarier» vom Bezug dieser Köstlichkeit ausgeschlossen sind.



Im Juli beschliesst die NSDAP-Führung, die «sachlichen, materiellen und organisatorischen» Voraussetzungen für eine «Gesamtlösung der Judenfrage» vorzubereiten. Im Reichsgesetzblatt wird die Verordnung veröffentlicht, dass alle Juden ab dem sechsten Lebensjahr ab 17. September den «Judenstern» zu tragen haben.

### **Gerd Ehrlich**

Diese Hiobsbotschaft, die mein späterer Stiefvater eines Sonntagmorgens mitbrachte, wurde zuerst ungläubig belächelt. Als Benno dann das Gesetz im Wortlaut vorlegte, sprach meine Mutter sofort von «Lebennehmen» und war nur sehr schwer wieder zu beruhigen. In der Tat hat sich ein Klassenkamerad an diesem Tage vergiftet, und er war nicht der Einzige, der zur Verzweiflung getrieben worden war. Unser Kennzeichen, das bald den traurigen Spitznamen «pour le Semite» bekam, bestand aus einem gelben Magendavid mit der Inschrift «Jude». Dieser «Orden» musste sichtbar auf der linken Brusthälfte getragen werden und fest am Kleid angenäht sein.

Im Gegensatz zu meinem Freund Ernst, der den Stern nur zur Arbeit anlegte, habe ich ihn bis zur Deportation meiner Eltern immer getragen, dajeder, der bei der Übertretung dieses Gesetzes betroffen wurde, mit sofortiger «Umsiedlung» seiner ganzen Familie zu rechnen hatte. Allerdings hatte der Stern nicht den von den Nazis erwünschten Erfolg. Ich bin nie deshalb angepöbelt worden, und im Gegenteil kam es häufig vor, dass man Juden in den Verkehrsmitteln Platz machte. Die Gestapo sah sich später dazu veranlasst, derartigen Sympathiekundgebungen durch ein generelles Sitzverbot in Verkehrsmitteln zuvorzukommen. Immerhin war nun ein Untertauchen in der Masse ungeheuer erschwert. Es war nicht mehr möglich, die kleineren Verbote und Verordnungen ohne allzu grosses Risiko zu umgehen. Man konnte nicht mehr ausserhalb der vorgeschriebenen Zeit in einer fremden Gegend einkaufen gehen, nicht mehr schnell in eine Telefonzelle schlüpfen, schon gar nicht mehr einen arischen Freund aufsuchen.

Auf der Strasse kontrollieren Gestapo-Leute mit einem Bleistift, ob der Stern auch fest genug angenäht ist, und warten vor jüdischen Wohnungen, um zu sehen, ob jemand gegen die Ausgangssperre verstösst. Wer fünf Minuten später nach Hause kommt, muss mit einer Verhaftung rechnen. Das Gesetz, das nirgends veröffentlicht ist, wird anfangs von den wenigsten ernst genommen, zumal es sogar an den Polizeirevieren gelehrt wird. Ein Mann, der es wagt, sich nach der Richtigkeit des «Gerüchts» zu erkundigen, wird wegen der Verbreitung von «Greuelmärchen» zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt.

Seit dem 13. September dürfen Juden öffentliche Verkehrsmittel nur auf dem Weg zur Arbeitsstelle benutzen. Im April 1942 wird ihnen auch das untersagt.

Bald nach Einführung des Sterns hält sich Inge Wolf in Margarethe Selbachs Wohnung auf. Sie ist mit deren Tochter Uschi befreundet, die in der Buchhandlung Collignon in Berlin-Mitte, wo auch Inge beschäftigt ist, als Sekretärin arbeitet. Es schellt an der Tür, und Felice wird hereingelassen. Nach kurzem Gespräch klappt sie den Kragen ihres Staubmantels hoch und zeigt Inge mit einem kleinen unsicheren Lächeln das gelbe Mal.

«Schön, nicht?»

«Was hast du heute Nacht getrieben?» fragt Inge ihre Freundin Elenai scheinheilig.

Elenai bricht in schallendes Gelächter aus. «Und selbst? Deine Nasenspitze ist so seltsam gefärbt. Gestehe! Du hast schon wieder eine neue Braut.»

Inge zieht entschuldigend den Kopf zwischen ihre hochgezogenen Schultern und macht grosse schwarze Kulleraugen. «Ich gestehe.»

Immer öfter verbringt Felice nun die Nächte bei Inge und ihren Eltern in der Kulmer Strasse in Berlin-Schöneberg.

Wenn Felice sich nicht in ihrer unmittelbaren Wohngegend aufhält, schlägt sie den Kragen ihres Mantels so um, dass der Stern ver-

deckt ist, oder sie hält sich eine Mappe vor, was natürlich beides verboten ist. Das Gefühl, als Gezeichnete der öffentlichen Schaulust ausgeliefert zu sein, macht unsicher, auch wenn sie sich vorgenommen hat, den gelben Fleck mit Stolz zu tragen. Es gibt Menschen, die sie auf der Strasse anstarren, vielleicht haben sie noch nie bewusst eine Jüdin gesehen, viel häufiger jedoch schauen die Leute beschämt weg.

Anfang Oktober wird Felice vom Arbeitsamt für Juden in der Neuköllner Fontanepromenade als Drahtarbeiterin in der Flaschenverschluss-Fabrik C. Sommerfeld & Co., Stromstrasse 47, Berlin-Moabit, zwangsverpflichtet. Sie muss die Porzellanverschlüsse von Flaschen mit einem starren Draht umwickeln, eine Rackerei, die der an keine körperliche Arbeit Gewohnten sicher nicht leichtfällt. Doch Inge hat sie nie klagen hören. In ständiger Lebensgefahr werden Unannehmlichkeiten dieser Art nebensächlich. Die Eintragungen in Felices Arbeitsheft beginnen mit der Woche vom 9. Oktober 1941 und enden genau ein Jahr später. Woche für Woche notiert sie mit Bleistift die geleistete Arbeitszeit und multipliziert sie mit dem Stundenlohn von 46,50 Pfennigen. Nach Abzug von Lohnsteuer, Krankenkasse, Arbeitslosen- und Invalidenversicherung kommt sie in einer 48-Stunden-Woche auf einen Lohn von 16,13 Reichsmark. Am 10. Oktober bescheinigt die Firma:

Zum Zweck des Einkaufs von Lebensmitteln bescheinigen wir der bei uns als Arbeiterin tätigen Felice Sara Schragenheim, geb. 9.3.1922 in Berlin, wohnhaft Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 102, dass dieselbe bei uns von 7-16 Uhr beschäftigt ist, also die für Nichtarier vorgesehene Einkaufszeit nicht ausnutzen kann.

Die von uns durchgeführte Überprüfung ihrer Hausgemeinschaft ergab, dass andere Personen, die diesen Einkauf für dieselbe besorgen könnten, nicht vorhanden sind.

Als Einkaufszeit für Obengenannte ist die Zeit von 17-18 Uhr festgesetzt.

Diese Bescheinigung ist bei Eintritt anderer Verhältnisse oder Abgang vom Betrieb diesem sofort zurückzugeben.

Ende September 1941 wird die Jüdische Gemeinde von der Gestapo aufgefordert, die nach dem Brand in der «Reichskristallnacht» nur angeschwärzte Synagoge in der Levetzowstrasse zu einem Sammellager für tausend Personen einzurichten, da zwecks Wohnraumbeschaffung für die arische Bevölkerung die «Umsiedlung» der Berliner Juden unmittelbar bevorsteht. Die Jüdische Gemeinde solle mitwirken, andernfalls würden die Evakuierungen von SA und SS durchgeführt, und man wisse ja, «wie das dann werden würde». Es leben ungefähr 73.000 Juden in Berlin, mehr als vierzig Prozent aller Juden des «Altreichs».

Am 18. Oktober verlässt der erste Transport mit über tausend Berliner Juden den Güterbahnhof Grunewald in Richtung Łódź.

Anfangs machen die Deportationen den Eindruck einer geordneten Ausreise. Etwa zwei Wochen vor dem Termin erhalten die Betroffenen die «Listen»: In einem Anschreiben wird ihnen mitgeteilt, an welchem Tag die «Abwanderung» erfolgen wird. Der Aufforderung, sich zu einer bestimmten Zeit im Sammellager einzufinden, liegt ein ausführliches Merkblatt bei, eine Liste von Gegenständen, die mitgenommen werden dürfen und eine Anweisung, wie die Wohnung zu hinterlassen ist. Auch alle in der Wohnung zurückbleibenden Sachen sind in Listen einzutragen. Im Sammellager müssen die Menschen oft tagelang warten, bis tausend Personen zusammengekommen sind. Es gibt Decken, Strohsäcke und einige Matratzen, und die Angestellten der Gemeinde verteilen Suppe und Brot. Wenn die Laster-Kolonnen von der Levetzowstrasse zum Bahnhof Grunewald fahren, wartet auf die menschliche Fracht ein leerer Zug, anfangs mit alten Personenwagen, später mit unbeheizten Güterwagen oder Viehwaggons. Oft dauert es Stunden, bis der Zug abfährt. Im Melderegister werden die Menschen als «Unbekannt verzogen» abgemeldet.

## Gerd Ehrlich

Anfang Oktober erhielt ich einen eingeschriebenen Brief: «Ihre Wohnung ist zur Räumung bestimmt. Bitte wollen Sie sofort im Gebäude der jüdischen Gemeinde Zimmer 26 vorsprechen.» Ein gleichlautendes Schreiben hatte unser Untermieter, der mit mir zusammen verhaftet gewesen war, erhalten. Da meine Mutter mit einer schweren Magenoperation im Krankenhaus war, begab ich mich also am folgenden Morgen in die Oranienburger Strasse, wo man mir einen seitenlangen Fragebogen zum Ausfüllen in die Hand drückte. Jedes einzelne Stück des Wohnungsinventars war anzugeben und eine Reihe von anscheinend zur Umsiedlung bestimmte Fragen war zu beantworten. Ich erklärte der mit mir verhandelnden Dame, dass ich mich durch die Krankheit meiner Mutter ausserstande sehe, so ein wichtiges Dokument auszufüllen, und bat meinen Rechtsvertreter, Benno W., zu benachrichtigen. Benno arbeitete als Mitglied des Gemeindevorstandes gerade im Gebäude, und ich wurde zu ihm geführt. Er war furchtbar entsetzt, dass wir auch diesen Wisch bekommen hatten, und von ihm hörte ich zum ersten Mal unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, dass es sich um eine von der Gestapo verordnete Massnahme handele, die wahrscheinlich mit einer sofortigen Verschickung gen Osten verbunden sein würde. Er sprach mit der meinen Fall behandelnden Dame und erfuhr, dass bei uns wahrscheinlich jede Hoffnung vergebens sei, da ich auf einer von der Burgstrasse gekommenen Liste mit dem Vermerk «asozial» stände, d. h. dass ich politisch verdächtig sei. Nach einigen angstvollen Tagen, während denen ich mich immer abwechselnd hinter die Krankheit meiner Mutter und die hohe Stellung meines zukünftigen Stiefvaters versteckte, erreichten wir dann eine Streichung von den schon zusammengestellten Transportlisten. Der Untermieter, Herr Schwalbe, wurde eines Abends von zwei Beamten mitsamt seiner ganzen Familie abgeholt und in das Sammellager Synagoge Levetzowstrasse gebracht. Von dort ging dann der Transport, etwa 1'000 unglückliche Menschen, weiter nach Łódź, von wo wir die letzte Nachricht hatten. Schon nach sechs Wochen kamen Pakete mit dem Vermerk «verstorben» zurück. Diesmal war ich noch

einmal davongekommen, aber seit Oktober '41 schwebte jede jüdische Familie in Deutschland in ständiger Angst vor einer «Kündigung».

Ab dem ersten Transport am 18. Oktober geht eine Zeit lang jede Woche ein Transport mit unbekanntem Ziel in den Osten. Das mit Felice befreundete Ehepaar Zivier wohnte in der obersten Etage eines prachtvollen Hauses in der Trabener Strasse, mit dem Blick direkt auf den Bahnhof Grunewald.

### **Dörthe Zivier**

Es muss so um 11 oder 12 Uhr vormittags gewesen sein. Ich kam vom Kaufmann am Bahnhof, und da kam mir dieser Zug mit Frauen und Kindern entgegen. Das war sehr traurig. Die mussten an der Erdener Strasse aus den Lkws aussteigen und liefen die Strasse entlang auf dem Damm. Sie gingen in Achter- oder Zehnerreihen, Frauen mit ihren Kindern, die sie an der Hand hielten. Sie wurden hier zum Bahnhof Grunewald gebracht und kamen dann in die Züge. Das war das einzige Mal, dass ich das gesehen habe, sonst haben sie ja immer bis in den Bahnhof hineingefahren. Ein ganz langer Zug war das. Die Leute auf der Strasse, die das gesehen haben, haben sich eigentlich geschämt. Aber man konnte ja nichts machen, da waren ja Leute mit Gewehren daneben. Aber ich bin zu der einen hin und hab ihr die Hand gedrückt. Man guckte sich um, und wenn die Bewachung ein bisschen weiter weg war, dann konnte man das schon. Ich bin dann schnell raufgelaufen und hab nochmal von meinem Fenster aus runtergesehen. Und dann sah ich, wie die reingeschubst wurden in die Güterzüge. Die mussten sehr schnell rein. Ich hörte die Bewacher, wie die geschrien haben. Das war nicht schön.

Vergeblich versuchen viele, mit Hilfe ihres Arbeitgebers eine Streichung von der Liste zu erwirken. Erst Ende Januar 1942 setzt die «Reklamation» ein. Firmen bescheinigen ihren jüdischen Arbeitern, dass sie in einem wehrwirtschaftlich wichtigen Betrieb beschäftigt

und deshalb vorläufig von der «Umsiedlung» auszunehmen sind. Nicht immer lässt sich die Gestapo davon beeindrucken, und es vergehen angstvolle Stunden des Wartens im Sammellager, ehe es dem einen oder anderen Betriebsleiter mit ausreichend Einfluss gelingt, seine billige Arbeitskraft zurückzubekommen.

Auch Felice erhält am 25. August 1942 von ihrer Firma C. Sommerfeld & Co. eine solche Bescheinigung.

Wir bescheinigen hiermit, dass Fräulein Felice Sara Schragenheim, Berlin NW 87, Claudiusstrasse 14, bei uns als Drahtarbeiterin beschäftigt ist.

Unser Artikel «Flaschenverschlüsse» ist aufgrund der Ziffer F 5 der Ausführungsbestimmungen vom 21.10.40 zu dem Erlass des Vorsitzenden des Reichsverteidigungsrates über Dringlichkeit der Fertigungsprogramme (ADFW) als kriegswichtig anerkannt. Ein Entzug von Arbeitskräften, die für die Herstellung des gesicherten Erzeugnisses benötigt werden, soll möglichst nicht erfolgen.

Ausserdem haben wir neben mittelbarem Heeresbedarf und Exportauftrag für Wehrmachtsteile nach Griechenland z. Zt. eine Sonderaufgabe des OKH erhalten.

Die obengenannte Facharbeiterin ist an der Herstellung der Flaschenverschlüsse massgeblich beschäftigt.

gez. R. Preiss

Aufgrund von Verhandlungen am 25.8.42 mit dem Arbeitsamt Berlin, Einsatzstelle für Juden, Berlin SW 29, Fontanepromenade 15, wurden obige Gründe anerkannt, und sollen die bei uns beschäftigten jüdischen Arbeitskräfte von der Evakuierung vorläufig zurückgestellt werden.

gez. R. Preiss

Ab 21. Dezember dürfen Juden keine öffentlichen Fernsprecher benutzen, ab 17. Februar 1942 keine Zeitungen und Zeitschriften kaufen, ab 22. April keine «arischen» Friseure aufsuchen.

### **Gerd Ehrlich**

Neben den ständig weitergehenden Deportationen, die grosse Lücken in den Freundeskreis rissen, wussten die Nazis uns durch

kleine Nadelstiche das Leben schwer zu machen. Friseurverbot, Fleischkartenentzug, Kuchenentzug etc., etc. sind diese unangenehmen Verordnungen. Die einschneidendste Massnahme war das Fahrverbot, das im Mai '42 erlassen wurde. Kein Jude durfte mehr mit einem Berliner Verkehrsmittel zirkulieren, es sei denn mit einer besonderen gelben Ausweiskarte. Diese Karten bekamen nur Rüstungsarbeiter, die mehr als sieben Kilometer, d.h. eineinhalb Fussstunden, vom Arbeitsplatz entfernt wohnten. Wehe dem armen Teufel, der bei einer missbräuchlichen Benutzung der Erlaubnis betroffen wurde. Jeder, der sich erwischen liess, einen anderen Gebrauch dieser gelben Karte, die dem Konduktor beim Lösen des Billets vorzuweisen war, gemacht zu haben, war mit sofortiger Deportation, was ja der Todesstrafe gleichkam, bedroht. Stundenlange Wege habe ich an freien Sonntagen gemacht, um einen Freund oder ein nettes Mädchen zu besuchen.

Unter all diesen Umständen ist es kaum verwunderlich, dass selbst einem jungen Menschen das Leben nicht mehr lebenswert erschien, und die Selbstmorde stiegen in erschreckendem Masse. Niemand war sicher, seine Lieben bei Nachhausekommen von der Arbeit noch vorzufinden. Die Mahlzeiten, die den schwer arbeitenden Mann oder die 10-12 Stunden an der Maschine stehende Frau erwarteten, bestanden aus Kohl und Kartoffeln. Jedes andere Gemüse oder gar Fleisch und Eier waren nur durch Freunde oder auf dem schwarzen Markt für uns zu haben. Selbst ein junger, lebenslustiger Dachs wie ich sehnte ein Ende dieser Schrecken ohne Ausweg herbei. Später habe ich mich oft gefragt, warum wir so lange passiv zugesehen haben, wie man Woche für Woche 1000 und mehr Menschen mit unbekanntem Ziel in Viehwagen verlud; wie uns trotz schwerster Arbeit noch das Leben durch kleine Schikanen vergällt wurde. Ich glaube, es war die ungeheuer geschickte Taktik der Gestapo-Bestien, (die in einem langsamen Abdrosseln bestand, und uns gewissermassen auf immer noch Schlimmeres vorbereitete, so dass jede vorübergehende Verordnung noch als leicht tragbar erschien), die uns von einem offenen Aufstand abhielt. Jeder hegte in sich die Hoffnung, dass er zu den wenigen Überlebenden gehören möge. Ausserdem war uns ja jede Möglichkeit zu einer offenen Aussprache,



die vielleicht mit der Gründung einer Art Widerstandsbewegung geendet hätte, genommen. Auch in unseren Reihen befanden sich zahlreiche Verräter, die hofften, durch Denunziationen ihre eigene Haut zu retten. Kurz, es gab vorläufig kaum jemanden, der zu revoltieren wagte.

Gleich nachdem meine Klasse das Abitur bestanden hatte, waren wir Jungen übereingekommen, uns auch noch weiter jede Woche einmal zu sehen. Unser ehemaliger Deutschprofessor hatte sich erboten, uns jeden Sonntagvormittag Philosophie-Unterricht zu erteilen. Das war der Ursprung unserer kleinen Widerstandsgruppe, die aber erst Mitte 1942 sich richtig zu diesem Ziel zusammenfand.

Irgendwann im Sommer 1941 verlässt Felice die Wohnung der Hammerschlags am Kurfürstendamm, in der sie sich nie wohl gefühlt hat, und zieht zum Orthopäden Dr. Kurt Hirschfeld nach Moabit, dessen Anschrift den Vorteil hat, in unmittelbare Nähe von Sommerfeld & Co. gelegen zu sein. Als «Krankenbehandler» für Juden betreibt Hirschfeld eine Praxis in Charlottenburg. Wann immer sie Zeit hat, wartet Inge vor dem Fabrikstor auf Felice, um mit ihr zur Claudiusstrasse zu schlendern. Ende des Jahres meldet sich Felice bei ihrer Grossmutter Hulda Karewski und deren Bruder Julius Philipp in der Prager Strasse an. Und immer noch steht ihr bei Bedarf eine Kammer in der Steglitzer Wohnung der Selbachs zur Verfügung.

In Felices Nachlass findet sich eine Postkarte, die sie am 3. Januar 1942 einer Frau Edith Blumenthal ins Ghetto von Łódź (Litzmannstadt) geschrieben hat:

Liebe Edith,  
ich habe schon lange versucht, Ihre Adresse zu erfahren, und freue mich, dass ich sie jetzt habe und weiss, wie es Ihnen geht. Mit gleicher Post schicke ich RM 15,- an Sie ab, was ich so oft wie möglich regelmässig wiederholen werde. Bitte geben Sie mir, wenn Sie können, doch Nachricht, ob ich das Geld direkt an Sie oder besser zu Ihrer Verfügung an die Stadtparkasse in Litzmannstadt senden soll.

Mir geht es soweit gut. Ich habe eine sehr angenehme Stelle mit netten Kolleginnen.

Übrigens bin ich umgezogen, ich wohne jetzt bei meiner Grossmutter, aber da ich auch weiterhin bei H.'s essen werde, können Sie ruhig dorthin schreiben.

Die Postkarte kommt mit einem Stempel versehen zurück: «Zurück. In der Strasse des Empfängers findet z. Zt. keine Postzustellung statt.» Angesichts der am 20. Januar 1942 in der Wannsee-Konferenz beschlossenen «Endlösung» wird jede Auswanderung von Juden aus dem Reich gestoppt. Bis zum 16. Januar haben Juden, die in der Öffentlichkeit den Judenstern tragen müssen, ihre Pelz- und Wollsachen abzuliefern.

Zu Irenes Geburtstag am 24. Januar schreibt Felice über den Auslandsdienst des Deutschen Roten Kreuzes eine Nachricht von 25 Worten an ihre Schwester, die in England in einem Kinderhospital als Krankenschwester arbeitet:

Mein Liebes,  
immer und ganz besonders heute denke ich an Dich und wünsche, dass uns die Madonna lächeln möge!  
Tausend Küsse von Deinem PUTZ

Die Antwort auf der Rückseite des Formulars ist mit 4. April 1942 datiert:

Mein geliebter Putz, meine neue Stellung ganz gut. Mulle [Käte] ohne Nachricht von Euch. Denke viel an Dich und Grossmutter.  
Tausend Küsse  
Dein geliebtes kleines Mädel  
Irene

Im März beginnt die Royal Air Force deutsche Städte mit Flächenbombardements zu überziehen.

Wenn mit schweren Schwingen  
ein dunkler Schatten droht, kalten Hauch zu bringen  
wie ein Stück vom Tod,

stehn im Raum gefangen  
Worte sinnlos da.  
Ist dann der Schatten vergangen,  
schaudert man nur: «Beinah-»,

spürt dankbar wie eine Legende  
das Leben wieder hell –  
und nur das Herz schlägt noch hart und schnell,  
und ein wenig zittern die Hände.

[19. März 1942]

Die Berliner Bevölkerung wird mit dem Hinweis beruhigt, dass «Judenwohnungen mit kompletter Einrichtung» «schnell freige-macht» werden können. Die Räume der «Abgewanderten» werden versiegelt, das Eigentum preisgünstig versteigert. Ab 15. April müs-sen Juden ihre Wohnungen mit dem «Judenstern» kennzeichnen.

Im Frühjahr gibt es wieder Ärger mit Mutti. Aus dem langen Brief, den eine wütende Felice am 20. März 1942 an Muttis Tochter Fif schreibt, geht hervor, dass Felices Freund Fritz Sternberg deportiert worden ist: «Von Fritz haben wir zwei Geldbestätigungen bekom-men. Er lebt also, wenn wir auch nicht wissen, unter welchen Ver-hältnissen.» Dem Brief ist andererseits zu entnehmen, dass Marga-rethe Selbach alles daransetzt, ihre jüdische Herkunft mütterlicher-seits zu verdrängen:

Montag war der siebente Todestag meines Vaters, und da ich vom Laden aus gute Verbindung habe, fuhr ich, ungerne wie immer, auf den Friedhof. H's hatten mich gebeten, nach dem frischen Grab einer Mieterin von ihnen zu sehen, da sie die Pflege bezah-len. Als ich also mit meinem fertig war, stellte ich fest, dass an dem betr. Grab natürlich nichts gemacht war und ging zum Aus-gang. Dabei sah ich durch Zufall das Grab Deiner Grossmutter,

und es machte einen trostlosen Eindruck. Dem ist abzuhelfen. Ich erzählte also Uschi ganz beiläufig davon, da ich dachte, dass doch wenigstens das jetzt einigermaßen offiziell sei. – Am nächsten Tag war Mutti telefonisch vergnatz. Mein Gewissen war rein, weiss Gott, selten. Abends hatte ich mir in der Kammer gerade mein Bett gebaut, als mir das wieder einfiel. Mutti hat dann bis gegen zwölf in der Tür der Kammer gestanden, ich lag im Bett und musste hören, dass ich ihr nachspioniere! Es gebe eben Sachen, die ich nicht wisse, und da hätte ich nicht zu fragen, und es seien da Dinge, die sie gehört habe, von denen sie aber nicht sprechen könne, und ich solle vorsichtig sein. Peng. Ich wusste noch immer nicht, um was es sich handeln könnte. Eine Nacht und anschliessend neun Stunden im Betrieb hatte ich ja aber Zeit, darauf zu kommen. Und da, Fif, habe ich den Entschluss gefasst, endlich Klarheit zu schaffen. Ich konnte es nicht mehr aushalten, wenn Du das verstehen kannst, diese ewige Angst, irgendwo anzustossen, die ewige Nervosität, etwas Falsches zu sagen. Ausserdem entnahm ich aus all dem, dass Mutti tatsächlich meint, ich wüsste nichts, und es schien mir, als lüge ich fortgesetzt, wenn ich das Theater mitmache. Kennst Du das Gefühl des Angelogenwerdens, dieses Gefühl, als stände man in einem dunklen Raum und fürchte sich, auch nur einen Schritt weiterzugehen, weil man sonst irgendwo hineinfallen könnte? Kennst Du die Angst: nicht fragen, damit man nicht belogen wird. Und kennst Du das Gefühl, die Wände hochklettern oder sonst etwas Wahnsinniges tun zu müssen, wenn ein Mensch, für den Du alles tun würdest, Dir sagt, Du solltest vorsichtig sein, und – Du spionierst ihm nach?

All das habe ich Mutti zu erklären versucht. Ich habe gestern mit ihr darüber in aller Ruhe sprechen wollen, mit offenen Karten und jeder vorausgesetzten Ritterlichkeit. Tja, und da sprach sie zunächst mit einer an ihr nie gekannten Geschwindigkeit von halb und gar nicht und viertel und Amt und Bestimmung und nicht zutreffend, dass mir ganz schwindlig wurde. Und dann fiel ihr plötzlich etwas ein, und sie fragte mich, ob sie vielleicht verpflichtet sei, mir alles zu erzählen. Peng. Ich sprach von etwas Vertrauen, dass ich doch wohl auch erwarten dürfe, nach all dem

–. Und ich versuchte ihr ebenfalls dieses Gefühl des Angelogenwerdens zu erklären. Und das hätte ich nicht tun sollen. Denn da hörte Mutti nur das eine heraus, dass sie mich angelogen hätte, und da wollte sie mich rauswerfen. [...]

Ich habe versucht, ihr zu erklären, wie das ist, wenn man Angst um jemanden hat, der das selbst gar nicht möchte. Sie sagte etwas hochmütig, das sei aber durchaus nicht nötig gewesen. [...] Jedenfalls trennten wir uns dann so, dass Mutti «es sich unter diesen Umständen und nach dem Vorwurf, den ich ihr gemacht hätte, noch sehr überlegen müsse, wie das alles weitergehen solle».

So, Fif, das ist der Tatbestand, und Tatsache ist ferner, dass das wohl das Allerletzte wäre, das mir gefehlt hat. Das Allerletzte. Denn mein ganzes Leben hier mit allem Drum und Dran und allen Flaschenverschlüssen wäre umsonst. Ein grausiges Wort – umsonst. Und deswegen – ich bin also wohl doch kein Verstandesmensch – deswegen ziehe ich keine Konsequenzen, sondern werde abends hingehen, ich werde nicht mehr von all dem reden, bis – zum nächsten Zusammenprall. Erinnerst Du Dich an den März 1940? Damals war es das erste Mal, da hatte ich die Ahnung, als würde es nicht das Einzige bleiben. Und die war wohl richtig.

Am 2. Juni geht der erste Transport von Berlin in das für Menschen über 65 reservierte «Altersghetto» Theresienstadt. Die ehemalige Garnisonsstadt Terezin, auf der Strecke zwischen Dresden und Prag, wurde vom österreichischen Kaiser Josef II. 1780 zu Ehren seiner Mutter Maria Theresia gegründet und ist als «grosse Festung» durch hohe Wälle und Wassergräben von der Aussenwelt abgeschlossen. Die von den Habsburgern als erstklassiges Gefängnis- und Folterzentrum eingerichtete «kleine Festung» steht zur weiteren Benützung bereit. Die 7.000 Menschen, die vor dem Krieg dort wohnten, wurden ausgesiedelt. Ende September 1942 sind 58.500 Menschen in Theresienstadt eingepfercht. «Von dort kommen die Juden nach Osten», verrät ein im Oktober 1941 angefertigtes internes Gesprächsprotokoll der SS. «Minsk und Riga haben bereits zugesagt, je 50.000 Juden zu nehmen.

Nach der völligen Evakuierung der Juden wird Theresienstadt dann entsprechend einem fertigen Plan von Deutschen besiedelt und ein Mittelpunkt deutschen Lebens werden. Seine Lage ist für diesen Zweck geeignet.»

Als Deportationsbescheid erhalten die alten Leute einen Brief von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, in dem ihnen mitgeteilt wird, an welchem Tag ihre «Abwanderung ins Protektorat» stattfinden wird. Als Reisegepäck dürfen ein Coupékoffer und ein Rucksack, «der höchstens von der Hüfte bis zur Schulter reicht», mitgenommen werden. Das Handgepäck darf nur aus einem Stück bestehen und soll Nachtzeug, eine Decke, Essgefäß, Löffel, Trinkbecher und Lebensmittel enthalten. Reise- und Handgepäck dürfen nicht mehr als 50 kg wiegen. «Wer sich nicht an diese Bestimmungen hält, muss mit dem Verlust seines Gepäcks rechnen.»

Am [...] ab 8 Uhr wird Ihre Wohnung durch einen Beamten versiegelt werden. Sie müssen sich zu diesem Zeitpunkt bereithalten. Wohnungs- und Zimmerschlüssel sind dem Beamten auszuhandigen. Sie selbst werden dann mit einem von uns gestellten Wagen nach der Sammelunterkunft Grosse Hamburger Strasse 26 gebracht werden.

Etwa vorhandene Sparkassenbücher und Banksparbücher etc., Wertpapiere, soweit sie nicht bei einem Bankunternehmen aufbewahrt werden, Hypothekenpfandbriefe, Bankbelege usw., kurz, alle Hinweise, die über Ihr Vermögen Aufschluss geben, und etwa vorhandene Tresorschlüssel sind in einem festen unverschlossenen, aber verschliessbaren Umschlag in der Sammelunterkunft Grosse Hamburger Strasse 26 abzuliefern. Auf dem Umschlag sind Ihr Name, Ihre Anschrift sowie Transport-Nummer genau anzugeben. [...]

Alters-, Taubstummen- und Blindenheime werden ausgeräumt. Patientinnen und Patienten des Jüdischen Krankenhauses in der Iranschen Strasse können von der «Umsiedlung» nur bei Operationen oder bei einer Erkrankung «im Finalstadium» zurückgestellt werden. Schwangere müssen nachweisen, dass die «Geburt im Gange ist»; ist

das Neugeborene sechs Wochen alt, wird es mit den Eltern «evakuiert».

Im Juli wird es Juden verboten, die Warteräume der öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen. Am n. Juli geht der erste Transport von Berliner Juden nach Auschwitz. Ab 13. Juli dürfen jüdische Blinde keine Blindenarmbinden mehr tragen. Die Kriminalstatistik für das Jahr 1942 weist eine einzige Verurteilung eines Juden wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt aus. Nur durch Selbstmord entziehen sich viele der Abholung. «Wollen Sie sich das Leben nehmen oder mit evakuieren lassen?» ist eine «stehende Frage» unter den Juden Berlins.

Am 6. August werden Felices 74jährige Grossmutter Hulda Karewski und ihr 78jähriger Bruder Julius Philipp mit dem 38. Alterstransport nach Theresienstadt deportiert. Entsetzt schreibt Felice einen postlagernden Brief an Inge, die sich in Nürnberg aufhält. Inge eilt unverzüglich nach Berlin zurück. Felice zwingt sich zur verzweifelten Hoffnung, dass ihre geliebte Grossmutter in Theresienstadt eine Überlebenschance hat. «Altersghetto» klingt doch wie Altersheim.

Im zweiten Halbjahr 1942 erreicht die Zahl der Erkrankungen in Theresienstadt eine Rekordhöhe: Scharlach, Masern, Gelbsucht, Typhus und Enteritis rafften die alten Leute hinweg. Im September sind über 30.000 «Alte, Kranke und Sieche» in Theresienstadt. Am 7. September beginnt das Krematorium zu arbeiten. Im September sterben 3.941 Menschen. Hulda Karewski ist eine von ihnen. Sie stirbt am 14. September 1942.

Anfang Oktober bekommt auch Felice die «Liste», und Hirschfeld wird abgeholt. Felice und Inge radeln in die Claudiusstrasse und brechen das Siegel auf, um Felices Sachen aus der Wohnung zu holen. Auf dem Küchentisch hinterlässt Felice einen mit Wasser verschmierten Abschiedsbrief, in dem sie ihren Selbstmord ankündigt. Sie trennt den Stern vom Mantel und taucht unter.

Von da an wohnt sie als U-Boot bei Inges Eltern in der Kulmer Strasse. Was noch an Wertsachen ihrer Familie vorhanden ist – einen

Pelzmantel der Grossmutter, Schmuck, Besteck und Wäsche – bringt sie bei Freundinnen und Freunden unter. Mit dem stückweisen Verkauf der Sachen bestreitet sie ihren Lebensunterhalt.

Anfang Oktober tritt Inge ihren Dienst als Pflichtjahrmädchen bei Elisabeth Wust an.

Inges Vater ist Kommunist, die Mutter Sozialdemokratin, beide sind Buchhändler. Eine Geflitzte zu beherbergen, ist sehr gefährlich, besonders für einen Kommunisten. Vater Wolf würde Felice am liebsten immer zu Hause einsperren, zumal sich draussen die «rote Stella» herumtreibt, eine jüdische Denunziantin mit lexikalischem Gedächtnis, die der «jüdische Mundfunk» berühmt gemacht hat.

Stella Kübler-Isaaksohn, geborene Goldschlag, wird in Berlin auch «jüdische Lorelei» oder «blondes Gespenst» genannt. Um ihre eigene Haut und die ihrer Eltern zu retten, spürt sie gemeinsam mit ihrem zweiten Mann Rolf Isaaksohn im Auftrag der Nazis untergetauchte Juden auf und liefert sie der Gestapo aus. Das Ku'damm-Mädchen Felice drängt es dennoch hinaus auf die Boulevards der Grossstadt.

Während Felice ihre ersten Erfahrungen als U-Boot macht, bereitet sich der um wenige Jahre ältere Gerd Ehrlich seinerseits auf die Illegalität vor. Es ist wahrscheinlich, dass die beiden sich zu diesem Zeitpunkt durch eine lose miteinander in Verbindung stehende Gruppe von zehn in Berlin festsetzenden jungen Leuten kennen.

### **Gerd Ehrlich**

Ab August '42 hatte die Stapo neue Massnahmen zu Deportationen getroffen. In den letzten Wochen war es zu oft vorgekommen, dass die zum Bereithalten aufgeforderten Opfer es gewagt hatten, nicht die Henker abzuwarten. Man begann also einfach die Häuserblocks, in denen eine grössere Anzahl von Juden wohnten, zu umstellen, und in alle durch den Judenstern gekennzeichneten Behausungen einzudringen.



Sämtliche unglücklichen Bewohner einer aufgebrochenen Wohnung mussten sich dann innerhalb von io Minuten für die Reise ins Ungewisse fertig machen. Nur mit grosser Mühe gelang es den verschiedenen Firmen, wenigstens die Facharbeiter wieder aus dem Sammellager zu befreien. Viele Menschen wagten schon gar nicht mehr, zu Hause zu schlafen, und andere verbrachten die Nacht angezogen auf dem Bett, um jederzeit zur Flucht bereit zu sein. Selbstverständlich gab es keinen mehr, der nicht seinen Rucksack schon gepackt hatte. Ich glaube, dieses ungewisse Warten gehört zu dem Schlimmsten, was ich erlebt habe. Kam man von der Nachtschicht nach Hause, so atmete man jedesmal beruhigt auf, wenn man seine Lieben noch wohlbehalten daheim antraf. Voll Sorge zählte man die Kameraden und Freunde jeden Tag wieder in der Fabrik und schätzte sich glücklich, wenn keiner fehlte.

Unsere Vorbereitungen für die Illegalität waren inzwischen schon weiter gediehen, und die ersten beiden Kameraden hatten den dornenvollen Weg schon beschreiten müssen. Die Anfangsschwierigkeiten waren überwunden. Wir waren keine stillhaltenden Opfer mehr, sondern hatten uns sogar Waffen beschafft, um den Abwehrkampf zu organisieren. Wenn auch unsere Mittel mehr als beschränkt waren, so gab uns doch die Einigkeit einen starken moralischen Rückhalt. Persönlich war ich bereit, jeden Tag von zu Hause fortzuziehen. Meine Sachen, Anzüge, Leibwäsche, Bücher, etc. waren in kleinen Schüben zu zuverlässigen Bekannten gebracht, und ich blieb nur noch daheim, um meine Familie nicht zu gefährden. Es war mir klar, dass die stärksten Nerven auf die Dauer eine solche ununterbrochene Anspannung nicht aushalten würden; und ich sehnte im tiefsten Innern die Entscheidung herbei. Sie sollte schneller kommen als ich geahnt hatte.

Derweil sinniert Felice über die Liebe, liest sich durch die in einem Buchhändlerhaushalt reichlich vorhandene Literatur, plaudert mit Mutter Wolf, die Felices gelegentlichen Stadtbesuche vor dem Vater vertuscht, schreibt Gedichte mit grüner Tinte und lässt sich abends von Inge den Tagesablauf bei der Wust schildern.

Gegen Ende Oktober kommt Inge aufgebracht von der Arbeit heim.

«Mensch, jetzt bin ich doch wieder bei so was gelandet! Weisst du, was sie mir heute gesagt hat? Juden? Die riech ich ja!» Ich halte das nicht mehr aus!»

«Au ja? Was hat sie gesagt, sie riecht Juden? Das möchte ich ausprobieren!»

Felice, die Inge mit pikanten Schilderungen von ihrem Alltag als Hausmädchen ohnehin schon neugierig gemacht hat und die sich in ihrem eintönigen untätigen Leben nach Abwechslung sehnt, kann gar nicht genug kriegen von der Vorstellung, die Wust an sich schnuppern zu lassen. Fortwährend liegt sie Inge in den Ohren, eine Begegnung herbeizuführen.

Inge findet das alles gar nicht komisch, hat doch ihr Vater sie inständigst gebeten, dafür Sorge zu tragen, dass Felice das Haus nicht verlässt. Inge hat auch eine unerklärliche Angst vor der Begegnung selbst, was eigentlich Quatsch ist, denn natürlich kann die Wust Juden nicht riechen!

«Erlaubst du mir? Ich möchte doch soo gern...», bemüht Felice kichernd Tucholsky, um der widerstrebenden Freundin ihren Einfall schmackhaft zu machen.

## 4

Als Felice am 2. April 1943 Inge fragt, ob sie etwas dagegen hätte, wenn sie die kommenden Nächte bei Lilly verbringen würde, weil diese, vom Krankenhausaufenthalt geschwächt, mit den vier Kindern lieber nicht allein bleiben möchte, hält Inge diesen Einfall für ausgezeichnet. Nach einem halben Jahr als U-Boot in der keineswegs sicheren Wohnung ihrer Eltern ist es hoch an der Zeit, dass Felice eine andere Bleibe findet. Mit den zunehmenden Bombenangriffen auf Berlin wird die Lage immer prekärer. Bis jetzt ist Inge bei Alarm meistens mit Felice oben in der Wohnung geblieben. Wenn der Keller aber unumgänglich wird, bedarf es schon einer sehr glaubwürdigen Geschichte zu Felices Identität, denn das Haus ist voller Nazis.

Kommt heraus, dass Vater Wolf eine Taucherin versteckt, ist ihm das Konzentrationslager gewiss. Um wieviel geschützter ist Felice in der Wohnung der ehrbaren Soldatenfrau. Besser hätte sie es gar nicht treffen können. Von den zarten Banden, die zwischen Lilly und Felice entstanden sind, ahnt Inge noch nichts.

«Wie machen wir es denn jetzt?» überlegt sie, «du hast doch keine Lebensmittelmarken.» Ohne Lebensmittelmarken ist man im vierten Kriegsjahr kein Mensch.

«Sag einfach, dass du in Steglitz bei der Selbach einen Stammladen hast, wo du immer deine Rationen einkaufst, und den möchtest du nicht aufgeben. Ich geh da sowieso öfter mal hin und so. Und dann machen wir's so: Ich muss ohnehin für die Wust einkaufen. Dann zweig ich einfach was ab für dich. Die Wust kriegt mit ihren vier Kindern irrsinnig viel, da fällt das nicht auf. Die können ihre Sachen doch gar nicht aufessen.»

Und so geschieht es. Inge besorgt sich passendes Papier und packt

nach dem Einkaufen die entsprechenden Rationen am Treppenabsatz zwischen der dritten und der vierten Etage für Felice ab. Wenn es also für die Kinder ein halbes Pfund Butter gibt, wird ein viertel Pfund abgezwickelt.

«Ich hab heute eingekauft», meldet Felice, und die Sache ist im wahrsten Sinn in Butter.

Auch Felice ist sehr zufrieden mit dem neuen Arrangement. Sie erzählt Lilly, sie hätte in Babelsberg zu tun und verbringt so manchen Tag bei Mutti in Steglitz in der Bornstrasse 4. Es ist wunderbar, sich nicht mehr verstecken zu müssen und in einer richtigen Familie zu leben, und das auch noch in Schmargendorf, in unmittelbarer Nähe der Auguste-Viktoria-Strasse, wo Felice ihre Kindheit verbracht hat. Überdies lässt sich kaum leugnen, dass Mütter einen besonderen Reiz auf sie ausüben – zumal wenn sie ein derart entzückend mit Sommersprossen übersätes Gesicht haben wie Lilly. Unter Lillys Fittichen kann Felice vorübergehend vergessen, dass sie eigentlich gar nicht mehr am Leben sein sollte. Lillys Hingabe und die Freundlichkeit der Kinder können einen Teil der Gemeinheiten ausgleichen, die ihr die Volksgenossen nun schon ein Jahrzehnt lang antun. Wenn Albrecht ihr mit seinem hohen Stimmchen «Hice, Hice» entgegenruft, treibt es ihr die Tränen der Rührung in die Augen. So heimelig und geborgen hat sie sich seit dem letzten Sommer auf dem Forst nicht mehr gefühlt.

Anfang des Jahrs hat Felice sich über Vermittlung ihrer untergetauchten Freunde um 2'000 Mark einen Begleiter-Ausweis der Reichszentrale «Landaufenthalt für Stadtkinder e. V.» besorgt. Dieses eher bescheidene Dokument ohne Foto weist Felice – unter dem Namen Barbara F. Schrader – als «Begleiter für Kinderfahrten im Inland» aus und ist bis 1. April 1944 gültig. Einer genaueren Überprüfung würde der stümperhaft ausgefüllte rosa Ausweis zwar nie standhalten, hat doch Felice das Datum eigenhändig eingetragen, während der Schriftzug «Barbara F. Schrader» von Inges Hand stammt, aber für

den Notfall ist es immer noch besser als ausweislos aufgegriffen zu werden.

## **Gerd Ehrlich**

Zu meiner Gruppe gehörten Walter, Ernst, Lutz, Herbert, Gerdchen, Günter, Halu, Jo, Fice (als einziges Mädchen) und ich. Ausser diesem engeren Kreis gab es noch verschiedene Freunde, die unregelmässig mit uns in Verbindung traten und mit denen wir dann Erfahrungen austauschten.

Die Anlaufschwierigkeiten waren sehr gut überwunden, aber je mehr Erfahrungen wir in unserem neuen Leben sammelten, desto mehr sahen wir ein, welch grosse Probleme noch zu meistern sein würden. Schon sehr bald stiessen wir auf Schwierigkeiten in der Unterkunftbeschaffung. Es war nicht immer möglich, bei einem guten arischen Freund unterzuschlüpfen. Selbst wenn es der Betreffende noch so gut meinen mochte, so hatte er doch fast immer ein Mitglied seiner Familie gegen seinen Plan, einen von uns zu verstecken. Halu war der erste, der auf die geniale Idee verfiel, sich möblierte Zimmer tageweise zu mieten. Es gab in Berlin verschiedene «Zimmervermittlungsbüros». Halu ging also eines Tages mal in ein solches Geschäft, bezahlte den vorgeschriebenen Obulus und liess sich unter dem Vorwand, er habe sich mit seiner Familie gezankt, und wolle nun mal für einige Tage woanders schlafen, Adressen von freien Zimmern geben. Dann mietete er eines dieser möblierten Zimmer und erzählte der Wirtin denselben Schmus. Als die gute Frau wegen der polizeilichen Anmeldung mit ihm sprach, sagte er, dass er ja doch sowieso in Berlin gemeldet sei, und sich wegen der grossen Schwierigkeiten mit der Kartenbesorgung und der Abmeldung vom Wehrministerium nicht ummelden wolle. [...]

Lutz war durch die Organisation nach seinem Untertauchen bei einer Zweigstelle des «Deutschen Roten Kreuzes» als freiwilliger unbezahlter Helfer angenommen worden. Er hatte sich mit seiner gewohnten Geschicklichkeit als Fred Werner bald das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben. Man liess ihn schon nach kurzer Zeit in einem Büro völlig selbständig arbeiten. Er hatte Korrespondenz zu erledigen und deshalb befand sich auf

seinem Schreibtisch auch eine Sammlung von amtlichen Stempeln seiner Dienststelle. Eines Tages gelang es nun Lutz, sich in den Besitz eines grösseren Postens Blankoausweise des DRK zu setzen. Schleunigst liess er auch noch den Satz Stempel und einige Kopfbriefbogen mitgehen. Dann ward er selbstverständlich beim DRK nie wieder gesehen. Wir erfuhren sogar, dass er steckbrieflich gesucht wurde. Er war also der erste, der den Weg in die Schweiz nehmen musste. [...]

Vorerst hatten wir einmal, was wir brauchten. Wir wurden plötzlich alle zu Referenten, Unterabteilungschefs, Dolmetschern oder ähnlichem befördert. Jeder hatte jetzt einen herrlichen Pass in der Tasche, der ihn als guten Deutschen auswies. Natürlich genügte dieses Dokument niemals für ernsthafte Gestapo-Kontrollen, aber für eine Strassenrazzia oder besonders für die neugierigen Augen einer Zimmervermieterin war das Ding geradezu herrlich.

Gerd Ehrlich ist einer der wenigen im Untergrund lebenden Juden, der keine Geldsorgen hat. Immer gibt es Leute, die ihm einen der bei Freunden gelagerten wertvollen Teppiche seines verstorbenen Vaters abkaufen, und so ist er in der glücklichen Lage, seinen weniger begüterten Freundinnen und Freunden finanziell unter die Arme greifen zu können. Mit Geld und Beziehungen ist es auch keineswegs schwer, an Lebensmittelmarken heranzukommen. Manchmal hat die Gruppe plötzlich einen ganzen Stoss Karten, die innerhalb kurzer Zeit aufgebraucht werden müssen, weil jemand die Maschine mit abgeschaltetem Zähler hat laufen lassen.

Wenn Gerd Ehrlich ausser Haus geht, hat er in der einen Jackentasche einen auf Gerhard Kramer gefälschten Wehrpass mit Foto, und, da er leidlich französisch spricht, in der anderen einen belgischen Fremdarbeiterausweis. Fremdarbeiter werden von der Gestapo kontrolliert, nicht aber von der Wehrmacht, es kommt nur drauf an, die Taschen nicht zu verwechseln.

Das Fälschen eines Ausweises geht so vor sich: Zuerst wird ein

künftiger Besitzer gesucht, dessen Äusseres – Haar- und Augenfarbe, Grösse, Alter, besondere Merkmale – mit der Personenbeschreibung auf dem Dokument möglichst übereinstimmt. Mit einer Spezialmaschine wird das neue Passfoto angebracht. Und dann muss der zweite Teil des amtlichen Stempels auf dem Foto nachgezeichnet werden – eine Spezialistenarbeit, die einen hohen Preis erzielt, es sei denn es findet sich ein Gesinnungsfreund. Der Gruppe um Gerd Ehrlich gelingt es schliesslich, einen «halbarischen» Grafiker aufzutreiben, der ein Meister in seinem Fach ist, aber leider ziemlich weit draussen wohnt.

Es müssen also Ausweise organisiert werden – eine besonders beliebte Methode ist im Sommer der Besuch des Wannsees, wo die achtlos im Gras und im Sand liegende Kleidung der Badenden nach Dokumenten jeder Art durchstöbert wird. In dem verzweifelten Bemühen, sich an die Personenbeschreibung auf einem Ausweis anzupassen, hat sich sogar einmal einer den Finger abgehackt. Dann müssen die Ausweise zum Grafiker gebracht und wieder abgeholt werden. Es gehört zu Felices Aufgaben, Aufträge dieser Art für die «Organisation» auszuführen. Immer wieder wird Lilly von ihr gebeten, sie an wechselnde Orte zu begleiten, wo Felice mit Leuten zusammentrifft, denen Lilly nicht begegnen darf. Mal ist es das «Haus Vaterland» am Potsdamer Platz, mal fahren sie mit der Elektrischen Nummer 51 vom Roseneck nach Pankow zum Fotoladen Schmidt, mal mit der S-Bahn nach Babelsberg, wo Lilly in einem Café auf Felice warten muss. Einmal ist Lilly mit gebührendem Sicherheitsabstand dabei, als Felice mit einer schönen jungen Frau tuschelt, die in einem Waffengeschäft in der Taubenstrasse beschäftigt ist und ihr einen Zettel zusteckt. Lilly stellt keine Fragen.

«Das ist nichts für dich. Das sind Sachen, die du nicht sehen sollst», wehrt Felice ab, als Lilly einmal ein Nacktfoto von Inge entdeckt, an der Badewanne stehend mit glitzernden Wassertropfen auf der Haut.

«Wir machen solche Sachen für Soldaten.»

Lilly fragt nicht weiter und nimmt zur Kenntnis, dass die Mädchen beim homosexuellen Fotografen Schmidt Porno-Aufnahmen machen. Viel wahrscheinlicher aber ist, dass er an der Fälschung von Ausweisen beteiligt war.

Ihren an Felice gerichteten Monolog in Fortsetzungen auf den gelblichen und lachsfarbenen Feldpostkarten, das einzige Papier, das es preisgünstig zu kaufen gibt, setzt Lilly fort, auch dann, wenn die Trennung von der Geliebten nur von kurzer Dauer ist. Nicht selten lassen Inges Anwesenheit tagsüber und die vielen Tätigkeiten, die in einem Haushalt mit vier Kindern unter Bedingungen zunehmender Verknappung anfallen, wenig Zeit, sich ausführlich miteinander zu unterhalten. Ein paar schnell hingekritzelte Zeilen, ein «Ich liebe Dich» auf einem Fetzen Papier, beim Einkaufen im Portemonnaie entdeckt, im Zahnputzbecher oder unter dem Kissen im Bett versteckt, entschädigen beide für Stunden der Sehnsucht. Und immer noch meldet Felice sich nächteweise ab, wie Ende Mai, als Lilly bereits weiss, wer Felice ist:

Wieder einmal alleine für eine Nacht!

Ach, habe ich eine Nacht hinter mir! Sehnsucht tut so weh, Du, so sehr weh. Ich liebe Dich! Der Schlaf kam, aber dann träumte ich so schön, um beim Erwachen irrsinnig enttäuscht zu sein, Dich nicht neben mir zu haben. Ich habe in die Kissen gebissen, ich konnte mich doch nicht hören lassen. Du, alles, was ich denke, ist nur: Felice! Ach, ich habe so viel Angst, dass Du sehr schnell eines Tages eine andere liebst. Bitte sei nicht traurig, dass ich das sage, aber Du hast mich vollständig verwandelt. Das bin ich ja gar nicht mehr.

Dein Bild liegt vor mir! – Wenn ich daran denke, dass ich Jahre vertan habe! – Felice, bitte lass mich nie alleine, bitte nimm mich mit! Ich weiss, ich lasse alles und jedes hinter mir, doch was bedeutet es, wenn Du mich liebst! Wir gehören untrennbar zueinander. Du weisst, dass Du meine bisherige Welt zum Einstürzen gebracht hast (es tut mir, weiss Gott, nicht leid) und zwar – in allem. Du musst mich nun beschützen, wirst Du das können?



Liebst Du mich? Ich, ich will in Deiner Welt leben und sollte es tausend Schmerzen kosten; Deine Liebe allein hilft sie mir ertragen. Es ist eine grosse Verpflichtung! Wird Dir bange? Hast Du Furcht? Kannst Du mir antworten? Ich warte auf Dich ...

Doch die Augenblicke von Liebesqual und Zukunftsangst werden mehr als reichlich abgegolten durch die Wonnen des Alltags an der Seite der Geliebten. Es ist Lilly, als wären alle Fenster weit aufgerissen worden, und nun strömt so viel Sonne in ihr Leben, dass sie ganz geblendet ist. Solange Inge noch ahnungslos ist, macht es Spass, gemeinsam den Haushalt zu führen, wenngleich Felice und Lilly teuflisch aufpassen müssen, sich nicht zu verplappern. Sie haben sich fest vorgenommen, Inge nicht zu kränken. Zugegeben, weder Inge noch Felice sind Hausfrauen von Gottes Gnaden, trotz Felices famosem Kochkurs in der Untersekunda, aber wenn die beiden gemeinsam den Abwasch besorgen und dabei «Mariechen sass weinend im Garten, im Schoss ihr schlummerndes Kind...» trällern, eine falscher als die andere, so dass es der mit Schubert- und Brahmsliedern aufgewachsenen Gnädigen den Magen verknotet, hält Lilly inne und atmet tief durch vor lauter Staunen über das Wunderbare, das in Gestalt dieses gehetzten Menschenkinds in ihr Leben getreten ist. Inge verstummt, wenn sie merkt, dass Lilly ihnen ein liebevoll nachsichtiges Lächeln in die Küche schickt. Wenn sie die Wust um eins beneidet, dann ist es deren klare, feste Stimme, mit der sie sich ihre häuslichen Verrichtungen singend versüsst.

Im Mai 1943 lernt Inge Gerd Ehrlich kennen.

### **Gerd Ehrlich**

Ernst und ich hatten eines Abends eine Verabredung mit Fice in einem Lokal am Nollendorfpfplatz. Unsere Freundin war in Begleitung eines anderen jungen Mädchens, dessen blendend schöne, braune Augen mich sofort gefangen nahmen. Wir wurden einander vorgestellt. Sie hiess Inge W. und wusste über uns und unsere Lebensumstände durch Fice gut Bescheid. Nachdem ich das «Ge-

schäftliche» mit Fice besprochen hatte, wandte ich meine Aufmerksamkeit der schönen Inge zu. Als wir uns an jenem Abend trennten, waren wir bereits gute Freunde geworden und hatten ein Rendezvous verabredet. Inge war meine einzige Liebe während der illegalen Zeit. [...]

Am nächsten Sonnabend luden Inge und Fice meinen Freund Ernst und mich zur Wust ein. [...] Dieser Sonnabend war der erste einer langen Reihe, die ich in der Wohnung in der Nähe des Rosenecks verbringen sollte. Dort habe ich noch manche Nacht in der netten Gesellschaft der Frauen und meiner Freunde verbracht, ja wir haben schliesslich einen Teil unserer Materialien dort untergestellt. Die Wust war nämlich in ihrem Wohnviertel als echte Nazissin bekannt. Erst unser (guter) Einfluss hatte sie bekehrt. Natürlich blieb sie nach aussen weiter die treue Anhängerin des Führers, um uns um so mehr nutzen zu können.

Gerd Ehrlich, Walter Johlson, genannt Jolle, und Ernst Schwerin sind bald gern gesehene Gäste im Hause Wust. Da Gerd zu der Zeit in «Tante Ilses» Parterrewohnung lebt, die von aussen eingesehen werden kann, muss er frühmorgens ausser Haus und darf sich am Wochenende überhaupt nicht blicken lassen. Es erhebt sich also des öfteren die Frage, wie die Nacht vom Sonnabend auf Sonntag zu verbringen ist. Inges Warnungen zum Trotz bewährt sich die Couch im Herrenzimmer der Friedrichshaller Strasse.

«Grossartig», verwirft Gerd Inges Einwand, die Wust sei eine «gute Nazi». «Nichts Besseres könnte uns passieren. Dann sind wir doch um so sicherer. Wenn die keine Ahnung hat, wer wir sind, und irgendwas fällt vor, benimmt sie sich doch ganz unschuldig.»

Wovon Gerd und Inge ihrerseits keine Ahnung haben, ist, dass Lilly längst bescheid weiss, sich aber, wie es ihre Art ist, nichts anmerken lässt. Von den in ihrer Wohnung untergestellten Materialien wird Lilly allerdings nie erfahren.

Keine Ahnung wiederum hat Gerd von den amourösen Verstrickungen im Haus. Während seiner ersten Nacht auf der Couch hört

er aus einem der Zimmer Geräusche, die der junge Mann trotz seiner Unschuld unmissverständlich zu deuten weiss.

«Mensch, was ist denn das gewesen?» fragt er anderentags seinen Freund Ernst. «Da muss in der Nacht der Wust nach Haus gekommen sein.»

Ungläubig guckt ihn Ernst an und schüttelt sich vor Lachen. «Mann, wie alt bist du eigentlich? Weissst du nicht, dass unsere charmante Fice vom anderen Ufer ist und der guten Wust rettungslos den Kopf verdreht hat?»

Gerd Ehrlich ist zwar aufgefallen, dass Fice auf seine Reize, auf die andere junge Damen durchaus ansprechen, mit Gleichmut reagiert, weshalb er auch sein gewohnheitsmässiges Poussieren bei ihr bleiben lässt, trotzdem kommt ihm die Geschichte äusserst unglaubwürdig vor. Eine Frau mit vier Kindern und dem Führer an der Wand, grübelt Gerd, bis er schliesslich eine Erklärung findet, die sein Weltbild in Ordnung bringt. In Kriegszeiten sind Männer Mangelware, denkt er, wahrscheinlich ist es eine Verlegenheitslösung. Genauso wie er selbst als kleiner Junge mit einem Freund gegenseitige Onanie betrieben hat und deswegen noch lang nicht homosexuell war.

Die umfassenden Veränderungen in ihrem Leben sind fast zu viel für Lilly, die immer noch an den Folgen ihrer Kieferoperation laboriert und seit Geburt an einem schwachen Herzen leidet. Doch mit der ihr eigenen Art, alles, was sie unternimmt, mit Inbrunst zu tun, legt sie noch eins drauf. So schnell wie möglich will sie sich scheiden lassen.

Als sie Felice von ihrem Vorhaben erzählt, läuft diese erst einmal entsetzt zu Inge.

«Mensch, die Meschuggene! Stell dir vor, es scheint bei Gericht mein Name auf!»

«Du bist wohl nicht ganz bei Trost», versucht Inge Lilly von ihrem Plan abzubringen, «mit vier Kindern lässt man sich doch nicht scheiden!»

«Meinst du nicht, dass du deinen Kindern eine intakte Familie schuldest», lassen die Schwiegereltern im preussischen Ton vernehmen und fühlen sich insgeheim bestätigt in ihrer instinktiven Ablehnung der Rothaarigen als Frau für ihren Sohn.

«Um Gottes willen, Kind», schlägt Lillys Mutter beschwörend die Hände über den Kopf zusammen, «bist du wahnsinnig geworden? Du bist doch völlig ungesichert! Wer wird denn im Alter für dich sorgen?»

«Erst vier Kinder kriegen und sich dann scheiden lassen! Hättest du dir das nicht früher überlegen können?» brummt Vater Kappler missmutig.

«Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Dir werde ich bestimmt nicht auf der Tasche liegen», kontert Lilly trotzig.

Natürlich bockt auch Günther und verhält sich, wie Ehemänner meistens in solcher Lage. Was würde er erst tun, wenn er den wahren Grund wüsste, kann sich Lilly ein Gefühl des Triumphs nicht verkneifen. Schade, dass er es nie erfahren darf! Noch versucht Günther, die Mutter seiner Kinder mit den üblichen Drohungen an sich zu binden. Die Wohnung will er behalten, zwei der Kinder will er haben, Lilly soll die gesamte Schuld für das Scheitern der Ehe auf sich nehmen. Seine ausserehelichen Eskapaden wiegen selbstredend weniger schwer als Lillys.

Lilly fühlt sich von allen Seiten unter Druck gesetzt.

«Ich habe jetzt eine schwere Zeit vor mir. Du musst mir helfen, sie zu überwinden», schreibt sie auf eine Reichsfettkarte für Kinder von 6 bis 14 Jahren. Jeder Abschnitt für Butter, Margarine und Käse des blassgelben Papierstücks ist von ihrem Laden in der Breite Strasse mit «Erledigt» abgestempelt. Der stets angeheiterte Händler für Kolonialwaren, Konserven, Butter, Obst und Gemüse heisst ausgerechnet Adolf Hoch. Felice findet das komisch.

Lilly gerät auch von anderer Seite unter Druck, denn allmählich beginnt es Inge zu dämmern, dass sie mit der von ihr selbst herbeigeführten Begegnung im Café Berlin zwar Felice hervorragend unterge-

bracht hat, aber drauf und dran ist, ihre Geliebte zu verlieren. Alle anderen Liebschaften der Felice sind ihr egal, für Monogamie haben sie später immer noch Zeit, aber ausgerechnet eine Nazisse muss es sein! Immer häufiger kommt es zwischen Lilly und Inge zu Streit.

Ich bin natürlich wieder einmal scheusslich niedergedrückt. Inge ist mir wirklich unverständlich. Sie weiss es doch, es ist für sie doch ein Kampf gegen Windmühlenflügel. Wenn das ihre grosse Liebe ist, ----- dann -. Ich wäre in so einem Fall sicher auch zuerst ähnlich gewesen, aber ich hätte dann gerade weil ich Dich liebe, wenn auch blutenden Herzens, verzichtet! Mir ist doch lieber, dass der andere glücklich ist. Was nützt ihr denn auch ihre Stellungnahme? Was ändert sie daran? Sie kann doch nicht im Ernst verlangen, dass wir uns nicht mehr lieben. Oder hältst Du das für besser? Aber ich will Dir mal ausdrücklich etwas sagen: Ich denke nicht daran, auch nur einen Teil von Dir zu verlieren, ich werde Dich festhalten, so stark ich nur kann! Und ich kann es – und vor allem: Ich will nichts anderes!

Von der sexuellen Freizügigkeit, die vor allem das wechselseitig miteinander verstrickte Trio Inge, Nora und Elenai demonstrativ zur Schau tragen – was Felice tut, will sie lieber gar nicht erst wissen –, ist Lilly einerseits beeindruckt, hat sie doch auch selbst keine Gelegenheit ausgelassen, andererseits treiben es die Mädchen doch ein wenig zu doll, warum müssten sie sich sonst in einem fort zanken? Und wieder greift sie zur Feldpostkarte. «Ich will Dir sagen, worin Euer Unmut liegt», ermahnt sie Felice altklug. «Ihr geht da ein bisschen zu weit, etwas muss bleiben und das ist das zarte Innige zwischen den Menschen. Ihr alle denkt nur an Euch selber. Gerade so wie es passt.»

Sonntag ist der Tag, an dem Lilly und Felice ausschlafen können. Am Sonntag gibt es keine Inge, die um acht Uhr auf der Matte steht. Die ganze Woche freut sich Lilly auf den Sonntag. Auch die Kinder wis-

sen, dass sie am Sonntagmorgen allein zurechtkommen müssen, nachdem ihre Mutter ihnen das Frühstück hingestellt hat, doch auch sie sind froh, in ihrem Kinderzimmer ungestört toben zu können. Für Felice und sich selbst bereitet Lilly schon am Samstagabend alles für das zweite Frühstück am späten Vormittag vor. Die Bratkartoffel müssen nur noch heiss gemacht, der Kathreiner Malzkaffee aufgegossen werden. Zwischen Dösen, Essen, Lesen und Lieben wird es rasch Nachmittag. Auch die Freundinnen und Freunde wissen, dass sie sich vor 16 Uhr nicht blicken lassen dürfen.

An einem dieser Sonntage im Juni schellt es an der Wohnungstür. Eberhard öffnet und lässt die ihm vertraute Elenai herein. Selbst am Morgen schon voll ihres überschäumenden Temperaments stürmt sie ins Balkonzimmer, wo Lilly und Felice sich genüsslich räkeln. Auf Lillys Nähtischchen auf der anderen Seite des vom grossen Balkon her sonnendurchfluteten Raums liegen einige Meter Goldlitze, mit denen Lilly ein Kleid besetzen will. Entzückt schlingt Elenai das glitzernde Zeug um ihren schwarzen Wuschelkopf und weiter um die Taille ihres Sommerkleids. Dergestalt angetan legt sie dem Liebespaar einen fulminanten Bajaderentanz zu Füssen. Plötzlich öffnet sich die grosse Flügeltür, die zum Herrenzimmer führt: Lillys Mutter bleibt wie angewurzelt stehen. Auch Lilly erstarrt in ihrem Bett, tragen doch beide unter der Decke schon längst keine Nachthemden mehr.

Nun lässt es sich nicht länger verheimlichen. Lilly beschliesst, ihre Eltern ins Vertrauen zu ziehen, vielleicht verstehen sie dann besser, warum sie sich scheiden lassen will. An einem Nachmittag, als sie ohne Anhang bei ihren Eltern zu Besuch ist, packt Lilly aus. Nicht nur teilt sie ihnen mit, dass Felice Jüdin ist, sondern auch das andere.

«Wir sind ein Liebespaar und wollen zusammenbleiben.»

Nach einer Schrecksekunde, die für Lilly unendlich dauert, findet der Vater als erster die Fassung.

«Und was willst du später machen?»

«Na, junge Mädchen verführen», überspielt Lilly kess ihre Verlegenheit.

## Lilly

Meine Eltern waren eigentlich gar nicht überrascht. Wahrscheinlich haben sie schlagartig zurückgeschaltet in meine Jugendzeit. Wo sie damals alles taten, um das zu unterdrücken. Sie schickten mich in die Tanzstunde und holten junge Männer ins Haus. Grausig! Alle Nase lang kriegte ich irgendeinen Freier vorgesetzt. Scheusslich!

Als ich siebzehn wurde, hat mein Vater ein Gedicht geschrieben: «Jeder Schwarm zum jungen Mann fängt mit einer Freundin an / und auch Lilly war ganz weg in 'ne Lehrerin am Reck.» Da hab ich in der Obersekunda eine Turnlehrerin furchtbar angebetet. Die war klein und drahtig, ganz schwarze Locken hatte sie und ganz schwarze funkelnde Augen, mit einem Wort ich fand sie wunderschön. Da wurde ich auch aus lauter Ehrgeiz die Beste im Turnen. Dann hab ich ausfindig gemacht, wo die wohnt. Die hatte ein Zimmer in Spandau, und da hab ich ihr aufgelauert. Ich weiss noch, dass ich manchmal furchtbar gefroren hab. Ich bin immer auf- und abgelaufen, und einmal hab ich dann gewagt, bei ihr einzudringen. Dann hab ich das Blaue vom Himmel heruntergelogen, habe behauptet, ich hätte eine Tante, die in Spandau wohnt. Die war natürlich sehr verlegen. Die war wirklich ihres Lebens nicht mehr sicher, das arme Mädchen. Carola Fuss hiess sie. Und sie warjüdin. (Tut mir leid: Wie Juden für mich Sympathien hatten, so war das auch umgekehrt.) Die andern haben sich längst lustig gemacht über mich. Ha, da steht sie wieder und so. Oder sie haben mir gesagt: Du, die ist gerade da lang gegangen. Mädchen sind doch so hämisch. Und dann kam das raus, hat wohl irgendeiner gepetzt. Das Lehrerkollegium hat sich ziemlich aufgeregt. Es gab regelrecht eine Schulkonferenz deshalb, zusammen mit meinen Eltern, und sie hätten mich beinah aus der Schule geschmissen. Aber dann haben sie mich verhört und haben gemerkt, dass ich völlig ahnungslos und unschuldig war. Ich hab auch dann nicht kapiert, worum es geht. Und auch meine Eltern haben mit mir nicht darüber gesprochen. Man hat über

solche Dinge eben nicht gesprochen. Alles war nebulös. Das tut man nicht, das hat man nicht, das gibt's nicht. Irgendwie im Unterbewusstsein hat man schon gewusst, naja, die ist so und so ...

Bloss ich weiss heute, warum es mir so leicht möglich ist, Frauen zu umarmen. Automatisch kann ich das. Ich konnte das immer. Nach meinem Abitur beispielsweise, bevor der Arbeitsdienst begann, bin ich doch 1933 in Saarow-Piskow in eine Hausarbeitsschule gegangen. Damals war ich sogar schon verlobt, aber ich hatte eine Freundin. Die haben immer hinter uns hergetuschelt, weil wir Hand in Hand gingen. Wir hatten uns schrecklich gern, aber wir haben alle beide nicht gewusst, was mit uns los war. Wir lagen Bett an Bett und haben nichts getan, aber die Mädchen regten sich alle auf über uns. Wenn wir damals gewusst hätten, was mit uns los ist, hätte ich nie im Leben... Sie hat dann auch geheiratet. Es gibt noch Bilder von ihrer Tochter, die Felice aufgenommen hat. Ich bin extra mit Felice zu ihr rausgefahren. Und in der Küche hat sie sich beklagt über ihren Mann. Durch den Krieg ging die Freundschaft auseinander. Wenn wir zusammengeblieben wären, wäre alles anders gekommen. Sie hiess Lotti Radecke.

Ich hab immer gesagt, wie gut, dass hinten ein E dran ist. Denn in der Schule hatte ich auch mal einen Skandal wegen einer Gerda Radek. Der Lehrer, der das alles angezettelt hat, war unser Ordinarius. Der Knatsch begann damit, dass wir eine Klassenfahrt hatten, wo die Mutter der Gerda Radek mit war. Wir haben gar nichts gemacht als dass wir Händchen haltend gegangen sind. Ich weiss nur, dass dann gesagt worden ist, ich hätte mich der unsittlich genähert, und das ist wirklich vollkommener Wahnsinn. Die Mutter hat es dem Lehrer gesagt, und der Lehrer hat meine Eltern gerufen. Das ginge nicht und unerhört und so. Meine Eltern waren auch schockiert, haben aber gemerkt, dass ich vollkommen ahnungslos war. Uns wurde verboten, zusammen zu sitzen. Wir sassen in der Klasse hintereinander, so dass wir uns immer Briefchen schicken konnten. Sie haben uns wirklich unsere Freundschaft verboten. Und wir haben uns tatsächlich daran gehalten. Gerda nahm sich vollkommen zurück. Wir haben uns dann ziemlich angefeindet.

Ich hatte immer Freundinnen, Busenfreundinnen sozusagen.



Meine langjährige Freundin hiess Lotti Thiede. Ihre Eltern haben immer Hausbälle gemacht, und da blieben wir über Nacht, weil es dann schon zu spät war, nach Hause zu fahren. Einmal schliefen wir zu dritt in zwei Betten. Ich lag in der Mitte, und auf einmal kam Lotti näher. Und ich sage ganz unwirsch zu ihr: Was willst du von mir? Das hat mir später wahnsinnig leidgetan. Die hatte nämlich ein kürzeres Bein. Das war ein sehr sehr lieber Mensch. Das war schrecklich, ich werde das nie vergessen. Ich habe nichts verstanden.

Als ich dann endlich mit Jungs anfing, atmeten meine Eltern richtig auf. Gott sei dank, sie hat Freunde!

Dass Felice Jüdin ist, bereitet vor allem Lillys ängstlicher Mutter Sorgen, doch viel gravierender ist den Eltern das andere. Gleichzeitig können sie nicht umhin, zu bemerken, wie glücklich ihre Tochter ist, und wie sehr sie von Felice verwöhnt wird. Wenn nicht die Kinder wären, würde Vater Kappler seinem Nazi-Schwiegersohn die Abfuhr sogar vom Herzen gönnen. Trotz aller Bedenken wird Felice mit erstaunlicher Grosszügigkeit in den Kreis der Familie aufgenommen.

Felice hat «Vati» gleich bei ihrer ersten Begegnung zu Weihnachten ins Herz geschlossen. Als er damals vor ihr stand, schlank, gross, die Nickelbrille auf der Nase, wurde sie blass und musste sich setzen. Die Ähnlichkeit mit ihrem eigenen verstorbenen Vater ist erstaunlich.

Lilly richtet sich auf ein langfristiges Zusammenleben mit Felice ein und kämpft tapfer an gegen die Angst vor der ungewissen Zukunft. Krieg, vier Kinder, nichts gelernt als Kochen, Windelwaschen und Putzen und eine untergetauchte Jüdin im Haus – es ist nicht wenig, was sie sich vorgenommen hat.

Felice, bitte mach es nicht so falsch wie mein Mann: Wenn ich aus irgendeinem Grund gereizt war und wütend, dann gehe nicht auch noch dagegen an; dann sage nichts und sei später sehr lieb zu mir. Ich bin nicht uneinsichtig, aber lass mich toben, es geht genauso schnell vorbei. – Wann werden wir wohl einmal richtig alleine sein? (Inge!) Ich glaube, auch in Zukunft wird es

nur noch schlimmer (die lieben Freunde!). Hoffen wir auf gute Zeiten. Übrigens hat ja alles seine zwei Seiten! Wer weiss, wieviel wir noch alleine sein werden!

Sag mal, mir fällt etwas Herrliches ein! Wie ist es eigentlich mit einem Ehevertrag? Von meiner Seite aus z.B.: Treue und liebevolles Verständnis Deinen vielseitigen Verpflichtungen gegenüber...

Im Augenblick bin ich so unendlich – ach nein, verzagt bin ich nicht, mutlos auch nicht, aber unendlich traurig. Versprich mir nie etwas, was Du nicht halten kannst! Nie! Ich glaube fest daran, dass Du mich nie verlassen wirst. Eine Frau wie mich verlässt man auch nicht. Das Beste für uns wäre, wir könnten wirklich in die Welt. Eine ganz neue Zukunft aufbauen. Mir tut bei dem Gedanken doch Deine Jugend leid, dass Du Dich mit einer so alten Frau belasten musst. Aber Du tust es doch, nicht wahr? Und gerne? Für mich!!

Du, ich möchte irgend etwas von Dir besitzen, dass ich genau weiss, Du gehörst mir. Ringe können wir ja leider nicht tragen, ich weiss auch nicht was, aber etwas müsste es geben. – Felice, ich, mein Mädchen, ich dachte eben an Deine Augen. – Felice, ich liebe Dich! Je länger wir zusammen sind, desto mehr. – Ich werde mir übrigens eine Aufstellung von den Sachen machen, die ich behalten möchte. Verlass Dich darauf, bei uns wird es nett. Wirst Du mir auch eine Couch verschaffen können?

Ganz wohl ist mir doch nicht bei dem Gedanken an meine Zukunft. Angst ist es aber ganz bestimmt nicht. Ich habe es mir reiflich überlegt, was ich tun will. Reiflich! Ich will mit Dir leben – und glücklich sein. Reise mich raus aus dem Trott, ich passe nicht da hinein. Ich möchte lieber ein grosses Unglück erleben und daran zugrunde gehen, als ein sanftes Glück sanft zu Ende zu leben. Felice, nie habe ich einen Menschen so ohne Rücksicht auf alle und alles geliebt. Lass mich nie alleine!

Im Juni gibt es in Berlin nur noch zwei jüdische Einrichtungen: Das Jüdische Krankenhaus und den Friedhof Weissensee. Noch über 6.000 Juden leben in der Stadt, in Mischehen und im Untergrund. Am 10. Juni werden sämtliche Vermögenswerte der im Juli 1939 gegrün-

deten Zwangsvertretung «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland» beschlagnahmt, insgesamt acht Millionen Reichsmark. Dem Leiter des Jüdischen Krankenhauses, Dr. Walter Lustig, wird die Gründung und Leitung der «Neuen Reichsvereinigung» übertragen, die im Verwaltungsgebäude des Jüdischen Krankenhauses eingerichtet wird. Sie hat kaum noch Möglichkeiten, etwas für ihre Zwangsmitglieder zu tun. Einige wenige jüdische Angestellte in Mischehe verwalten unter Gestapoaufsicht bis April 1945 die letzten Juden der Stadt. Kranke werden behandelt, Untergetauchte aufgespürt, verwitwete «Mischehepartner» abgeholt und deportiert, Bestattungen vorgenommen, Statistiken geführt.

Mit Günther Wust gibt es andauernd Krach. Er will partout nicht in die Scheidung einwilligen, obwohl er schon längst bei seiner Freundin Liesl lebt. Diese kommt Lilly überraschend zu Hilfe, indem sie ihrerseits Günther unter Druck setzt, um diesen endlich ehelichen zu können. Unter Krämpfen einigen sich Lilly und Günther schliesslich auf eine Aufteilung der Kinder. Die beiden älteren Söhne Bernd und Eberhard sollen zu Günther kommen, Reinhard und Albrecht zu Lilly. Mit relativer Gelassenheit lässt sich Lilly zum Entsetzen ihrer Freundinnen auf diesen Deal ein, ist sie auf Grund der herrschenden Verhältnisse doch einigermaßen sicher, dass Günthers Rechnung nicht aufgehen wird. Nachdem Günther sich endlich zu einer Trennung durchgerungen hat, folgt als nächste Etappe der Streit ums Geld und wer aus der gemeinsamen Wohnung was bekommt.

Wieder einmal fahre ich zu meinem Mann. Ich habe mir aber fest vorgenommen, dass das unsere letzte Aussprache sein soll. Ich mag nicht mehr. Soll er nur zusehen, wie er fertig wird. Ich werde nichts mehr dazu tun, mich mit keinem Menschen ausser Dir und Inge über diese Dinge unterhalten. Er stellt sich alles so einfach vor. Er wird sich wundern. Jedenfalls geht es auf keinen

Fall so schnell, wie er es haben möchte. – Sag mal, wie ist es mit Deiner Schreibmaschine? Es wäre mir sehr lieb, wenn ich sie haben könnte. Ich möchte schliesslich wirklich etwas leisten. Ich fürchte mich ja so sehr vor allem, aber das geht mir immer so. Und wenn ich erst einmal wieder drin bin, wird es schon gehen. Schon deshalb, weil ich unbedingt will, dass ich auch ohne andere leben kann, dass ich auf eigenen Füssen stehen kann.

Und Du wirst mir doch helfen, nicht wahr? Du liebst mich doch! Es wird tatsächlich so sein, dass ich nur noch Dich habe – allerdings will ich es ja auch gar nicht anders haben. Aber allen Menschen zum Trotz: Ich hebe Dich mehr als mein Leben! Ich hoffe so sehr, dass alles einmal gut wird – und dann – dann steht uns die Welt offen. (Allerdings werde ich Deine Anzüge nicht in Ordnung halten!!!)

«Und im Übrigen gefällt mir dein Umgang nicht», lässt Günther bei einer Auseinandersetzung wie beiläufig einfließen.

Ungläubig starrt ihn Lilly an, und ihr Blick wird hart. Ahnt er, dass er damit den Schlüssel zu ihrer Knebelung gefunden hat? Scharf gestochen drängt sich aus dem Vergessen ein Satz in den Vordergrund: «Dann retten Sie mir wenigstens das Kind.» Bei Reinhard's Geburt wäre sie fast gestorben. «Dann retten Sie mir wenigstens das Kind.» Wer einen solchen Satz sagen kann, ist zu allem fähig.

Von nun an willigt Lilly in alles ein, was Günther verlangt.

Und als ob sie mit Günther nicht schon genügend Kummer hätte, sorgt Inge für zusätzliche Ängste. «Bitte lass mich morgen Nacht nicht alleine», fleht Lilly, nachdem Inge überraschend ihren Besuch angemeldet hat.

«Was ist Liebe, qualvolles Glück, wunderbarer Schmerz?!» fragt sie Ende Juni auf der Rückseite von vier abgelaufenen rosa Nährmittelkarten:

Felice, für mich ist alles, weiss Gott, alles Frühere ausgelöscht, besteht einfach nicht mehr – alles ist heute, alles ist morgen und leuchtet, wie man es auch ansieht. Ich liebe Dich ja so unendlich. Und Du liebst mich! Mein Mädchen, mein geliebtes Mädchen,

mein schönes Mädchen. Ich glaube, wir sind beide sehr aufeinander angewiesen. Es geht eben ohne den anderen nicht. Fortan soll es ja auch so sein. Ein Leben lang. Ich wünsche mir nichts sehnlicher als das. Man soll ja nie: nie sagen und nie: immer, und doch will ich es sagen und wahrhaben: Immer wollen wir zusammenbleiben, uns nie verlassen, es sei denn, zu unserem Glück. Ich sehe nicht ein, warum nicht zwei Frauen ihren Weg voll Glück und Harmonie allein gehen können. Was brauchen wir die Männer! Ich habe sowieso keine Bange, denn Du bist ja «Manns genug», nicht wahr? Du weisst ja, dass Du mich immer beschützen musst, und Du tust es ja auch gerne. Ich weiss es genau aus Erfahrung, dass man durchaus nicht glücklich sein muss mit einem Mann; letzten Endes sind sie doch ein anderes Wesen und leben auf einem anderen Stern und lassen uns arme Frauen selten an ihnen teilnehmen, ich habe das nicht einmal, sondern des öfteren erlebt. – Und Du, mein Liebes, Du bist etwas unsagbar Vertrautes, Du bist tatsächlich: ich! Wir sind ein wirklich wunderbarer Gedanke. Mein bisheriges Leben war, weiss Gott, nicht liebeleer, aber leer von Leben, richtigem Leben, ich habe jahrelang umsonst gelebt, das Leben vertan. Und dazu ist es nicht da. Leben will ich, lieben mit aller Glut meines Herzens und voll auskosten Leben und Liebe. Ich werde nie mit leeren Händen vor Dir stehen. Ich werde Dich umsorgen, Dir, wo es auch sei, Heimat sein und Heim und Familie: alles das, was Du nicht hast, das will ich Dir geben, und ich weiss, dass ich dazu berufen bin, Dich glücklich zu machen – meine Felice.

Seit Ende 1942 gelingt es Felice und ihrer Schwester Irene, einander über eine Madame Emmi-Luise Kummer in Genf regelmässig zu schreiben. Frau Kummer, die vielleicht im Rahmen des Hilfs- und Rettungskomitees der zionistischen Organisation Hechaluz («Pionier») tätig ist, schreibt die Briefe auszugsweise ab und schickt sie nach London beziehungsweise nach Berlin weiter. Manchmal dauert es vierzehn Tage, bis ein Brief aus London die englische und die Zensur des Oberkommandos der Wehrmacht passiert hat und mit einer blauen Markierung versehen in Genf ankommt, manchmal einen gan-

zen Monat. Viele Briefe kommen nie an. Am 6. Juli bedankt sich Irene für das Foto, das sie von Putz bekommen hat. «Man kann wirklich nur die Hände über dem Kopf zusammenschlagen», schreibt sie, «und sagen Mädchen, Mädchen, wie hast Du Dich verändert. Aber ich glaube, dass ich eben noch immer denke, Putz ist 17 und nicht 21.»

Schon beim ersten Aufflackern ihrer gegenseitigen Zuneigung hat Felice Lilly Aimée genannt. «Aimée oder der gesunde Menschenverstand» ist ein Theaterstück von Heinz Coubier, das die Schauspielerin Olga Tschechowa Felice im Januar 1940 geschenkt hat, «ein Andenken an ein Stück, das so vielen Menschen und mir grosse Freude gemacht hat». In der recht einfältigen Komödie, die unmittelbar nach der Französischen Revolution spielt und am 30. April 1938 im Bremer Schauspielhaus uraufgeführt wurde, wird Aimée als junge Dame vorgestellt, «hinter deren Unlogik sich viel Verstand verbirgt». Lilly gefällt der Name. Aimée, Geliebte, ja, das will sie sein, grenzenlos und immerdar. Und passt die Beschreibung nicht auch auf sie? Alle zeihen sie der Unvernunft, aber ist es nicht ein Zeichen von Verstand, die erstickende Enge ihres bisherigen Lebens zu verlassen und sich ins Abenteuer zu stürzen, ehe es zu spät ist? Gibt es etwas Unvernünftigeres als, wie ihre Mutter, alt zu werden an der Seite eines ungeliebten Mannsbilds?

Am 26. Juni 1943 schreibt Aimée mit Felices grüner Tinte ihren Teil eines «Ehevertrags»:

Ich werde Dich *grenzenlos lieben*,  
Dir unbedingt *treu* sein, für *Ordnung* und *Sauberkeit* sorgen,  
*fleissig* für Dich und die Kinder und mich sein, sehr *sparsam*  
sein, wenn es nötig ist, *grosszügig* in *allen* Dingen, Dir ver-  
trauen!  
Was mir gehört, soll Dir gehören;  
ich werde immer für Dich da sein.

Elisabeth Wust, geb. Kappler

«Und Du?» fordert sie auf der Rückseite der Feldpostkarte Felice heraus. Am 29. Juni, auf einem Doppelblatt richtigen Briefpapiers, nimmt diese die Herausforderung an:

Im Namen aller zuständigen Götter, Heiligen und Maskotten verpflichte ich mich zu folgenden zehn Punkten und hoffe, dass alle diese zuständigen Götter, Heiligen und Maskotten mir gnädig sein werden und mir helfen werden, mein Wort zu halten:

1. Ich werde Dich immer lieben.
2. Ich werde Dich nie allein lassen.
3. Ich werde alles tun, um Dich glücklich zu machen.
4. Ich werde, sowie es die Verhältnisse erlauben, für Dich und die Kinder sorgen.
5. Ich werde nicht dagegen protestieren, dass Du für mich sorgst.
6. Ich werde mich nicht mehr nach hübschen Mädchen umsehen, höchstens um festzustellen, dass Du hübscher bist.
7. Ich werde abends sehr selten spät nach Hause kommen.
8. Ich werde mich bemühen, nachts leise mit den Zähnen zu knirschen.
9. Ich werde Dich immer lieben.
10. Ich werde Dich immer lieben.

Bis auf Weiteres

Felice

«Es ist eigentümlich», schreibt Lilly während einer Eisenbahnfahrt, «wenn ich an später denke, denke ich nie an die Kinder, mir ist immer so, als wären wir alleine.»

## **Bernd Wust**

Klar, Mutti hat uns verköstigt und gewickelt, sie war aber mit Sicherheit nicht gern Hausfrau. Sie hat mir immer vorge-schwärmt: Wenn der Krieg zu Ende ist, dann leben wir Gott sei Dank alle aus Konserven, dann ist kein Gemüseputzen mehr. Ich habe immer den Gegensatz erlebt: Wenn wir bei Oma eingeladen waren, dann merkte man, dass Oma ganz anders mit Haushalt und Kochen und so zu Gange war. Oma hat rheinländisch ge-

kocht, das hat mir gar nicht geschmeckt, aber weil Opa das wollte, musste ich es loben. Kalbfleischfrikassee auf süßsaure Art zum Beispiel, vielleicht war's auch gar nicht rheinländisch, aber das kannte ich nur bei Oma. Opa ist ein sehr lustiger Mensch gewesen, aber später seiner ganzen Welt gegenüber ein absolut halsstarrer Querulant. Damit hat er sich zeitlebens durchgewurschtelt, es war seine Art mit dem Leben fertig zu werden. Nicht gerade sehr mutig und tapfer, aber das hat er mit einem Haufen Blödsinn zu kaschieren gewusst. Aber uns Kindern gegenüber war er ein hervorragender Opa. Er hat uns alle vier auf sein Fahrrad gekriegt. Am Hohenzollerndamm da war in der Mitte so ein breiter Fussgängerpark mit Bänken, da ist er mit uns herumkajolt und hat uns allen, klein wie wir waren, gesagt, wir sollen aufpassen, wo ein Schutzmann ist.

Eines morgens erscheint Inge zur Arbeit und findet Lilly und Felice im abgedunkelten Zimmer im Bett.

«Inge, öffne doch bitte das Fenster», schnurrt Felice träge und wickelt eine von Lillys zerzausten Haarsträhnen um ihren Finger.

«Ich bin doch nicht deine Dienstinne, Mädel», knurrt Inge.

Mit einem wütenden «Das ist mir wirklich zu blöd! Es reicht!» knallt sie die Schlafzimmertür zu und macht sich in der Wohnung zu schaffen. Ein lautstarkes und keineswegs sachlich geführtes Wortgefecht zwischen Lilly und Inge steht am Ende von Inges Karriere als Hausmädchen. Ihr Kofferchen wartet schon an der Tür.

Doch ihr Abgang erfolgt keineswegs unvorbereitet. Schon vor einiger Zeit hat ihr Chef bei Collignon Inge zu verstehen gegeben, dass er sie gern wieder im Buchladen hätte. Schliesslich sind sie miteinander zum Arbeitsamt gegangen, und es gelingt ihm, Inge mit dem Hinweis auf ihre Unersetzbarkeit von der Vollendung ihres Pflichtjahres entbinden zu lassen. Am 21. Juni 1943 ist Inge endlich wieder Buchhändlerin, erleichtert, dem Spannungsfeld der Friedrichshaller Strasse entkommen zu sein, und für Felice und Lilly beginnt die Zeit der Freiheit.



Mein Felicemädchen, ich sitze im Zug nach Grünau. Spürst Du, dass ich an Dich denke? Ich glaube, wenn sich mein Herz bewegt und irgendwie schmerzt, denkst Du an mich!! Warum tut Liebe weh? – Ich habe infolge einiger Liebesgeschichten manchmal geglaubt, dass ich vielleicht doch nicht richtig lieben könnte, um jetzt endlich zu wissen, dass ich es kann. Ich liebe Dich, Du mein tatsächlich «erster Mensch»! Früher hatte ich oft das eigentümliche Gefühl irgendeines Schuldbewusstseins, irgend etwas sei nicht richtig, ich müsste mich schämen – und jetzt – jetzt darf ich überschäumen, jetzt mein Gefühl uferlos sein lassen.

Am 13. Juli 1943 richtet die Gestapo, Staatspolizeileitstelle Berlin, ein Schreiben an den Herrn Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg, Vermögensverwertungsstelle. Darin wird mitgeteilt, dass die Jüdin Felice Sara Schragenheim seit dem 15. 6.1943 als flüchtig gemeldet ist und um Einziehung ihrer Vermögenswerte gebeten. Das Ansuchen wird prompt erledigt. Am 1. Juli 1943 meldet die Korrespondenzabteilung der Preussischen Staatsbank dem Oberfinanzpräsidenten, dass das Vermögen der «Felicie Sara Schragenheim», Konto-Nr. J 361 224, gemäss Bekanntmachung im Deutschen Reichsanzeiger Nr. 144 vom 24. Juni 1943 eingezogen wurde.

Als Vorbereitung auf ihr Leben als geschiedene Frau, die für sich selbst nur ein Jahr lang Geld von ihrem Mann zu erwarten hat, weil sie sich unter dem Damoklesschwert von Günthers Drohung bereit erklärt hat, einen Teil der Schuld für das Scheitern der Ehe auf sich zu nehmen, schreibt sich Lilly im Juli in die Sprachschule Rackow am Wittenbergplatz ein. Sie belegt einen Kursus für angehende Englisch-Dolmetscher, doch erst einmal muss sie Deutsche Kurzschrift und Maschineschreiben lernen. Wenn der Vormittagsunterricht zu Ende ist, steht Felice in ihrer kurzen weissen Leinenhose vor dem Schultor. Seite an Seite radeln sie durch Wilmersdorf und setzen sich im Hindenburgpark ein Schwätzchen lang auf eine Bank, ehe sie die Kindermeute wieder hat.

Immer noch glauben die Bewohner der Stadt, dass die Berliner Luftabwehr einen Grossangriff auf die Reichshauptstadt unmöglich machen wird. An die nächtlichen «Moskitoangriffe» hat man sich gewöhnt, sie richten nur geringen Schaden an. Voll Mitleid und etwas ungläubig hören sich die Berliner die Berichte von Flüchtlingen aus dem Ruhrgebiet an, die von brennenden Strassenzügen und gänzlich zerstörten Städten erzählen. Doch die Gelassenheit weicht wachsender Unruhe, als zwischen dem 24. und 30. Juli im näherliegenden Hamburg im Zuge der «Operation Gomorra» etwa 50.000 Menschen von britischen Brand- und Sprengbomben getötet werden. Am 1. August werden an alle Berliner Haushalte Handzettel verteilt, in denen Frauen, Kinder, Kranke und Rentner aufgefordert werden, die Reichshauptstadt zu verlassen. Bei Temperaturen bis zu 35 Grad setzt ein Massenansturm auf Bahnhöfe und Kartenstellen ein. Tausende fahren in die Umgebung der Stadt und kampieren nachts in den Wäldern. Tausende fahren zu Freunden und Bekannten aufs Land, um ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Im *Völkischen Beobachter* wird Friedrich der Grosse zitiert: «Man muss sich in Sturm- und Notzeiten mit Eingeweiden aus Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindungen loszuwerden.»

«Wohlvorbereitet» sollen die Volksgenossen «dem Bombenterror trotzen», schreiben die Zeitungen. Sachen von Wert sollen zu Bekannten in weniger gefährdete Gebiete zur Aufbewahrung gebracht werden. An Möbel, Teppiche und Hausrat sind Zettel mit der genauen Anschrift des Besitzers anzubringen. «Frauen und Kinder gehören in den Keller, ein für allemal», mahnt der *Hakenkreuzbanner*, die nationalsozialistische Tageszeitung für Mannheim und Nordbaden, die in Felices Geschichte noch eine Rolle spielen wird. Da bei Sprengbomben Gefahr von Verschüttung oder Hitzetod besteht, müssen sich die Leute die Fluchtwege aus dem Luftschutzraum einprägen. Sie dürfen nicht mit Kisten, Gerät und Luftschutzgepäck verstellt werden. Mau-

erdurchbrüche müssen absperrbar sein, sonst wirken sie bei Brand wie ein Kamin und können ein noch nicht bedrohtes Haus gefährden. In den Keller soll nur das mitgenommen werden, was zum primitivsten Überleben nötig ist. «Einige Handtücher sind wichtiger als Tafelsilber, Teppiche, Gemälde und hundert Bände Klassiker», belehrt der *Hakenkreuzbanner*. Im Keller werden vor allem Kerzen und Streichhölzer, Gasmasken, Decken und Wasser benötigt. Wenn die Ausgänge verschüttet sind und die auf der Kellerdecke lagernde Glutmasse die Temperatur tödlich werden lässt, nützen nur noch wassergetränkte Decken und Mäntel. Mit nassen Tüchern vor Mund und Nase heisst es dann eilig durchs brennende Vorderhaus laufen. Das Luftschutzgepäck mit Sparbuch, Lebensmittelmarken, Trinkwasser und «Mundvorrat» muss in der Wohnung jederzeit griffbereit sein. Die Luftschutzkleidung soll möglichst wenig Kunstseide und Baumwolle enthalten, weil diese Stoffe entzündlich sind, dafür schwere Lederhandschuhe, Mäntel und Westen aus Leder und Brillen mit seitlichem Schutz nach der Art von Schnee- oder Schweisserbrillen. Frauen binden sich am besten ein Kopftuch um.

«Gehören Männer in den Luftschutzkeller?» fragt das Blatt und gibt auch gleich die Antwort: «Ihre Aufgabe ist nicht, sich selber zu schützen, sondern Unheil von der Gemeinschaft abzuwenden.» Feuer wird mit Sand und Wasser bekämpft, Stabbrandbomben sehen aus wie weissliches Feuerwerk, Phosphorbomben geben Spritzer und Qualm ab, mit Feuerpatschen kann man zwar Funkenflug bekämpfen, nicht aber Phosphor, der nach allen Seiten verspritzen würde.

In Berlin werden die Menschen von einer grossen Unruhe erfasst. Jeden Abend erwartet man den Beginn der von BBC ständig angekündigten Luftoffensive. Jede Nacht verschwinden die Bewohner beim ersten Aufheulen der Sirenen in die Keller. Die Menschen stürmen die Bahnhöfe. Alle, die nicht unbedingt in der Stadt bleiben müssen, setzen sich nach Osten oder Süden in Bewegung. Auf jedem freien Platz wird das Pflaster aufgerissen, und jeder grüne Fleck wird

umgebuddelt. Überall entstehen Luftschutzgräben. Jeder müssige Spaziergänger männlichen Geschlechts wird von den Blockverwaltern angehalten, beim Schippen zu helfen. Es empfiehlt sich ein schleuniger Schritt. Erst am 27. August, als die Berliner schon wieder Vertrauen zu ihrer Luftabwehr gefasst haben, tritt das langgefürchtete Ereignis ein. U-Boote, wie Gerd Ehrlich einer ist, müssen sich bei einem Bombenangriff beeilen, rechtzeitig einen öffentlichen Luftschutzkeller zu erreichen.

### **Gerd Ehrlich**

Wie üblich verstummte gegen 9 Uhr abends der Reichssender Berlin. Es waren also feindliche Flieger im Anflug. Schleunigst zog ich Stiefel und Jacke an und schnallte meine HJ-Koppel um. Die Aktentasche griffbereit wartete ich an der Tür. Richtig, da heulten die Sirenen. Also schnell aus dem Haus und auf der Strasse etwas spazieren gegangen. Die letzten Male war ich in einem wunderbar ausgebauten Keller in der Bismarckstrasse gewesen. Ein ehemaliger Klassenkamerad, Klaus H., Halbarier und als solcher noch einigermaßen unbehelligt in einer annehmbaren Stellung, wohnte dort. Heute kam ich kaum bis zu diesem Haus, als die Flack auch schon kräftig zu schiessen begann. [...] Das Licht ging aus. Staub fiel von der Decke. Der Keller wackelte wie ein Schiff auf See. Die Frauen fingen an zu schreien, und es schien, als ob das ganze Haus eingestürzt sei. Nach einigen Minuten der Verblüffung begannen wir uns zu sammeln. Der Ruf des Luftschutzwartes rief alle jungen Männer an die Türe. Klaus und ich wurden zu einem Kontrollgang auf den Boden ausgewählt. Also Stahlhelm auf und los. [...] Vom Dach aus bot sich uns ein überwältigender Anblick. Einen Moment vergassen wir ganz die Gefahr, in der wir schwebten. Der Nachthimmel war in allen Richtungen blutrot. Über unseren Köpfen schwebten verschiedenfarbige Leucht- und Christbäume, die von der deutschen Flack mit Leuchtspermunition beschossen wurden. Scheinwerfer hatten einzelne Flieger im Kreuz, die aber doch unerschrocken trotz des wütenden Geschützfeuers weiterflogen, um sich dann vielleicht durch einen kühnen Sturzflug auf ein Industrie- oder Eisenbahnziel der Gefahr zu entziehen. [...]

Dann eilten wir auf die Strasse. Ein mächtiger Wind hatte sich erhoben und blies Rauch, Asche und Flugblätter vor sich her. Schnell sammelten wir einige der abgeworfenen «Aufrufe an das deutsche Volk» und steckten sie in die Tasche. [...] Der Angriff hatte im Ganzen vielleicht eine Stunde gedauert, aber der angerichtete Schaden war ziemlich erheblich. Noch zwei Tage später ging ich durch Strassen, die brannten. [...] In dieser Nacht musste ich noch bis etwa drei Uhr Spazierengehen, da das Haus zu unruhig für eine unbemerkte Heimkehr war. An verschiedenen brennenden Häusern habe ich löschen geholfen und Möbel rausgetragen.

Felice, bei den Nachbarn als Lillys liebenswerte Freundin bekannt und beliebt, zieht bei Alarm mit Lilly und Bernd in den Keller, während die drei Kleinen die Nächte im nahegelegenen Kinderbunker verbringen. Anfangs liefert Lilly sie noch persönlich bei Bunkerschwester Herta ab, später gehen sie allein hinüber. So richtig erwachsen kommen sie sich vor, wenn sie abends um dreiviertelsechs Hand in Hand über den Kolbergplatz in die Reichenhaller Strasse trotten. Eberhard, der Fürsorgliche, ist verantwortlich, dass der Dicke der Obhut von Schwester Herta übergeben wird. Albrecht, keine zwei Jahre alt und noch in Windeln, dürfte eigentlich noch gar nicht in den Bunker, aber Schwester Herta hat einen Narren an ihm gefressen und drückt ein Auge zu. Während die anderen Kinder mit ihren Teddys in die Stockbetten klettern, darf der Dicke sich an Hertas füllige Brüste schmiegen. «Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm», murmeln die Kleinen im Chor und schauen auf das Bild des Führers. Dann heisst es Licht aus, und diejenigen, die unten liegen, beginnen den ober ihnen Liegenden mit den Füßen ins Kreuz zu treten. «Ruhe», brüllt Schwester Herta, drückt den Dicken fest an sich und denkt wehmütig an ihren Hans, von dem sie seit der Kapitulation der deutsch-italienischen Truppen in Tunesien vor mehr als zwei Monaten nichts mehr gehört hat.

Zu Hause beginnt bei Ertönen des Sirenengeheuls für Lilly der Stress.

«Kommjetzt endlich!» mault sie und rennt mit ihrem Luftschutztäschchen nervös zwischen Eingangstür und Badezimmer hin und her. Felice aber steht vor dem Spiegel und kämmt und kämmt. Ihr dunkelbraunes Haar ist glatt und spröd. Wenn ihre Friseurin es nicht in elegante Dauerwellen legen würde, wäre es unansehnlich. Es bedarf andauernder Pflege. Ihre Frisur muss unbedingt in Ordnung sein, wenn sie in den Keller geht. Je gepflegter sie sich den Hausgenossen präsentiert, desto sicherer fühlt sie sich.

Nach der Entwarnung dreht sich der Spiess um.

«Schlaf nicht, bitte schlaf nicht», jammert Felice, wenn Lilly auf der Treppe todmüde zusammensackt und sich von ihr zur Wohnung hinaufschleifen lässt. Immer noch reglos über das Bett gebreitet, muss Felice sie dann auch noch ausziehen. Was nicht selten dazu führt, dass Lilly mit einem Schlag hellwach ist. Am nächsten Tag ist die Müdigkeit bleiern, wenn um acht Uhr früh die lieben Kleinen an der Tür schellen.

Um diese Zeit wird Felice von Ernst, Jolle und Gerd angesprochen, ob sie nicht mit ihnen türmen möchte. Lutz, der nach seiner Heldentat mit den DRK-Ausweisen steckbrieflich gesucht wurde, hat es bereits Ende Mai geschafft, sich in die Schweiz abzusetzen – mit Hilfe einer Fluchthelferin und einem Ausweis des Reichsministeriums für Bewaffnung und Munition, der das Reisen in Grenznähe erlaubt.

Felice und Lilly führen verzweifelte Debatten. Flüchten oder bleiben? Die Geborgenheit aufgeben, die Felice eben erst gefunden hat, den Halt inmitten des Chaos? Die hochfliegenden Pläne vom gemeinsamen Altern. Felice als Reporterin mit der Leica unterwegs, Aimée zu Haus bei den Kindern auf sie wartend. Abends heimkommen und Eberhard läuft ihr entgegen, die Karieszähnnchen zeigend. Abends heimkommen, Aimée in ihr schönstes Kleid stecken und zum Mecklenburger essen gehen. Am Sonntag mit den Kindern an die Havel fahren und Lillys Sommersprossen zählen. Nachts sich in Aimées

kupfernes Haar verbeissen und mit Schmetterlingsküssen geweckt werden, wenn die Alpträume sie mit den Zähnen knirschen lassen. Nichts anderes wünscht sie sich vom Leben. Wer weiss, wie lang das Inferno noch andauern kann – wird Lilly warten? Lilly wird nicht warten. Was hat Felice ihr denn zu bieten? Günther wird aus dem Krieg heimkehren, und sie wird es sich anders überlegen. Oder es wird ein anderer kommen, der ihr ein Auto kauft und schöne Kleider.

Wenn Männer in Aimees Leben auftauchen, verliert Jaguar ihre Sicherheit und zeigt eindeutige Züge von Eifersucht. Einmal ist Erwin am Telefon und verlangt Lilly zu sprechen. «Lilly ist nicht zu sprechen», entgegnet Felice spitz und will gleich auflegen. «Felice, ich weiss, dass sie da ist», fleht Erwin, «ich spüre es. Warum will sie denn nicht mit mir sprechen? Schliesslich bin ich Albrechts Vater. Er ist auch mein Kind, vergessen Sie das nicht!» – «Ihr Kind?» Das hat Felice grade noch gefehlt. «Wieso denn? Wann haben Sie sich das letzte Mal um ‚Ihr Kind‘ gekümmert? Das hätten Sie sich früher überlegen sollen, mein Lieber.»

Lilly erwägt, die Kinder zurückzulassen und Felice in die Flucht zu folgen. Es gibt eine Menge Kinderheime in Süddeutschland. Nach dem Krieg könnten sie sie wieder holen. Dass es ein Nachher geben wird, davon ist Lilly überzeugt. Felice hingegen ist skeptisch, die schnell verdrängten Gerüchte, die ihr zu Ohren kommen, sind zu grauenhaft, als dass sie sich ein Nachher vorstellen kann. Aber immerhin lässt sie den Gedanken zu. Da bekannt ist, dass Fluchthelfer nicht an Geld, sondern nur an Sachen interessiert sind, schreibt sie Frau Selbach ins Riesengebirge und bittet um Rückgabe ihres Eigentums. Mutti, für die Felices Beziehung zu Lilly ein unverzeilicher Treuebruch ist, hat Felices Sachen – wertvolle Teppichläufer, Bettwäsche aus mehreren Wohnungen und vor allem den teuren Persiänerpelz der Grossmutter – ohne Felice zu fragen gleich kistenweise auf den Forst in Sicherheit gebracht. Auf Felices Ansinnen reagiert

sie gereizt und erfindet immer neue Ausflüchte. Pflichtbewusst redet Lilly Felice zu, ohne sie zu gehen.

Ende August schreibt Felice auf, was sie seit Wochen quält:

Du mein geliebter Mensch, ein Leben ohne Dich kann ich mir nicht vorstellen. Und das soll es doch geben? Ändert man sich nicht, wird man sich nicht fremd in jeder Minute, die man getrennt erlebt, und findet man sich nicht bei jedem Wiedersehen neu? Und ich soll Tage, Wochen, Monate vielleicht ohne Dich sein, ohne Deine Stimme, Deine Hände, Deinen Mund? Ohne die Gewissheit, dass alle Deine Gedanken bei mir sind wie die meinen bei Dir? Muss man denn alles einmal abgeben, was man liebt? Darf man niemals restlos glücklich sein? Entfernung, Zeit, Gewohnheit – müssen auch uns diese gefährlichsten Feinde der Liebe drohen? Oder ist unsere Liebe so schwächlich, dass ihr Sehnsucht, dieses langsam verlöschende Feuer, nur gut tun könnte?? Warum schreibe ich das alles – ich liebe Dich ja so sehr, so nie gefühlt und gekannt. Nun quäle ich Dich und mich. Warum quält man, was man liebt? Weil man liebt.

Wie schon einmal beschliesst Felice zu bleiben. Diese klare Entscheidung für Lilly lässt ihre Liebe unbedingter werden.

### **Nachts**

Ich liebe das: Mich über Dich zu neigen  
und in Dein schlafendes Gesicht zu sehen,  
wenn durch das dichte dämmergraue Schweigen  
nur Deine leisen Atemzüge wehen.

Wenn meine Augen über Deine klaren  
und mir so sehr vertrauten Züge streifen,  
kann ich von jenem zarten Wunderbaren,  
das Du mir gibst, unendlich viel begreifen.

Wie in ein Kunstwerk, das ein Grosser schuf  
so senke ich mich tief in Dich hinein  
und lausche Deiner stummen Lippen Ruf.  
Doch plötzlich fühle ich: Ich bin allein!



Weit fort bist Du. In lähmendem Erschrecken  
erkenne ich die Ferne, die Dich hält –  
und reisse Dich empor, um Dich zu wecken,  
damit Du wiederkehrst in meine Welt.-

Meine Aimée!

Ich liebe Dich so sehr, dass ich Dir gar nichts schreiben kann.  
Und ich brauche Dir ja eigentlich auch gar nicht zu schreiben,  
denn alles so enorm Wichtige werde ich Dir – wenn es Dir recht  
ist – nachher im Bett sagen.

Und wenn Du einmal davon sprichst, dass ich Dir einen Mann  
suchen soll, oder dass Du heiraten willst, dann verhaut Dich nach  
Strich und Faden

Dein

treuer, mutiger, edler, wilder

Jaguar

Es ist das erste Mal, dass Felice sich Jaguar nennt.

Am 2. eines jeden Monats gedenken Aimée und Jaguar des 2. April,  
an dem Felice zum ersten Mal unter Lillys Bettdecke kroch. Am  
2. September 1943 schenken Jaguar und Aimée einander Ringe.  
Aimée bekommt einen goldenen Ehering, in dessen Innenseite «F.  
S.» und das Datum 2.4.43 graviert ist, und schenkt Jaguar ihren Sil-  
berring mit dem grünen Stein. Felices Hand ist so schlank, dass sie  
ihn nur am Mittelfinger der rechten Hand tragen kann.

Mein so innig geliebtes Mädchen!

Zu unserem Hochzeitstage – ein langes und doch kurzweiliges  
halbes Jahr – wünsche ich Dir und auch mir das Schönste, was es  
geben kann. Vor allem – eine glückliche Zukunft! Dazu gehört  
ein bisschen Geld, eine nette Wohnung und nette Freunde. An  
letzterem wird es uns wohl nie fehlen. Die Wohnung werden wir  
auch haben, aber ob immer Geld? – na, wir werden sehen! Was  
kann uns schon passieren, nicht wahr?! Bei unserer Liebe! Und  
was wollen wir mehr!

Ich liebe Dich unendlich und gehe nicht von Dir,

Deine Aimée

Ende September ist Felice mit Ernst Schwerin und Gerd Ehrlich in einem Café am Savignyplatz verabredet.

### **Gerd Ehrlich**

Wir wollten das Mädels um halb vier dort treffen, waren aber schon etwas früher dort. Ernst setzte sich an einen Tisch und ich ging in meiner Uniform an das Buffet, um einige Stückchen Kuchen für uns auszusuchen. Vor mir warteten einige Menschen und direkt vor mir ein SD-Mann. Ich stand noch keine fünf Minuten dort, der SD-Mann wurde gerade bedient, als ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter fühle. Mich umdrehend sehe ich eine jüdische Arbeitskollegin von E&G, die zusammen mit ihren Eltern auch untergetaucht gewesen war, aber von der Gestapo schon vor einiger Zeit geschnappt worden war. Wir wussten von diesem Mädels, sie hiess Stella Goldschlag und hatte wegen ihrer schönen blonden Haare den Spitznamen «jüdische Lorelei», und dass sie seit ihrer Verhaftung Spitzeldienste für die Polizei leistete. Es war ihr gelungen, verschiedene Juden den Beamten in die Hände zu spielen. «Hallo, Gerd, wie geht es Dir?» – «Verzeihung, mein Fräulein, ich kenne Sie nicht. Sicher verwechseln Sie mich mit jemand anderem!» – «Aber nein, du bist doch Gerd Ehrlich, erkennst du mich denn nicht, wir haben doch bei Erich & Getz zusammengearbeitet!» – «Bestimmt irren Sie sich, ich heisse anders!» In diesem Moment ist der Beamte vor mir bedient und dreht sich um. Wahrscheinlich war er der Begleiter des Spitzels, die ihn auf geflitzte Juden aufmerksam machen musste, selbiger dann nur noch zu verhaften brauchte. Einmal auf einer Polizeiwache hätten mir meine schönen Ausweispapiere wenig genützt. Ich durfte es also nicht drauf ankommen lassen. Das Mädchen, das immer noch die Hand nach mir ausstreckte, bekommt einen Stoss vor die Brust. Durch einen Alarmpfiff machte ich Ernst auf die Gefahr aufmerksam. In diesem Moment will der SD-Mann mich packen. Ernst, der sah, in welcher gefährlicher Lage ich bin, springt ihn von der Seite her an. Der lange Kerl fällt über den Serviertisch. All das spielte sich in wenigen Sekunden ab. Ehe noch jemand der Anwesenden sich von seinem Erstaunen erholt hatte, waren wir beiden schon auf der Strasse. In grösster Ge-

schwindigkeit rannten wir um die Ecke. Rauf auf den Bahnsteig der S-Bahn. An der anderen Seite wieder herunter und auf eine fahrende Strassenbahn gesprungen. Erst am Bahnhof Zoo, nach zwei Stationen, als wir ganz sicher waren, nicht verfolgt zu werden, stiegen wir wieder aus und fuhren mit der S-Bahn die eine Station bis zum Bahnhof Savignyplatz zurück. Wir mussten doch an dem Café aufpassen, dass Fice nicht hineinging und in die Falle geriet. Von einem gegenüberliegenden Hausflur aus behielten wir also den Eingang des gefährlichen Ortes im Auge. Endlich kam unsere Freundin. Wir konnten sie noch rechtzeitig, bevor sie den Ort betreten hatte, auf uns aufmerksam machen und gingen mit ihr in ein anderes Restaurant, wo wir ihr erzählten, was vorgefallen war.

Dies Ereignis hat mich zum ersten Mal etwas nervös gemacht. Noch beunruhigender klang die Nachricht, die wir dann von einem Genossen, der für die Stapo arbeitete, bekamen. Stella hatte meinen Namen und meine Beschreibung angegeben, und nun hatte man mich auf die Suchliste mit Bild gesetzt. Es wurde also Zeit, meine Zelte in Berlin abzubauen.

Innerhalb von vierzehn Tagen ist alles vorbereitet. Ein Fahrrad und eine Schreibmaschine, vielleicht auch Geld, müssen für die Fluchthelfer aufgetrieben werden. Hedwig Meyer, eine in einer vornehmen Grunewald-Villa lebende schwarzgekleidete Dame, die zwei Söhne an der deutschen Ostfront verloren hat, organisiert alles Weitere. Mit einem verschlüsselten Telegramm verständigt sie Bauern im badi-schen Singen, die den Flüchtlingen den sicheren Übergang zeigen und den Fluchtweg in die Schweiz vorbereiten werden. Am 7. Oktober werden Gerd, Ernst und seine Braut, allgemein nur «die Dicke» genannt, um zehn Uhr abends von einer kleinen Abordnung von Freunden in den «Urlaub» verabschiedet. Vorher hat Gerd Inge von Collignon abgeholt, um sie mit seinen restlichen Lebensmittelmarken zum Essen einzuladen. Die beiden Ausweiskontrollen der Geheimen Staatspolizei im Zug verlaufen ohne Zwischenfall. Nach einer Nacht

in einem Stuttgarter Hotel geht es um sieben Uhr früh im Bummelzug nach Tutlingen und nach kurzem Aufenthalt weiter nach Sigmaringen. Nach einer Mittagspause nehmen die drei den nächsten Bummelzug nach Radolfzell am Bodensee, um noch einmal in eine Eisenbahn umzusteigen, die sie zum Grenzstädtchen Singen bringt, wo sie fahrplanmässig um 17 Uhr ankommen. Sie wurden gewarnt, den streng kontrollierten D-Zug Stuttgart-Singen zu meiden und lieber die Nebenstrecke zu benutzen. Am Bahnhof wartet die «Dame in schwarz mit Fahrrad», der sie unauffällig zu folgen haben. Das Abenteuer endet im Schweizer Dörfchen Ramsen, nach einer Nacht im Wald, in der sie beinah in die falsche Richtung in den Tod zurückgelaufen wären. Ein junger Schweizer Grenzer gabelt die drei auf einem Feldweg auf und bringt sie zu seinem Zollposten. Das Berner Deutsch des wachhabenden Sergeanten verstehen die Berliner nicht.

«Parlez-vous français?»

Sergeant Fisch will sie unverzüglich nach Deutschland zurückschicken.

«Haben Sie ein Gewehr?» fragt Gerd.

«Ja.»

«Können Sie schiessen?»

«Ja.»

«Dann schiessen Sie. Anders kriegen Sie mich nicht zurück.»

Dann bittet Gerd Ehrlich darum, nach Washington anrufen zu dürfen.

# 5

Am 12. Oktober 1943 wird Lilly im Landgericht am Alexanderplatz geschieden. Unteroffizier Günther Wust mit der Feldpostnummer 14 063 B kann seiner eigenen Scheidung nicht beiwohnen, er ist im August nach Ungarn eingezogen worden. Frierend kauert Felice vor dem Gerichtssaal auf einer Bank und nutzt die Zeit, um ein Gedicht zu verfassen:

## **Landgericht**

Da hab ich versprochen, in Ewigkeit  
Dir immer und überall beizustehen,  
und schon bei der ersten Schwierigkeit  
musst Du doch ganz alleine gehen.

Liebste! Hoffentlich schonen sie Dich  
dort in diesem düsteren Zimmer.  
Zahnarzt ist sicher fürchterlich,  
aber Scheidung ist, glaube ich, schlimmer.

Dabei bist Du doch noch so klein –  
und Dein Haar schimmert manchmal wie Kupferdraht.  
Später lass ich Dich nicht mehr allein  
Ob Fräulein Schulz heute Rosen hat?

Hoffentlich bist Du bald wieder hier –  
Ist es auf Gerichten immer so kalt?  
Und von jetzt an gehörst Du nur noch mir.  
Später, nicht wahr, das wünschst Du Dir,  
werden wir dann zusammen alt! –

«Bin ich jetzt wirklich geschieden?» stammelt Aimée benommen, als sie nach vollzogener Prozedur von Jaguar in Empfang genommen wird.

«Jetzt bist du ganz unter meiner Fuchtel», strahlt Felice und kauft ihr am Bahnhof Schmargendorf am Heidelberger Platz bei Fräulein Schulz einen Strauss roter Rosen. Abends stellen sie die Wohnung um. Das Schlafgemach wird vom Balkonzimmer ins Herrenzimmer verlegt, dessen hellgrauer Kachelofen sich nicht heizen lässt und das deshalb in den Wintermonaten nur als Schlafzimmer geeignet ist.

«Im Namen des deutschen Volkes» wird das Scheidungsurteil am 18. Oktober ausgefertigt. Lilly, so führt das Urteil aus, hat den Antrag gestellt, Günther für den schuldigen Teil zu erklären, weil dieser die Ehe gebrochen hat. Günther wiederum hat eingewandt, dass Lilly keine weiteren Kinder mehr haben will und «ihm deshalb seit Dezember 1942 hartnäckig den ehelichen Verkehr verweigert». Der Widerklage von Günther Wust wird stattgegeben, und das Gericht entscheidet sich für eine beidseitige Schuld, denn «der von ihr [Lilly] angegebene Grund, dass schon vier Kinder da seien, ist nicht gerechtfertigt».

Fast zur gleichen Zeit wird in London Hochzeit gefeiert. Unter grosser Anteilnahme der Berliner Emigrantenszene heiratet Irene Schragenheim am 23. Oktober den Berliner Fritz Cahn, der sich bald darauf der Peinlichkeit seines Vornamens entledigt und fortan Derek heisst. Wie es der Zufall will, ist seine Schwester mit Käte Schragenheim, geborene Hammerschlag, zur Schule gegangen. Diese wiederum, erfährt Felice über Madame Kummer, hat in den vergangenen Jahren in Palästina Irenes Erbe durchgebracht. «Diese Verwandtschaft hat aufgehört zu existieren», schreibt Irene Anfang Oktober und beantwortet auch Felices Frage, ob sie den Klassiker der lesbischen Literatur *The Well of Loneliness* von Radclyffe Hall kenne. Nein, sie habe das Buch nicht gelesen, versuche es aber seit Jahren zu bekommen. «Mir persönlich liegen Sachen dieser Art fern», fügt sie spitz hinzu, «und ich hoffe meinem Putz auch.»

«Den Beschluss des Gerichts wirst Du inzwischen erfahren haben; Dein Anwalt hat Dich wohl davon in Kenntnis gesetzt», schreibt Lilly am 29. Oktober Günther Wust an die Front:

Bei uns ist weiter nichts Ausserordentliches vorgefallen, als dass ich den englischen Kursus nicht mitmachen kann. Er stellte zu viele Ansprüche an meine Zeit, ich dürfte keine Kinder haben, dann könnte ich mich der Sache mehr widmen. [...] Nun zur Wohnungsfrage. Dass Du die Wohnung behältst, wurde beim Termin erwähnt, gleichzeitig aber die Tatsache, dass es wohl sehr schwer sein wird für mich, eine andere Wohnung zu finden, dass Du mich natürlich aber auch nicht auf die Strasse setzen kannst mit den Kindern.

Bald darauf wird Lilly benachrichtigt, dass alle vier Kinder ihr zugesprochen werden. Sie ist aber weiterhin bereit, die beiden älteren Söhne Günther und seiner 19jährigen Verlobten Liesl Reichler nach deren Eheschliessung zu überlassen. Im Oktober sind nur noch die beiden Kleineren in Berlin. Immer mehr Schulkinder werden aus den bombengefährdeten Städten aufs Land verschickt. Bernd kommt nach Grünrode in Ostpreussen, nahe der litauischen Grenze, Eberhard probeweise zu Liesl nach Schlesien.

### **Bernd Wust**

Das war eine biedere Landschule: erste Klasse erste Bank, zweite Klasse zweite Bank, dritte Klasse dritte und vierte Bank und die Viertklässler sassen hinter. Im Nachbarraum sassen dann die von der fünften bis zur achten Klasse. Sie sprachen deutsch mit einem sehr harten ostpreussischen Akzent. Die Leute, wo ich zuerst war, hiessen Skat. Das fing damit an, dass wir hemmungslos Dresche gekriegt haben, sowohl vom Lehrer als auch von unseren Mitschülern. In Berlin sind wir in die grosse Schule gegangen und man konnte sich als lernschwacher Schüler so ein bisschen hinter der gesamten Klasse verstecken, das ging ja in Ostpreussen gar nicht. Und die sind auf dem Land auf hemmungsloses Auswendiglernen gedrillt worden. Das Einmaleins im Schlaf können,

das war für die das A und O des ganzen Unterrichts. Das konnten wir Berliner nicht. Da haben wir einmal Ohrfeigen vom Dorfschullehrer gekriegt, und unsere Mitkameraden, Jungen links, Mädchen rechts, die haben uns hemmungslos verpetzt: «Herr Lehrer, Sie wollten doch die Berliner das Einmaleins abfragen.» Mein Mitkamerad, bei dem ich bei den Skats war, ein gewisser Knut, war ein Jahr älter als ich und ein Bulle von Kerl, der hat dann für uns die andern verdroschen. Mit der Zeit fand sich das dann. Man ist ja mit den Bauernjungen Äpfel klauen gegangen und man hat den Leuten auch helfen müssen. Wenn Kartoffelernte war, fand sich alles, was krauchen konnte, erst beim Bauern A ein und zwei Tage später beim Bauern B, und wenn sich die Frauen zum Mittagsbrot zurückzogen, haben wir auf dem Hof gespielt, uns mit Schlamm beworfen, die Köter geärgert, Verstecken gespielt. Und wenn dann einer der Männer aus dem Feld kam, hat er das EK I oder das EK II gehabt, dann waren das für uns ganz grosse Helden.

Das waren ja bewegende Zeiten damals. Der Führer wird siegen, das haben uns die Lehrer beigebracht. Wir hatten ja einmal im Monat so'ne Art Schulungsunterricht, da tauchten so'ne Frauen auf und erzählten uns irgend solche dollen Sachen. Ich weiss noch, dass eine mit belegter Stimme sagte: «Auf den Führer ist ein Attentat gemacht worden.» Dann war der Angriff in der Normandie, und die verbliebenen alten Herren haben ihre Knarren aus dem ersten Weltkrieg aus dem Schrank genommen und sind in die Wälder gefahren. Dann haben sie entweder so'ne Kriegsgefangene gesucht oder ich weiss nicht – Russen hat es im Allgemeinen geheissen. Wir sind angehalten worden, nicht allzu doll in die Wälder zu gehen. Die Wälder an der litauischen Grenze, die fingen bei uns in Nordostpreussen an und haben vor Leningrad aufgehört, das darf man nicht vergessen.

Mutti hat mich zwei Mal besucht in dem Jahr, wo ich in Ostpreussen war. Ein Besuch war ja mit Schwierigkeiten verbunden, es fuhren wenige Züge. Ich kann mich erinnern, dass Mutti einen Heiterkeitserfolg hatte, als sie dort in Hosen ankam. Es waren zwar Damenhosen, aber das waren die biedereren Frauen in Ostpreussen nun gar nicht gewohnt. Die haben sich den Mund



zerrissen! Und hinterher haben sie festge-stellt, naja, wenn du bei einem Abteilfenster reinklettern musst, hat das ja vielleicht auch Vorteile.

Bei den Skats habe ich mich nicht wohlgeföhlt, da war ich noch so ein typischer Grossstadtbengel. Frech, verlogen und windig, so muss ich mich dargestellt haben. Ich hab 'ne Scheibe eingeworfen und hab behauptet, da ist ein Landstreicher vorbeigekommen. Das war vielleicht Muttis Erziehung, wir sind eigentlich nie recht bestraft worden. Wenn Mutti dann der Kragen geplatzt ist, dann hat's der abgekriegt, der grade dran war, das war in den meisten Fällen dann ungerecht. Das war ihre Art, und das hab ich nach Ostpreussen mitgebracht. Die haben mich aber immer erwischt bei meinen Schwindeleien, und dementsprechend hab ich meine Prügel gekriegt. Dann kam ich zu diesen anderen Leuten, den Rimkus, das waren nicht Bauern, sondern Landwirte – das war ja bei den Nazis ein erheblicher Unterschied. Die hatten zwei Töchter, und mit der Zwölfjährigen konnte ich spielen. Und die Frau hat sich ein bisschen mehr um mich gekümmert. Als dann auch noch Eberhard kam, hab ich keine Probleme mehr gehabt. Dort wurde ich dann zu einem richtigen ostpreussischen Bauernlümmele. Bei den andern hiess es ja immer, naja, der aus Berlin, hat 'nen grossen Mund, aber richtig arbeiten kann er nicht. Wir Berliner waren ja nicht geübt. Wenn so ein Dorfbengel in unserem Alter die ganze Furche Kartoffel aufgelesen hat, hatten wir vielleicht zehn Prozent davon, weil wir das entweder zu gründlich gemacht haben oder Erdklumpen mit Kartoffeln verwechselt haben. Oder wir haben das Vieh von der Weide geholt: Da kam die Kuh mit der Schnauze hinten an mir an, und ich hab sie losgelassen. Da ist sie ab ins Kleefeld ...

Keinen Tag zu früh sind die Kinder aus Berlin fortgeschafft worden, denn in der dritten Novemberwoche beginnt die «Schlacht um Berlin».

Am 22. November heult die Sirene um 19 Uhr 30. Gegen 20 Uhr ist «Teppichangriff». Reinhard kränkelt und darf nicht in den Kinderbunker. Als das Licht ausgeht im Keller der Friedrichshaller Strasse, wird es totenstill. Nur der Kalk rieselt von den Wänden. Lilly umklammert in der Finsternis Felices Arm mit beiden Händen. Sie hat

immer schreckliche Angst, dass sie auseinandergerissen werden könnten.

«Nicht wahr, Mutti, das Haus ist doch aus Eisen.» Reinhards dünnes Stimmchen durchbricht das Grauen. Eine Frau lacht mit kippen-der Stimme. Die Leute lösen sich aus der Erstarrung. «Das muss ein Volltreffer gewesen sein», gibt jemand sich sportlich. Im Keller ist man auf Tuchfühlung mit den anderen Hausparteien und muss sich arrangieren. Frau Kluge, die Hauswartsfrau, die mit ihrer zehnjährigen Tochter Gisela in der Kellerwohnung lebt, ist in Ordnung. Immer wieder sitzen Lilly und Felice bei ihr vor dem in Decken gehüllten Volksempfänger und hören Radio London. In Ordnung ist auch «Tante» Grasenick im dritten Stock, der Lilly immer die Wohnungsschlüssel gibt, wenn sie die Kinder allein zu Hause lassen muss. «Wir wissen, dass Sie Feindsender hören», haben die Eichmanns vom Hochparterre mehr als einmal schon gedroht. Auch vor der Nachbarin, Frau Schmidt, deren Begeisterung für den Führer grenzenlos ist, müssen sie sich in Acht nehmen. «Es ist noch nicht aller Tage Abend», tönt sie vollmundig inmitten des Getöses. Doch immer, wenn die Stimmung in Berlin umschlägt, verschwindet auf magische Weise ihr Parteiabzeichen.

Als der Wahnsinn vorbei ist und Lilly und Felice schon lang im Bett liegen, schellt es an der Wohnungstür. Vater Selbach hat eine junge Frau mit Wangen wie Marlene Dietrich mitgebracht. Sie trägt einen grossen Koffer. Beide sind schwarz im Gesicht und völlig de-rangiert.

«Draussen ist die Hölle los. Halb Steglitz brennt. Uns hat's er-wischt. Ich fahr morgen rauf zum Forst. Kann Lola bei euch wohnen bleiben?»

Sie kann. Lola Sturm ist für Lilly und Felice keine Fremde. Sie bewohnt seit einiger Zeit die Kammer der Selbachs, die früher Felice als Unterschlupf diente, und ist auch schon mit Muttis Tochter Uschi zu Besuch gewesen.

«Jeschuschmaria!», ist das einzige, was Lola herausbringt.

Lola arbeitet als Sekretärin in der Berliner Tochtergesellschaft der

«ostmärkischen» Böhlerwerke. Böhler Berlin bildet die Vermittlungsstelle zwischen OKH (Oberkommando des Heers), OKW (Oberkommando der Wehrmacht) und Luftfahrtministerium. Per Fernschreiber wird täglich die in Enzesfeld im Süden Wiens gefertigte Stückzahl nach Berlin gemeldet und dann unverzüglich an OKH und Luftfahrtministerium weitergeleitet. Die Firma hält sich ein eigenes Flugzeug für ihre Flüge zwischen Enzesfeld und Berlin. Lola genießt an ihrem Arbeitsplatz eine Vertrauensstellung. Die Selbachs hat die 21jährige Sudetendeutsche in der Eisenbahn kennengelernt. Mit ihrem gewichtigen Arbeitsvertrag in der Tasche fuhr sie von ihrer Heimatstadt Freiwaldau im Riesengebirge nach Berlin. Margarethe Selbach bot ihr die verwaiste Kammer an. Die Bekanntschaft mit Mutti und ihren drei Töchtern bietet Lola Schutz, denn die Berliner machen es der Zugereisten nicht gerade leicht. «ABemakin!» wird sie in der Strassenbahn von so manchem Volksgenossen verspottet, sobald sie den Mund auftut.

Besser aber gefällt es ihr bei Aimée und Jaguar.

### **Lola Sturmova**

Ich hab mich wohlgefühlt dort, bei Selbachs war's doch nicht so. Die waren irgendwie komisch. Ich weiss nicht, mir kam das so vor, als wie wenn die Selbachs sich gedreht hätten, wie der Wind bläst. Auch die Töchter. Sie haben doch auch mit den Offizieren...

Sie haben mich getestet, die Lilly und die Felice, wie meine Einstellung ist, die politische. No, und sind draufgekommen, dass wir immer geholfen haben, wo es ging, auch schon hier in Jesenik, was früher Freiwaldau war. Ich hab ja hier auch – mit mir ist ins Gymnasium gegangen eine Marianne Stuckart, das war eine Jüdin, dann die Firma Gessler, die haben hier die Steinwerke gehabt, und die Schwalmburgs, die hatten ein Sanatorium in Zuckmantl. Also, damals war das gang und gäbe, dass man keinerlei Hass hatte, erst dann im 38er Jahr... Ich wusste, dass Felice eine Jüdin ist, und Lilly und Felice haben mir das auch gesagt. Da sag ich, da müssen wir helfen. Man wusste es, aber man hat im-

mer geschwiegen. Wir haben immer Angst gehabt, dass irgendwelche Wanzen irgendwo sind.

Felice war sehr hilfsbereit, ein lieber Kerl, intelligent vor allem, no und dass sie mit der Lilly sozusagen lesbische Liebe – sie haben alle Angst gehabt, dass sie irgendwie krank werden, sich anstecken, wenn sie mit den Soldaten gehen. Und da waren meistens lauter solche Halbjüdinnen, bei der Lilly sind sie zusammengekommen und die Pärchen haben sich dortn getroffen. Die Felice war immer als Mann angezogen, immer in Hosen, Bluse, Krawatte, und Lilly normal, als Frau. Die war ja so gut erhalten, trotz der vier Kinder. Aber ich hab's gemerkt. Ich war einmal auf der Toilette, und dann hab ich mich gebadet, und die Felice wollte ins Bad. Und sie hat angefangen, mich zu begreifen. Da sag ich, bist verrückt! No, und da hab ich eben schon gewusst, was war. Aber die Lilly war liebesbedürftig, und das, was sie wahrscheinlich bei ihrem Mann nicht gefunden hat, hat sie sich so umgedreht. Sie war glücklich mit der Felice, glauben Sie mir das. Ich hab darin nichts gesehen.

Zwei Tage nach Lolas Einzug wird Geburtstag gefeiert. Lilly ist dreissig Jahre alt geworden und fühlt sich richtig betagt, obwohl ihr ganzer Bekanntenkreis schwärmt, wie sehr sie im letzten halben Jahr aufgeblüht ist. Felice schenkt Lilly eine türkische Mokkamaschine aus Jenaer Glas. Lilly hat Mühe, ihre Enttäuschung hinunterzuschlucken. Auch Günther hat immer irgendwelche Haushaltsgeräte angeschleppt, in der unumstösslichen Überzeugung, dass sein Weib Tag und Nacht nur an das eine denkt. Und dann noch etwas so Überflüssiges wie eine Mokkamaschine! Felice hingegen ist gerade von der Abwegigkeit ihres Einfalls entzückt. Richtiger Bohnenkaffee ist nur unter der Hand und für schweres Geld zu bekommen – wenn das kein Luxus ist!

Da Bernd in Ostpreussen ist, Eberhard in Schlesien, und Albrecht und Reinhard die Nächte im Kinderbunker verbringen, bekommt Lola im Kinderzimmer ein Feldbett zugewiesen und fügt sich mühelos in das unübersichtliche Kommen und Gehen im Hause Wust. Nur ihre Zahlungsmoral lässt zu wünschen übrig. Doch ihr verschmitztes

Lächeln aus schräggestellten graublauen Augen und der bezaubernde böhmisch-österreichische Akzent, mit dem sie «Uj jegerl» ausruft und die Hand vor den Mund klappt, wenn sie sich ertappt fühlt, machen es Lilly schwer, mit der erforderlichen Strenge auf die überfällige Monatsmiete zu verweisen. Stattdessen kauft Lola zu Weihnachten eine Garnitur Stühle und ein Couchtischchen aus heller Buche fürs Balkonzimmer.

Mit Lola kommen auch wieder mehr Männer ins Haus. Als sie eines abends einen Münchner Studenten auf der Suche nach einer Unterkunft mitbringt, wittert Elenai ein willkommenes Opfer. Unter dem Gekreisch der anderen markiert sie die wilde Frau.

«Was ist denn los bei euch?» fragt der junge Mann verstört.

«Is doch nix dabei, Jüngelchen», gurrnt Elenai, und Lola weiss, dass diese Eroberung vermasselt ist.

Ein andermal wird es so spät, dass Lilly und Felice Lola für diese Nacht abschreiben. Erika Jung, Felices Friseurin, und ihre Freundin Maria Kaufmann sind zu Gast. Auch Inge ging einige Zeit in den schicken Salon in die Friedenauer Strasse, dann wurde es ihr aber zu bunt. Da sassen Kundinnen in kleinen, durch Paravents getrennten Abteilungen und erzählten während des Haarschnitts die intimsten Details aus ihrem Liebesleben. Wer nicht erzählfreudig war, wurde aufdringlich gedrängt, Auskunft zu geben. Diese Erika Jung also ist mit ihrer hellblonden Freundin Maria zu Gast. Erika hat einen mit Brillantine in Form gehaltenen Herrrenschnitt, Maria ist eine sehr gepflegte stattliche Erscheinung, beide Mitte zwanzig und in tadellos geschnittenen Herrenhosen. Maria lebt allein in einer riesigen Wohnung, in der die Füsse in dicken Teppichen versinken wie in sumpfigem Gras. Jaguar hat Aimée einmal dorthin mitgenommen, um sie als Trophäe vorzuführen.

«Wenn du jetzt mit mir da raufgehst, dann gehörst du für immer dazu», präparierte sie Aimée für das Ereignis.

Die solcherart Eingeschüchterte war steif vor Ehrfurcht, als sie in

der vierten Etage des imposanten Gebäudes aus der Gründerzeit ankamen. Und in der Tat mühten sich die beiden redlich, die Novizin in die Freuden der Frauenliebe einzuführen. Die eine sass der anderen auf den Knien, und die Küsschen und Schätzchen und Liebste schwirrten nur so hin und her. Und als Erika gar anfang, der Maria an die Brust zu fassen, wusste Aimée vor lauter Scham nicht, wo sie hinschauen sollte.

Es ist also spät geworden, zu spät, als dass Erika und Maria noch heimgehen könnten. Lilly überlässt ihnen eine Seite des Ehebetts, legt sich aber aus einem ihr später nicht mehr nachvollziehbaren Grund nicht zu Felice hinüber auf die Couch. Da die beiden ihr in einem fort die Bettdecke wegziehen, holt sich Lilly aus dem Kinderzimmer Lolas Plumeau. Doch bald darauf kommt Lola heim, stark angeheitert und unter Gepolter, findet ihr Feldbett ohne Decke vor und legt sich in Albrechts leerstehendes Kinderbettchen.

### **Lola Sturmova**

Eines schönen Tages sagt mein Chef, ein Österreicher aus Enzesfeld, gehn wir heute essen in dieses chinesische Restaurant. Und auf einmal schau ich und denk ich mir, mein Gott, da ist einer in Uniform, der kommt mir irgendwie bekannt vor. War es ein Mitschüler von mir? Da gab der dem Ober einen Zettel und hat draufgeschrieben: «Bist du's oder bist du's nicht? Tom Lorek.» No, kurzerhand, wir haben uns dann getroffen. Sagt er, du, ich hab hier im Quartier, wo ich wohne, viele gute Sachen, komm, schick deinen Chef nach Hause, und wir gehn dorthin und werden uns erzählen, was wir in der Zwischenzeit erlebt haben. Also bin ich mit. Und ich hab einen angedudelt gehabt, meine Zeit, ich weiss bis heute nicht, wie ich über die Stufen bis zur Lilly gekommen bin! Jede Weile hab ich mich hinggesetzt auf die Stufen und hab gesungen, bis ich dann oben angekommen bin. Und wie die gehört haben, dass jemand in dem Schloss herummacht, sind sie herausgekommen, aber ich war schon im Bett. Und die kommen ins Zimmer – ich hab keinen Polster gehabt, nix, gar

nix, nur gerade das Bettchen vom Albrecht mit der kleinen Zudecke, wo ich mich hab reingelegt. Und einmal war mir da kalt und einmal dort, und da hab ich herumgerackert, bis es zusammengekracht ist. Und die Lilly und die andren Mädeln die haben alle zugeschaut, wie ich dortn auf der Erde lieg und schimpf: «Wo ist meine Zudecke? Mir ist kalt!»

Die Bombardements zwischen dem 22. und dem 26. November kosten 3.758 Menschen das Leben. Fast eine halbe Million werden obdachlos. Um die Berliner bei Laune zu halten, werden Ende November Sonderzuteilungen angekündigt – eine Dose Fischkonserven, eine Dose Kondensmilch, ein halbes Kilo Frischgemüse, fünfzig Gramm Bohnenkaffee und Rauchtobak. Am 27. November fährt Goebbels durch die Schadensgebiete und besucht einige Verpflegungsstellen. «Man hat manchmal den Eindruck, als wäre die moralische Haltung der Berliner Bevölkerung schon fast religiös», schreibt er in sein Tagebuch. «Frauen treten an mich heran und machen segnende Zeichen über mich und bitten Gott, dass er mich erhalten möge [...] Das Essen wird überall als ausgezeichnet gerühmt [...] Mit kleinen Zeichen des Entgegenkommens kann man dieses Volk um den Finger wickeln.»

Mitte Dezember urgiert Lilly bei Günther die ihr von ihm zugesagten Zahlungen für sich und die Kinder. Die Briefe zwischen Berlin und der Front werden immer gereizter.

Weihnachten feiern alle gemeinsam mit Lillys Eltern unter der grossen geschmückten Fichte. Lola war bei Böhler mit der Verteilung der Weihnachtsgeschenke betraut, was sich günstig auf die Versorgung des Haushalts auswirkt. Aimée hat Jaguar zu Weihnachten einen weissen Rollkragenpulli gestrickt. Jaguar hat Aimée ein Gedicht geschrieben:

Dass Du nicht immer warst – ich fass es kaum!  
Mir ist, als seien wir stets so gegangen,  
so ganz zu zwein durch Leben und durch Traum,  
von Dunkel und von Licht zugleich umfängen.

So sehr gehörst Du mir! Seit ich Dich hab,  
seit erst wohl zögernd und doch voll Vertrauen  
Dein Herz sich ganz in meine Hände gab,  
fühle ich Kraft, ein Leben aufzubauen.

So geh ich hoffnungsfroh in neue Tage  
beim Neigen und Versinken dieses Jahrs,  
weil ich wie eine Fahne vor mir trage  
den Kupferschimmer Deines Haars.

«Ich erhoffe mir vom nächsten Jahr so viel, vor allem: endlich ein ruhiges Leben», schreibt Aimée am 27. Dezember an Jaguar:

Ein Leben für Dich, und merke es Dir, damit Du es noch einmal schriftlich hast: ein glückliches Leben nur mit Dir! Bist Du nun zufrieden? Ach, Du eifersüchtiges Mädchen, Du denkst, ich schreibe an «meinen Hansel!» Du dummes, dummes Mädchen! Du weisst eben doch nicht, wie sehr ich Dich liebe. Und eigentlich ist das auch gut, denn wüsstest Du es, hättest Du mich zu sehr in Deinen Fängen, Du alter Jaguar, Du!

Eins ist nur wichtig! Bald, sehr bald werde ich in Deinem Arm liegen, d. h. in Deiner Pfote. Und dann bin ich der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Dann hört für mich aller Kummer und alle Sorge auf, und ich bin geborgen vor allem Leid der Welt. Ach, Du mein Liebling mit dem weissen Rollpullover, was kümmern uns andere? Wir sind uns selbst genug, wir brauchen niemand, nur uns, und das allerdings ganz.

Das Jahr 1943 endet mit einem schweren Nachtangriff am 29. Dezember, das Jahr 1944 beginnt mit schweren Nachtangriffen am 1. und am 2. Januar. Alle kehren Schutt, vernageln die Fenster mit Pappe, suchen nach ausgebombten Freunden, richten sich im Keller ein. Alle sind permanent unausgeschlafen und gereizt. Nachts herrscht in den finsternen Strassen mit den «durchgepusteten» Häuserzeilen lautlose Leere. Nur selten fahren öffentliche Verkehrsmittel. Radio London wundert sich über den Aufbauwillen der Deutschen.



Möglichst alle Frauen sollen mobilisiert werden. Goebbels, seit Juli Sonderbeauftragter für den totalen Kriegseinsatz, setzt die Heraufsetzung des arbeitspflichtigen Alters der Frauen von 45 auf 50 Jahre durch. Behörden und Verwaltungen müssen 30 Prozent ihrer Arbeitskräfte an die Kriegswirtschaft abgeben. Theater und Restaurants sind geschlossen. Frauen werden nun auch in die Wehrmacht aufgenommen.

Monatlich einmal geht ein Transport nach Auschwitz, mit selten mehr als 30 Personen, meistens Illegalen.

Für Aimée und Jaguar beginnt der ruhigste Monat ihrer Liebe. Die Freundinnen, viele von ihnen ausgebombt, sind mit sich selbst beschäftigt. Lola hat sich verliebt und ist selten zu sehen. Aimée, die immer schon leidenschaftlich gern Kreuzworträtsel gelöst hat, denkt sich für Jaguar Rätsel aus. Bei einem Silbenrätsel kommt einer von Lillys Lieblingsaussprüchen heraus: «Du liebst mich nicht, ich habe es ja immer schon gewusst.» Versehen mit der Aufforderung: «Der geneigte Rater und Leser wird gebeten, sich zu verteidigen.»

Nur ein einziges Mal gibt es Streit.

«Was liest du denn da?» fragt Jaguar, «lass sehn», und nimmt Aimée das dünne Bändchen aus der Hand.

«Mein Schnäuzchen!» Ihr mitleidiger Ton klingt verächtlich. «Waggerl!» Laut lesend marschiert sie im Zimmer auf und ab.

*«Aus dem Hause tritt das Mädchen, aus dem strohgedeckten Haus am Wasser. Das Haus ist alt und armselig, nicht mehr als eine Hütte, aber die Fischertochter ist jung und stolz, eine Prinzessin, wie jeder im Dorf weiss, der die Augen nach ihr verdreht... Mann, kannst du dir nicht was Ordentliches zum Lesen besorgen?»*

«Ich find's gut. Gib her!» Aimée spürt, wie ihr die Röte vom Hals her ins Gesicht steigt, und versucht Felice das Buch zu entreissen. Jaguar entwindet sich und verschanzt sich hinter Günthers Lieblingssessel.

*«Das Mädchen heisst Veronika, was für ein schöner Name ist das! Die Fischertochter könnte leicht einen weniger hübschen haben, das würde nichts ausmachen. Es ist ohnehin fast zuviel, so prächtig dunk-*

*les Ringelhaar über der Stirn, so himmelfarbene Augen...* Sag mal, woher kennt der Bauerntöpel eigentlich Elenai?»

«Du kannst dir deine Überheblichkeit sparen!» faucht Aimée. «So darfst du nicht sprechen, das geht nicht. Du glaubst wohl, nur ihr habt in der Literatur etwas geleistet! Nein, so ist das nicht. Auch wir haben gute Schriftsteller!»

«Issja gut», murmelt Jaguar erschrocken.

Um unvorhergesehene Probleme zu bewältigen, muss Lilly ihr schauspielerisches Talent einsetzen. Wenn Felice Lilly mit ihrem Furunkel ansteckt, ist es kein Problem, das nötige Medikament für die beiderseitige Krankheit zu besorgen. Doch als Jaguar eine Bindehautentzündung hat, reibt sich Aimée die Augen, bis sie blutunterlaufen sind, um ihrerseits glaubwürdig eine Bindehautentzündung vortäuschen zu können. Noch schwerer wird es bei Zahnschmerzen. Schliesslich treibt Inge in Steglitz einen Zahnarzt auf, der – kaum zu glauben – Dr. Zahn heisst. Er ist bereit, Felice ohne Krankenschein und vor allem ohne Aufnahme in die Patientenkartei zu behandeln. Und in der Bülowstrasse gibt es den schwulen Apotheker Hagemann, der Felice alle Medikamente kostenlos abgibt und für ständigen Nachschub von Dextropur zum Kuchenbacken sorgt.

Schon Ende Januar ist es mit der Ruhe vorbei. Zuerst überreicht Jaguar einer schreckensbleichen Aimée 1000 Mark: «Falls mir etwas zustösst.» Dann wird Inges Familie ausgebombt und zieht nach Lübben, dem Heimatort von Vater Wolf. Nach «Auskämmung» der kulturellen Berufe muss Inge in der Nähe von Lübben in einer Fabrik arbeiten, die mit Kupferdraht umwickelte U-Boot-Kabel erzeugt. Sehr zu Aimées Missfallen zieht Jaguar an manchen Wochenenden los, um Inge zu besuchen. Dann ruft Lola von irgendwo an und eröffnet tränenüberströmt, dass sie schwanger ist. Der Verursacher, Hans-Heinz Holste, ein ekelhafter junger Kerl mit aufgeworfenen wulstigen Lippen, ist im Hause Wust-Schragenheim ebenso bekannt wie unbeliebt.

«Hahaha», kommentiert Felice trocken.

«Lola, beruhige dich, wir kommen gleich», besänftigt Lilly, und die beiden machen sich auf den Weg nach Zehlendorf, um das Häufchen Elend abzuholen. Doch Lolas Tränen geben der Damenrunde bloss Anlass zum Spott.

«Ausgerechnet dir muss sowas passieren!»

«Sei froh, dass du den Doofkopp los bist! Du willst doch nicht so einen von der nordischen Rasse haben!»

Nur Felice hat Erbarmen. «Lilly wird sich um dein Baby kümmern, hab keine Angst», verspricht sie und umarmt Lola sanft.

Und schliesslich klingelt es auch noch nachts um drei an der Wohnungstür. Mit einem Ruck sitzt Felice aufrecht im Bett, ihr Körper gespannt wie ein Tier auf dem Sprung.

«Um Gottes willen, was soll ich tun?» Es ist das erste Mal, dass der Jaguar Angst zeigt.

In ihrem seidenen Schlafanzug stürzt Felice auf den Balkon und kauert sich in einen Winkel. Draussen ist ein fremder Mensch und fragt verwirrt nach einer Person, die es im Haus gar nicht gibt.

«Sind Sie wahnsinnig geworden, mitten in der Nacht!» herrscht ihn Lilly an und horcht seinen leiser werdenden Schritten hinterher.

«Es ist nichts, Liebste, komm rasch ins Bett.»

Es dauert lang, bis Felice in dieser Nacht einschlafen kann.

«Das hätten sie sein können», presst sie heraus und klammert sich an Lilly, die verzweifelt versucht, die Zitternde mit ihrem Leib zu wärmen.

«Du darfst dich nicht fürchten, niemals werde ich zulassen, dass sie dir etwas antun. Niemals! Da müssen sie erst mich erschliessen!»

Am nächsten Tag ist Felice erkältet.

Am 1. März werden das Gebäude der Pathologie und das Pfortnerhaus des Jüdischen Krankenhauses in der Weddinger Schulstrasse 78 be-

schlagnahmt und unter der Leitung von Kriminalsekretär Walter Dobberke als «Judensammelstelle» eingerichtet.

Felice, die sieht, wie hart Lilly ums Überleben kämpfen muss, verfällt bisweilen in Schwermut, wenn sie an die Zukunft denkt.

### **Pessimismus**

Ich weiss, ich werde Dich nicht halten können,  
wenn einer kommt, der Dich gernhaben will.  
Wir werden uns in aller Ruhe trennen,  
wie wir uns fanden, damals im April.

Heut reicht es, wenn Du fühlst, ich liebe Dich,  
davon allein wird man jedoch nicht satt!  
Und eines Tages ist es wesentlich,  
dass man ein Auto und ein Mädchen hat.

Ich möchte Dich für immer glücklich wissen,  
und Du gehörst nicht zu den billigen Frauen!  
Da schwankt manchmal mein stärkstes Selbstvertrauen:  
Kann ich auch Schlösser auf dem Monde bauen –  
Auf Erden wird's vielleicht ein anderer müssen ...

Als Liesl Reichler vor den Schwierigkeiten ihrer künftigen Ehe mit dem Mehrfachvater Günther Wust kapituliert und ihr Verlöbnis löst, muss Lillys Mutter nach Schlesien fahren, um Eberhard heimzuholen. Einige Tage später reist Lilly mit ihm nach Ostpreussen. Die Familie Rimkus, bei der Bernd sich gut eingelebt hat, will auch Eberhard aufnehmen. Zwanzig Stunden ist Lilly unterwegs. Benommen vom Duft der Maiglöckchen, die den Boden des Waldes wie Hagelkörner bedecken, verbringt sie die Nacht auf einem Strohsack.

Nun ist Felice an der Reihe, sich mit Briefen die Sehnsucht zu vertreiben:

30.3.44

Mein Geliebtes,  
was soll ich machen, wenn Du irgendwo in einem scheusslichen  
Zug ganz allein durch die Nacht fährst, und ich nicht mit Dir

sprechen und Dich nicht küssen kann? – ich schreibe Dir.

Heute vor einem Jahr war ich auch allein in Deiner Wohnung. Sicher haben wir abends telefoniert, und sicher hast Du damals genauso an mich gedacht wie jetzt. Und in diesem ganzen Jahr war ich, glaube ich, nur einmal so wie jetzt allein mit dem Ticken der Uhr, und das war an dem Abend, an dem Du mit Gerd und den andern im Theater warst. Damals habe ich alle kleinen Dinge immer wieder betrachtet, die Du täglich in die Hand nimmst oder auch nur ansiehst.

Seit jenem Abend ist wieder eine lange Zeit vergangen, und immer warst Du da. Es ist kein Wunder, dass ich trotz aller allein verbrachten Abende meiner möblierten Vergangenheit jetzt keine Ruhe habe, dass ich – stell Dir vor, jetzt kurz vor Mitternacht! – nicht schlafen kann. Vielleicht weil Du sicher auch nicht schläfst? Aber Du wachst ja so oft noch, wenn ich längst fest schlafe. Und ich wollte Dich übrigens schon immer fragen: Was denkst Du so alles eine ganze Nacht lang? Manchmal finde ich es schrecklich, dass man einen Menschen so sehr lieben kann, dass man alles mit ihm teilt, und dass einem seine Gedanken doch so fremd sind und es immer bleiben werden. Ich bin eben eifersüchtig.

1.4.44

Du solltest jetzt bald wiederkommen, ich liebe Dich so sehr. Und ich habe solche Angst, dass Du in ganz falsche Züge gestiegen bist, und dass Du nun irgendwo gelandet bist und weinst. Ich lass Dich nie mehr alleine wegfahren!

In dieser Zeit bringt Lola Reinhard zu ihrer Mutter nach Freiwaldau und fährt dann weiter nach Enzesfeld bei Wien. Als sie zurückkommt, bekommt sie gleich an der Tür eine Ohrfeige von ihrer Mutter.

«Du sollst dich schämen! Bei so perversen Leuten lebst du!»

In seiner kindlichen Unschuld hat Reinhard ausgeplaudert, dass seine Mutti und Felice einander küssen und Briefchen schreiben.

Im Frühjahr 1944 findet Felice im Zeitungsviertel in der Kochstrasse eine Stelle. «Heil Hitler, Hakenkreuzbanner», meldet sie sich am Telefon, wenn Inge sie von Lübben aus anruft. Später arbeitet Felice in der Berlin-Redaktion der Essener Ausgabe *der National-Zeitung*, dem «Organ der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei». Über die näheren Umstände dieses tollkühnen Unterfangens weiss niemand Bescheid. Felice selbst hat darüber ihren Freundinnen und Freunden gegenüber hartnäckig geschwiegen.

## Lilly

Erst hat ja dort Elenai gearbeitet, die Kräfte waren knapp, über 99 Kanäle ist Felice eingeschleust worden. Aber das Schärfste war, dass sie dort angestellt war als Frau Wust mit zwei kleinen Kindern. Und ich wurde zur Schwägerin degradiert. Aber ich musste aufpassen, am Telefon hätte ich mich beinahe verplappert. Was sie dort getan hat, hat sie mir nie gesagt, ich weiss nur, dass sie für einen gewissen Berns die Leitartikel getippt hat. Da hat es sogar einmal Ärger gegeben in der Zeitung. Felice hat wohl etwas andres gesetzt als der Chef wollte, aber das ist nie rausgekommen. Da hat sie sich damals wahnsinnig drüber gefreut. Ich wusste, dass sie für den Untergrund arbeitet, aber nicht was und wie. Ich habe immer noch die Notizbücher von Felice, wo sie Termine aufgezeichnet hat, aber es ist mir rätselhaft, was das alles bedeuten soll. Ich hab's eben nie erfahren. Da ist sie manchmal sehr spät nachts nach Hause gekommen, hat dann vom Bahnhof Schmargendorf angerufen, und ich bin aufgestanden und ihr entgegengelaufen. Sie hat immer gesagt, ich erzähl dir gar nichts, nicht das Schwarze unterm Nagel, es ist zu gefährlich. Sie hat immer gesagt, wenn du neben mir bist und mich kriegest sie, dann gehst du weiter. Was ich nie gemacht hätte, nie im Leben! Ich hätte tausend Dinge erfahren, wenn wir länger zusammen gewesen wären. Wir hatten eben viel zu wenig Zeit. Wir haben zwar sehr intensiv gelebt, aber es war Krieg.

## Sturmova

Sie hat doch, glaube ich, beim *Völkischen Beobachter gearbeitet*, unter dem Namen Schrader. Sie hat angeblich auch unter meinem Namen gearbeitet. Als Journalistin, glaub ich. Sie hat immer die Nachrichten mitgebracht, wenn irgendwie was gewesen ist – das war der *Völkische Beobachter*, ich kann mir nicht helfen. Sie hat an mehreren Stellen gearbeitet, damit sie zu den Nachrichten kommt. Und sie hat öfters was mitgebracht. Wir waren ganz genau unterrichtet über den Fortschritt von der Front. Und damals war auch das mit dem Attentat. Das hat sie auch dortn gehabt. Ich hab sie nicht genauer gefragt, weil ich mir gedacht hab, was sie mir erzählt, ist gut. Ich kann mir dann meinen Teil denken.

Sie hat eine ganze Menge Artikel mitgebracht, die sie geschrieben hat, unter einer Abkürzung, nur Buchstaben. Sie hat das ja auch nach England herausgepascht über einen Offizier, den ich gekannt hab. Der war anders eingestellt, Kaleu – Kapitänleutnant – Henschel hiess er. Er hat gesagt, frag mich nicht, ich erledige das. Felice hat ihm über mich irgendwelche Artikel von der Zeitung gegeben, sie selbst hat ihn nicht gekannt. No, sie hat gewusst, dass das weitergeht. Der war ein Piefke gewesen, a Sächsele, wenn ich den reden gehört hab, ist mir immer schon der Hut hochgegangen, aber ein netter Kerl. Ich hab ihn getestet, dass er der gleichen Meinung war, trotzdem er beim Militär war. Kennengelernt hab ich ihn am OKH. Da war ein Oberstleutnant, ein komischer Kauz. Ich hab grade angefangen im Böhler Konzern, und der Betreffende hat angerufen, und ich hab ihn degradiert: Er war Oberstleutnant und ich hab Oberleutnant gesagt. Und eines schönen Tages kam er und hat mir gebracht ein Büchelchen mit den Rangordnungen. Wenn ich zum OKH oder zum Luftfahrtministerium gegangen bin, hab ich immer vorher geschaut im Büchl, damit ich keinen Blödsinn mach. No, und der Kaleu Henschel hat furchtbar gelacht, wie ich gesagt hab, ich hab den degradiert. «So viele Menschen gehen drauf wegen einem Schizophrenisten, einem Paralytiker», hat er gesagt.

Felices Anstellung in der *National-Zeitung* wird von Georg Zivier in seinem Buch *Deutschland und seine Juden* mit folgenden Worten erwähnt:

Das hübsche, kräftig im Haushalt helfende und im Luftschutzkeller besonders beliebte Mädchen hatte alles Gefahrengedühl verloren und in ihrer Dreistigkeit gar unter falschem Namen eine Stellung in der Redaktion einer parteinahen Zeitung angenommen. Wäre man ihr auf die Schliche gekommen, so hätten ihre Wirtin und alle Bekannten und Freunde des Hauses als spionageverdächtig mit rigorosen Gestapomassnahmen rechnen müssen.

Im April hat Günther Wust Fronturlaub. Tagsüber hält er sich bei Lilly und Felice auf, nachts geht er zu seinen Eltern schlafen. Lilly tut alles, um ihm den Aufenthalt angenehm zu gestalten. Da Günther – nach überstandem Scheidungsschock und ohne den Druck der Liesl – nunmehr seinen finanziellen Verpflichtungen der Familie gegenüber nachkommt, sieht Lilly keine Veranlassung, ihm weiter zu grollen. Den Schwiegereltern kommt dies höchst eigenartig vor.

Im April werden griechische und ungarische Juden zu Hunderttausenden nach Auschwitz deportiert. Von den 400.000 ungarischen Juden werden in acht Wochen 250.000 Menschen vergast.

Günther, erquickt und Lilly und Felice nunmehr in Freundschaft zusetan, kommt nach seinem Heimaturlaub für sechs Wochen in ein idyllisches Dorf in Rumänien, wo er reichlich Zeit hat, Briefe zu schreiben. Am 12. Mai schildert er seinen neuen Arbeitsplatz:

Meine Stellung ist jetzt so, dass ich mich als Bürochef fühlen kann. Ich habe meinen Arbeitsplatz in einem gesonderten Raum – auch deswegen, weil der Hauptmann mir nach einigen unerfreulichen Vorfällen mit anderen das grösste Vertrauen bezeigt und er mit mir daher Dinge bespricht, die den anderen ver-



schwiegen bleiben müssen. [. . .] Zu dieser Büroarbeit kommt die Aussenbeschäftigung, ich muss mich um rund 50 Menschen kümmern. Dass die Befehle zeitgerecht zur Ausführung kommen, wie Wagenbestellung, Melderabsendung usw. Dass die Leute ein ordentliches Quartier haben, dass sie ihr Quartier in Ordnung halten, dass Unterkünfte für vorübergehend Anwesende vorhanden sind. Ich muss jetzt auch allmählich Appelle abhalten. Für morgen habe ich Waffenappell angesetzt. Ab und zu habe ich der ganzen Corona in einem Appell Bekanntmachungen kundzugeben usw. So allmählich arbeite ich mich in die richtige Hauptfeldwebeltätigkeit ein – und ich werde dabei auch sicherer im Auftreten vor mehr Menschen. Meine ruhige, manchmal leise Art brauche ich mir dabei gar nicht abzugewöhnen. Im Gegenteil, ich komme damit recht gut durch und bin bestimmt nicht unbeliebt und bekomme Ansehen. Und in der Beziehung entwickle ich nun auch natürlich Ehrgeiz. Ich bin nur gespannt, wann sie mich zum Feldwebel machen. Ich stiess da gestern in einer Verfügung allerdings auf eine Vorschrift, nach der ich noch ein Jahr warten müsste. [...] Du wirst an allem merken, dass ich mich zur Zeit recht wohl, um nicht zu sagen gesund an Körper und Geist fühle. Mein Tagesablauf ist auch schön geregelt. Um 6 Uhr stehe ich auf, bis 7 Uhr Anziehen und Frühstück. Dann beginnt die Arbeit bis 12 Uhr. Ungefähr 1 Stunde Mittagspause, manchmal auch etwas mehr. Ich sehe immer zu, dass ich mich eine Stunde hinlegen kann. Die Arbeit hört so zwischen 7 und 8 Uhr auf. Dann kommt ein Ritt oder Gang durchs Dorf bis zur Dunkelheit in Betracht. Der Rest des Abends wird mit Schreiben oder Lesen oder gemütlichem Schwatzen mit Kameraden, mal bei dem einen, mal bei dem anderen, bei Rotwein und Zigaretten verbracht. Der Wein ist so allmählich die abendliche Selbstverständlichkeit geworden. Ungefähr eine Literflasche täglich ist mein Quantum. Hinlegen tu ich mich immer erst so gegen 23 Uhr. Sieben Stunden Schlaf und eine am Tag – und bei dieser Lebensweise fühle ich mich jetzt immer munter und frisch. Die Müdigkeitsanfälle von früher kenne ich gar nicht mehr.

Schon am 21. schreibt Günther seinen nächsten Brief, in dem er Lilly ein überraschendes Angebot macht:

Pass mal auf, Lilly! Ich habe jetzt im Lauf des Briefschreibens, welches durch Unterhaltung mit meinen Schreibstubenkameraden etwa anderthalb Stunden unterbrochen war, auch so allmählich meinen Wein und Schnaps zur Neige gebracht. Das alles beschwingt, braucht einen aber doch nicht zur Unvernunft zu bringen. Aber jetzt kommt etwas, was Du vielleicht so langsam aus meinen Briefen der letzten Zeit erahnen wirst; ich mache Dir aus dem Bewusstsein heraus, dass es mir während meiner Soldatenzeit und vorher auch im Bereich des Nationalsozialismus im Rahmen der Betriebsgemeinschaft der Bank immer gelungen ist, mein ideelles Wollen mit Ruhe und festem Willen durchzuführen, den Vorschlag, uns wieder in einer Ehegemeinschaft zusammenzufinden. Es würde natürlich alles fehlen, was uns in Leidenschaft und Widersetzlichkeit gegen unsere beiden Eltern anno 1934 zusammengeführt hat. Uns kann nur noch das gemeinsame Bewusstsein gemeinsamer Pflichten gegenüber unseren Kindern zusammenführen. Aus den gleichen Gedanken habe ich Dir im vorigen Jahr so am 2. oder 3. Mai auch noch mal das Zusammenbleiben angeboten mit der Bedingung, dass Du Dich in allem nach mir richten müsstest. Du hattest das damals abgelehnt mit den Worten, ich spräche nur aus egoistischen Gefühlen heraus. Diese Bedingung muss ich jetzt jedoch auch wiederholen. Und wenn Dein Selbstbewusstsein das nicht zulässt, dann wäre es schade um unsere Jungens. Denn die eine Erfahrung habe ich in meinem Urlaub gehabt, wir können beide auf keins der Kinder verzichten. Und um diesem Verzicht aus dem Wege zu gehen, müssten wir zusammenbleiben. Aber jedoch nach dem alten griechischen Zitat: Heis Kouranos esto! (Einer muss Herr sein!), muss ich mir die Gestaltung eines gemeinsamen Lebens vorbehalten.

Um Günther in dieser schweren Zeit nicht zusätzlich zu beunruhigen, bringen es Lilly und Felice nicht übers Herz, ihm eine unmissverständliche Absage zu erteilen und lassen ihn Anteil haben an den kleinen und grossen Problemen des Berliner Alltags. Etwa, dass Bernd und Eberhard wegen der vorrückenden sowjetischen Truppen von Ostpreussen nach Meuselwitz in Thüringen verlegt worden sind.

Und dass Lola schwanger ist, H-H-H sie verlassen hat, und Mutter Sturm nicht bereit ist, die Tochter bei sich aufzunehmen.

Noch bis zuletzt versucht Lola, sich der schweren Last zu entledigen. Am 16. Juni schreibt ihr Felice, vielleicht nach Freiwaldau:

Liebe Lola,

ich schreibe Dir schnell in der Mittagspause, um den Brief zwecks schnellerer Beförderung mit einem Kollegen nach Berlin geben zu können. Wir haben wahnsinnig zu tun, das kannst Du Dir auf Grund der Ereignisse ja vorstellen. Ich bin keinen Abend vor 12 h zu Hause. Nun zur Sache: Ich habe mich sehr bemüht, aber so schnelle ist nichts zu machen, zumal mein Apotheker verreist ist. Es tut mir furchtbar leid, Dir in dieser wichtigen Angelegenheit so wenig Positives schreiben zu können. Ich möchte Dir auch nicht zuviel Hoffnung machen. Aber sag mal, Dir hat doch mal der Arzt Argomensin verschrieben. Hast Du das nicht mehr? Es ist das allerbeste, und wahrscheinlich würde ich auch nur das bekommen können. Aber das muss man auch gleich machen, ehe der Zustand sich noch verschlimmert, denn dann kann nur der Arzt helfen, und das kostet wieder Geld. Dich hoffen wir bald möglichst gesund wieder hier zu sehen.

Herzliche Grüsse von uns beiden,

Deine Felice

Anfang Juni werden erstmals bei der Luftwaffe weibliche Flakhelferinnenkorps gebildet. «Frauenhände am Scheinwerfer», titelt die *National-Zeitung* am 18. Juni. Vielleicht hat Felice den Artikel getippt und sich amüsiert über die Verrenkungen, die die namenlosen Journalisten vollziehen mussten, um die plötzliche Neuverwendung der deutschen Frau und Mutter zu rechtfertigen. Nicht an Geschützen oder Maschinenwaffen sollen die Frauen eingesetzt werden, wie in den USA, in England und in der Sowjetunion, betont der Artikel, sondern nur an Messgeräten der Flak, an Scheinwerfern und elektrischen Hilfsgeräten. «Denn niemals soll die deutsche Frau militarisiert werden, [...] das würde sich niemals mit ihrer Würde und der Stellung, die sie in der Gemeinschaft unseres Volkes einnimmt, vereinbaren

lassen.» Jede Art von Kommiss müsse auf ein äusserstes Mindestmass beschränkt bleiben. «Denn die Frauen sollen unter keinen Umständen vermännlicht werden.»

Immer noch versucht Felice, Mutti dazu zu bewegen, ihr die auf dem Forst gelagerten Sachen zurückzugeben. Margarethe Selbach wiederum bemüht sich, die Angelegenheit zu verschleppen. Am 8. Juni schreibt sie Felice auf einem winzigen Blatt Papier in deutscher Schrift einen heute an manchen Stellen nicht mehr lesbaren Brief:

Liebe Felice, heute kann ich Dir mitteilen, dass Samstag, den 8., das Komplet Deiner Grossmutter sowie Sommerkleider von Dir... nach dort in Marsch gesetzt werden. Du wirst dann angerufen werden. L. kann mit dem Herrn verabreden, wann Du die Sachen abholen kannst. Nun zu dem Pelz: Ich nehme für Dich an, Du willst ihn verkaufen. Die Geschichte mit Fräulein P., die Du mir seinerzeit erzähltest, istja inzwischen anders begradigt worden, da ja Fräulein P., wie Du selbst mitteiltest, eine gute Stelle hat und also alles erledigt ist. Zumal hat sie ja noch ihre Eltern, bleibst also Du allein. Ob Du nun noch den zuerst gefassten Plan ausführen willst, sollte es jetzt noch nötig sein? Oder was sonst, geht mich ja schliesslich nichts an. Ich kann mir so schlecht vorstellen, dass Du fortgehen willst, da Du es ja nicht einmal übers Herz bringen kannst, zu uns zu kommen. Oder sollte Frau W. aus Liebe zu Dir die Absicht haben, ihre vier Kinder zu verlassen? Ich kann mir das nicht denken. Wohl aber, dass Du das Geld brauchst. Das kann ich verstehen. Also verkaufe mir den Pelz, ich nehme an, dass das auch Deiner lieben Grossmutter recht sein würde. Ich bitte Dich also, mir ein Käuferangebot zu machen, in der Weise: Du bescheinigst mir, dass Du mir einen Preis... natürlich keinen Phantasiepreis, aber zwischen 8 und 9000 Mark könnte es schon sein. Dann hoffe ich, geht die Sache in Ordnung, und beide Teile können zufrieden sein. Ich will den Mantel und wollte ihn niemals von Dir geschenkt haben... Also Mädchen, morgen machen wir es so. Das Geld holst Du Dir dann von hier ab. Solltest Du eine Anzahlung bald gebrauchen, so kannst Du es mir ja mitteilen. Ich kann mir nicht denken, dass

Du mir eine Absage zukommen lassen wirst. Ich würde dann überhaupt nicht mehr klug aus Dir werden und könnte Dir dann nichts mehr glauben. Es wäre doch eine grosse Enttäuschung für mich. Ansonsten müsstest Du mehr Neues wissen als ich. Vielleicht musst Du sehr bald intensiv nach einer Wohnung Ausschau halten, sehr schön wäre es hier. Und dann natürlich auch nach Möbeln. Davon würde sich auch ein Transport nach hier..., der aber mit dem Bombenausweis, den ich habe, glatt vonstatten gehen würde. Auch an Teppiche denken. Für heute also, Mädchen, ich glaube und hoffe, dass ... Grüsse auch an Frau W. von Deiner Mutter

Günthers Heiratsantrag lässt Lilly von Felice beantworten. Die Rolle der Beschützerin eines zerbrechlichen Wesens gefällt Jaguar sehr. Obwohl mehr als acht Jahre jünger als Aimée, kommt sie sich stets wesentlich älter vor. «Ich bin 2000 Jahre älter als du», ist einer ihrer Lieblingssätze.

Felices Brief an Günther ist nicht erhalten geblieben, wohl aber dessen Antwort:

20.6.1944

Liebe Felice!

[...] Ich weiss auch, dass Lilly von dieser meiner Macht auf die Dauer eingenommen ist und dass sie sich nicht nur gebeugt hat, sondern wohl in den meisten Streitfällen auch meine Absicht als zu Recht anerkannt hat. Mag es nun wiederum eine schlechte Eigenschaft von mir sein, indem ich in diesem Bezug als eingebildet erscheine, ich kann aber nicht mein Selbst aufgeben. [...] Diesem Grundgefühl entsprang gewiss mein Herrschaftsanspruch sowohl im vorigen Jahr als auch jetzt. Aber ich empfinde, dass damals wie heute die weibliche Psyche – sowohl Ihre als auch Lillys – sich erst einmal wehrt und nicht genügend das Wesen des Fordernden abschätzt. Im übrigen, die weibliche Psyche empfängt ja lieber eine Unzahl kleiner Geschenke, während sie ein grosses Opfer bedrücken würde. (Spricht da wieder die männliche Überheblichkeit?)

In seinen Träumen von einem künftigen Leben im Frieden hat Günther Felice und Lola mit ihrem «Würmchen» schon in die Familie

aufgenommen. «Am besten wir suchen uns dann zusammen eine 7-Zimmer-Wohnung. Gar nicht so übel, der Gedanke.»

Im Hinterland derweil geht ein ganz anderes Leben weiter.

Meine geliebte kleine, grosse Aimée, ich bin ja so glücklich mit Dir und habe Dich so lieb. Du kannst Dich wirklich darauf verlassen, dass ich nie, nie mehr zu Mutti gehen würde, denn darum liebe ich Dich ja so, weil ich genau weiss, dass Du mich auch liebst, und dass Du immer dasselbe willst und denkst wie ich. Du verstehst es doch, nicht wahr, dass ich sehr froh bin, dass ich arbeiten kann und Geld verdienen? Ich freue mich auch den ganzen Tag auf Dich, aber wenn ich immer zu Hause wäre und gar nichts tun könnte, dann wäre ich bestimmt nicht so glücklich, sondern unzufrieden wie ein arbeitsloser Mann.

Ich werde immer auch Dich aufpassen und für Dich sorgen, mein Katzentier.

Dein Jaguar

16. Juli 1944

Mein geliebter Jaguar, so treu wie Papier und Stift will ich immer sein. Immer will ich für Dich sorgen, Dir Deine Hosen bügeln, Deine Hemden waschen und Strümpfe stopfen. Und ich bin glücklich, übergücklich, dass ich zu Hause bleiben darf und bin Dir unendlich dankbar dafür. Ich freue mich sehr für Dich, dass Du glücklich mit Deiner Arbeit bist und will gar nichts dagegen sagen, denn ich bin ja im Grunde genommen schrecklich froh, dass Du für mich arbeiten willst und immer für mich sorgen. Ich will es Dir mit aller meiner Liebe vergelten.

In Ewigkeit

Deine Aimée

«Kleine Verräterclique sollte den Führer im Auftrag des Weltjudentums beseitigen», schreien die Extrablätter in der ganzen Stadt am 21. Juli. Am selben Tag wird das Konzentrationslager Majdanek von der sowjetischen Armee befreit.

Am 28. Juli schreibt Günther Wust erneut an Felice:

[...] Dass Lilly auch Ihnen gegenüber den Anschein durchdrückt, dass ihr Wesen so sei, dass sie genau weiss, was sie will, das zeigt mir, dass auch Sie das Bestimmte ihres Auftretens zu schnell für ihre innere Sicherheit nehmen. Ich glaube, Sie waren vor einem Jahr darin von etwas skeptischerer Meinung. Möglich ist es ja und es würde mich nur freuen, wenn Lilly in ihrer jetzigen auf Selbständigkeit dringend angewiesenen Lage an innerer Festigkeit gewonnen hat. Desto besser für das beabsichtigte Übereinkommen zwischen Lilly und mir, wenn klare Unterlagen und Abgrenzungen vorhanden sind. Desto mehr können wir uns aufeinander verlassen. Dennoch bleibe ich zunächst bei meiner Ansicht, dass sie keinen Hang zur Sturheit hat, dass sie vielmehr sogar leicht leitfähig ist. Das sollten Sie, Felice, doch erfahren haben, zumal Sie begnadeter waren im Leiten als ich. [...] Sehen Sie, Felice, trotz Ihrer Erfahrung und Selbständigkeit im Leben, der Eigenbesitz von Kindern ist Ihnen fremd, und ich streite jedem, und wenn er noch so klug und einfühlsam ist, ab, Eltern Glück in diesem Sinne in seiner ganzen Auswirkung zu begreifen, wenn er selbst keine Kinder hat. [...] Im letzten Absatz Ihres Briefes sprachen Sie davon, dass Sie dort die Zukunft anders vor sich sehen. Meine Bemerkungen in dieser Hinsicht nehmen sie man auch nicht zu ernst. Wohl habe ich zu Ihnen drinnen abweichende Anschauungen – dennoch, na, schweigen wir! Aber glauben Sie mir, einen festen Glauben habe ich doch, der ist gleich geblieben, seit ich anno 1926 mit Erreichung des zwanzigsten Lebensjahres für politisch mündig erklärt wurde. Mein Glaube nur an die Menschen ist etwas geknickt. Nun, ich bin keine politische Natur. Und deswegen begehre ich nicht dagegen auf, dass ich die Entwicklung auf Grund meiner idealistischen Jünglingsansichten langsam und stetig weniger dem Ideal entgegenschreiten sah. Deswegen hänge ich mich ja so sehr auf das Teilideal: die Familie.

Am selben Tag verfasst Felice eine Art Testament:

Hierdurch übertrage ich im Anschluss an ein Schreiben von mir vom 7.11.1943 noch einmal ausdrücklich folgende Gegenstände

an Frau Elisabeth Wust, geb. Kappler, Berlin-Schmargendorf, Friedrichshaller Str. 23:

1. Die von Frau Selbach ohne mein Einverständnis nach Lustebur geschickte Haus- und Bettwäsche, gezeichnet AS, AFS, ES, HB, EB, HK, P, zum Teil vollständig neu.
2. Der Kabinenkoffer (rot gestreift, FS gezeichnet), in dem vorstehende Wäsche aufbewahrt wird.
3. RM 600,- (sechshundert), die ich im Jahre 1940 zur Aufbewahrung Frau Selbach übergab, abzüglich des Umarbeitungspreises für den
4. Persianer-Mantel und P.-Muff, die mir Frau Selbach laut beiliegendem Brief für RM 8.000,- abkaufen wollte, woraus meine Besitzrechte wohl eindeutig hervorgehen.
5. Tafelsilber, gezeichnet AS, ES, HB, HK, P (ebenfalls in Lustebur).

Alle die vorstehend aufgezeichneten Gegenstände gehen mit dem heutigen Datum in den Besitz von Frau Elisabeth Wust, geb. Kappler, über. Meine Schwester Irene K., geb. Schragenheim, z.Zt. in England, zu erreichen über: Madame Kummer, Genf, Avenue de la Forêt 17, Schweiz, ist von diesem meinem Wunsch informiert und billigt ihn.

Da ich aus naheliegenden Gründen augenblicklich nicht in der Lage bin, diese Schenkung notariell beglaubigen zu lassen, muss ich darum bitten, sie in dieser Form anzuerkennen. Berlin-Schmargendorf, 28.7.1944

Felice Schragenheim

Am 1. August beginnt der Aufstand der polnischen Heimatarmee in Warschau. Felice bringt aus der *National-Zeitung* fünf grosse Blätter «Geheime Reichssache» nach Haus: rot unterstrichene Zahlenkolonnen von Judentransporten aus Ungarn. Das Geheimdokument wird in einem kleinen Schränkchen im Wohnzimmer verstaut. Im Wohnzimmer, wo einst Hitler prangte, hängt nun eine aus einem Schulatlas herausgerissene Europakarte an der Wand, auf der Lilly und Felice mit bunten Stecknadeln und wachsender Befriedigung den Frontverlauf abstecken. Läutet jemand an der Tür, wird die Karte eilig zur Wand gedreht, und auf der Hinterseite kommt das Berliner Schloss am Lustgarten zum Vorschein.



Am 7. August fährt Lilly nach Thüringen, um Bernd zu besuchen und Eberhard heimzuholen. Bei dem Goldfasan, bei dem er untergekommen ist, will sie ihn nicht länger lassen. Auf dem Weg vom Bahnhof Meuselwitz nach Zipsendorf beginnt es zu stürmen, und Lilly zieht ihre Holzsohlen-Sandalen mit den Riemchen aus, um den Rest des Wegs barfuss zurückzulegen. Entgeistert starrt Eberhards Pflegemutter auf Lillys schlammverschmierte und rotlackierte Zehennägel.

7.8.44 (20 Uhr 45)

Mein geliebtes Katzentier, ob Du nun endlich gut angekommen bist? Immer wenn Du weg bist, mache ich mir Vorwürfe, dass ich es überhaupt erlaubt habe, dass Du so alleine fährst. Wenn Du nun keinen Anschluss hattest und Dich niemand abgeholt hat. Hoffentlich musst Du nicht weinen. Aber Du bist ja so brav und tapfer.

Ich kam um fünf nach Hause, und niemand hat am Balkon gestanden. [...] So habe ich endlich das Buch zurückgegeben. Der Doktor war allein zu Hause, und wir haben uns sehr nett unterhalten über später und so weiter. Leicht wird es bestimmt nicht sein, sich wieder auf normal und verantwortungsvoll umzustellen. Und er meint mit Recht vielleicht, dass es mit dem Rausgehen auch nicht so ist, denn die draussen wird man gar nicht mehr mögen, sie werden arrogant sein, denn sie haben ja schon was und wir nicht. Und während man also dort um einige Enttäuschungen reicher wird, versäumt man wieder hier den Anschluss und erlebt bei der eventuellen Rückkehr hier das Gleiche, denn die haben ja dann hier wieder schon alle was, während man selbst dann erst anfangen muss. Aber wir kamen beide zu dem Schluss, dass einem die Sorge um diese Dinge wohl abgenommen werden wird, denn es wird gar keine Möglichkeit geben, rauszugehen, man wird hierbleiben und feste arbeiten müssen. Und vielleicht wird man sich noch mal die herrlichen Zeiten zurückwünschen, so wahnsinnig das auch ist, wo man, wie ich, nur ab und zu gearbeitet und jeden Tag an der Havel in der Sonne gelegen hat.

Nächste Woche möchte ich, wenn ich darf, mal mit ihm mit dem Rad rausfahren und schwimmen. Erlaubst du mir? Du erlaubst mir nie was. Aber das erlaubst du doch, nicht wahr?

Jetzt habe ich Kopfschmerzen, und da geh ich ganz allein in mein Bett. Ganz allein.

Friedrichs sind nicht ausgebombt, nur etwas angestossen. Chr. hat mir ihre Monatskarte geschickt. Inge kam mit grosser Verspätung ins Geschäft, und Elenai ist gleich wieder umgekehrt, als sie die Verwüstungen in Schönevide sah. Ausgebombt ist sie zum Glück nicht. Morgen bin ich eventuell mit Nora zusammen. Deine Kinder sind der bravsten welche. Lola ist auch brav. Ebenso

Dein Dich liebender  
wilder, edler und gutmütiger

Jaguar

Zu Hause gibt es Ärger, als Lilly Eberhard am nächsten Abend in den Bunker schickt, denn die Kinder sollen sich auf keinen Fall im Bombenberlin aufhalten.

Am 21. August verdunkeln die Berlinerinnen und Berliner von 21 Uhr 12 bis 5 Uhr 24. Sonnenaufgang ist um 5 Uhr 53, Sonnenuntergang um 20 Uhr 12. In der Rubrik «Berliner Beobachter» erscheint im *Völkischen Beobachter* ein Artikel über die Harfe, einem «Instrument der empfindsamen Zeit». Im Haus Vaterland am Potsdamer Platz läuft «Das grosse Bunte Kabarettprogramm», im Scala-Theater am Ku'damm die Varieté-Revue «Utopia».

Der 21. August 1944 ist hochsommerlich heiss. Felice und Lola haben ihren freien Tag. Lola opfert sich und bleibt bei den Kindern, Aimée und Jaguar fahren mit den Rädern zum Baden, quer durch den Grunewald und dann die Havelchaussée hinunter zum «Grossen Fenster», wo Wald und Gebüsch in den Sand auslaufen und den Blick freigeben auf den breiter werdenden Fluss. Ein ganzer Tag zum Schwimmen und Braten in der Sonne, ohne Lola, ohne Kinder, vielleicht sogar ohne Bomben, Aimée kann ihr Glück kaum fassen. Seit Wochen liegt sie Jaguar in den Ohren, sich endlich Zeit für sie zu

nehmen, sogar sonntags muss sie neuerdings arbeiten. Der Strand ist menschenleer an diesem Montag. «Hoffentlich passiert nichts mit Lola und den Kindern», ist der einzige Gedanke, der sich störend zwischen ihr Liebesgeflüster schiebt. Jaguar hat ihre alte Fotokamera mitgebracht, die Leica hütet sie wie einen kostbaren Schatz. Aimée ziert sich wie immer, wenn Jaguar sie fotografieren will. Das Schönste an ihr, das kastanienrote Haar, kommt auf den Schwarzweissaufnahmen ohnedies nicht zur Geltung. Sie trägt einen dunkelblauen Strandanzug aus dickem Leinen mit weiss abgesteppten und vernieteten Brust- und Hüfttaschen. Mehr Spass macht es Aimée, selbst tätig zu werden, mit der Kamera Jaguars lange Beine abzutaschen, die sie die meiste Zeit in Hosen versteckt. Aimée und Jaguar sind fast gleich gross, doch Jaguars Beine sind um gute zwanzig Zentimeter länger. An diesem Montag an der Havel entstehen mit dem Selbstauslöser die einzigen Fotos, auf denen sie zusammen auf einem Bild ohne eine dritte Person zu sehen sind. Lilly mit ihren kurzen Unterschenkeln steht unbeholfen da, beide Arme artig und ergeben an der Hosennaht, während Felice ernst, herausfordernd und trotzig in die Kamera schaut. Bevor sie am Nachmittag die lange Heimfahrt antreten, posiert Jaguar noch einmal, barfuss, Shorts aus weissem Leinen, die schwarze Fliege des Vaters keck um den Blusenkragen gebunden. Die Schatten am «Grossen Fenster» beginnen länger zu werden.

Ausser Atem von der langen Radstrecke in der heissen Nachmittags-sonne, sperren sie die Räder in den Keller und laufen, zwei Stufen auf einmal nehmend, zur Wohnung hoch, begierig, Lola endlich die Bürde der Kinder abzunehmen.

«Waren sie brav?» trällert Lilly fröhlich, sobald die Tür geöffnet wird. Doch Lolas graublaue Augen sind weit geöffnet vor Schreck. «Gestapo» formt sie lautlos mit den Lippen. Im selben Augenblick treten hinter ihr zwei Männer aus dem Dunkel der Wohnung.

«Wer sind Sie? Kommen Sie rein.»

Aimée und Jaguar werden ins Wohnzimmer gestubst, Lola muss zu Albrecht, Eberhard und Reinhard ins Kinderzimmer.

«Sie brauchen gar nicht erst zu leugnen», herrscht der schneidige Schwarzhhaarige in der SS-Uniform Felice an, «Sie sind die Jüdin Schragenheim.» Er hält ihr ein Foto von Felice unter die Nase, das Felice auf Margarete Selbachs Balkon zeigt. Felice schweigt.

«Sie haben doch gewusst, dass die Schragenheim Jüdin ist.» Lilly schweigt.

Dann werden sie getrennt. Lilly muss dem kleinen Gedrungenen in der braunen Uniform ins Schlafzimmer folgen, Felice bleibt mit dem Chef zurück. Wie lang Lilly Felice schon kenne, will der Kleine wissen, und wann sie bei ihr eingezogen sei. Fragen, die Lilly wahrheitsgetreu beantwortet.

Dann wird sie ins Wohnzimmer zurückgebracht. Ein weiteres Kreuzverhör folgt. Freunde, Bekannte, Adressen ...

Während beide Männer sich mit Lilly beschäftigen, stürzt Felice in einem unbeobachteten Augenblick hinaus. Weil Hochsommer ist und alle Fenster und Türen offenstehen, entsteht Zugluft, als Felice die Wohnungstür öffnet. Eine Tür fällt krachend ins Schloss. Der Kleine stürzt Felice hinterher. Sie jagt wie eine Irrsinnige die Stufen hinunter, ihre Sprünge hallen durchs Treppenhaus. Durch den Garten rennt sie, hinein ins Gartenhaus und hoch zu Frau Beimling. Die alte Beimling, deren Tochter Elisabeth im Bunker mit ihrer Freundin immer heimlich Händchen hält, erfasst die Lage in Sekundenschnelle und schiebt Felice hinter die Couch.

«Da, da ist sie hinauf», schreit aufgeregt der dicke Rauche, der im Unterhemd aus seiner Parterrewohnung gelaufen kommt.

Mit Fusstritten holt der Gedrungene Felice hinter der Couch hervor, schleift sie die Treppe des Gartenhauses hinunter und wieder hinauf in Lillys Wohnung.

Das Verhör geht weiter. Woher Felice Lebensmittelmarken hatte,

und immer wieder, ob Lilly nicht gewusst habe, dass die Schragenheim Jüdin ist. Lilly bleibt ahnungslos.

«Sie wissen doch, dass Ihnen KZ droht, wenn Sie untergetauchte Juden schützen», schreit der Kleine. Lilly schweigt.

Nach ungefähr zwei Stunden kommen von unten mehrere SS-Männer, die einige Häuser weiter vorn in einem Lkw gewartet haben.

«Nun küsst euch mal schön», befiehlt der schwarzhäarige Herrenmensch mit einem hämischen Grinsen.

«Und Sie, junge Frau, sollten wir auch mitnehmen», brüllt er, «nur der armen unschuldigen Kinder wegen verschonen wir Sie noch dieses eine Mal.»

Schweigend streift Felice den Ring mit dem grünen Stein vom Mittelfinger, gibt ihn Lilly und küsst sie auf die Stirn.

Dann wird sie abgeführt.

## **Lola Sturmova**

Ich war mit Albrecht, Eberhard und Reinhard zu Hause, da läutet es Sturm an der Tür. Ich mach auf, und der packt mich – ich war damals schon in anderen Umständen – und sagt: «Schragenheim!» – «Wer ist denn das?» – «Verstellen Sie sich nicht, Schragenheim!» – «Ich kenn ka Schragenheim.» – «Zeigen Sie Ihren Ausweis.» No, hab ich ihm dann den Ausweis gezeigt. «Wir warten hier, bis sie kommen.» Jessas, das war furchtbar damals. Ich konnte auch keine Nachricht herunterschicken, dieser anderen Dame, die unter uns gewohnt hat. Ich wollte auf die Toilette, aber der ist mit mir gegangen, ich musste die Tür offenlassen! Ich wollte eben was schnell schreiben und das dem Albrecht oder dem Reinhard geben, damit er es runterlasst vom Balkon, hab schon einen Spagat gehabt, und dann hab ich's gelassen, weil der ja hinter mir gestanden ist. Am Anfang waren zwei, und dann kamen noch... je, das ganze Haus war ja umstellt, wie sie die Felice dann gejagt haben. Der eine hatte ein Foto mit von Felice, das hat er mir gezeigt. Sag ich, ich kenn sie wohl, aber... Dann haben sie gefragt, seit wann ich sie kenn, seit wann ich da hier wohn, wo ich angestellt bin. Sie haben sich ja auch erkundigt bei meinem Chef, bei dem Öster-

reicher, und der hat gesagt, nee, keine Jüdin, nix. No, aber das Schönste war – der hat mir ein Foto von einer Kompanie gezeigt und hat gesagt: Das bin ich. Er war in Czernowitz, hat er gesagt. Und mein Vater war Kommandant in Czernowitz in der alten Republik. Das waren lauter Juden! Und da sag ich, no, Sie sind Jude? Das war doch ein jüdisches Regiment. Er war kein Jude, aber er war dortn eingesetzt gewesen. Er hat gesagt, dass Felice beim *Völkischen Beobachter* ist und dass sie Nachrichten weitergibt. Angeblich war unten im Keller irgendeine Station, wo sie die Nachrichten nach England geschickt hat, haben die Greifer gesagt, wie sie gekommen sind. Sag ich, nee, ich weiss nix, wir haben nur dortn das Radio unten, wenn die Fliegerangriffe waren, dass wir gewusst haben, wo sie sind, die Engländer. Die waren auch unten im Keller, haben den Schlüssel weggenommen und sind runtergegangen, haben aber nix gefunden.

Als die Männer fort sind, öffnet Lola vorsichtig die Tür des Kinderzimmers. Lilly ist ausser sich, schreit und weint. Verschreckt drücken sich Albrecht und Reinhard an die Wand. In dieser Nacht lässt Lilly die Kinder nicht in den Bunker. Lola und Lilly bleiben die ganze Nacht wach.

«Wir müssen was tun», drängt Lola, «die Papiere!» «Verbrennen. Ja, verbrennen», murmelt Lola, mehr zu sich selbst als zu Lilly. Diese startet nur benommen ins Leere. Lola zerrt die «Geheime Reichssache» aus dem dunkelbraunen Schränkchen, holt auch anderes Material, das Felice ihr in den letzten Wochen für den Kaleu Henschel mitgebracht hat, aus ihrem Zimmer und stopft es in den grünen Kachelofen im Balkonzimmer.

«Jessas, die sind doch direkt davorgestanden!»

«Nein, die nicht!» befiehlt Lilly mit sich überschlagender Stimme, als Lola sich anschickt, auch die Bücher von Felices Onkel Lion Feuchtwanger zu verbrennen.

Von den meisten Sachen, die Felice aus der Zeitung mitgebracht hat, weiss Lilly nichts. Lola und Felice haben stets darauf geachtet, sie der Kinder wegen möglichst wenig zu belasten.

Als Lilly am nächsten Morgen erschöpft und mit geschwellenen Augen den Kindern das Frühstück bereitet, findet sie in einer Kaffeetasse ein Gedicht:

Vieles, was ich denke,  
ist wie ein Gedicht,  
das ich Dir zärtlich schenke,  
aber Du hörst es nicht.

Denn manche Worte vertragen  
die Helle des Tages nicht,  
man könnte sie niemals sagen,  
ohne dass etwas zerbricht...

Denn ich kann's ja nicht sagen –  
Du musst Dich über mich neigen,  
damit will ich alle Fragen  
zu Dir hinüberschweigen.

Manches kann man nicht sagen,  
ohne dass etwas zerbricht –  
die letzten Dinge vertragen  
sogar ein Flüstern nicht.

Du musst Dich über mich neigen  
und mach die Augen zu –  
dann will ich's hinüberschweigen  
zu Deinem geliebten Du.

«Und sie hat sich nicht einmal verabschiedet», jammert Eberhard, und Lilly kann ihre goldene Uhr nicht finden, die während des Verhörs noch im Schlafzimmer lag.

# 6

Am 21. August 1944 beginnt Elisabeth Wust Tagebuch zu führen. Niemals wird sie sich von ihm trennen, stets findet sie neue Verstecke, mal unter der Wanne, mal im Schrank in der Wäsche, mal hinter einem losen Ziegelstein im Keller.

## **Lillys Tagebuch, 21. August 1944**

Heute geschah, was ich auch als leisesten Gedanken weit von mir geschoben hatte, das Entsetzliche. Man hat mir das Liebste genommen.

Grosser Gott, erhalte mir mein über alles geliebtes Mädchen. Gib es mir wohlbehalten wieder. Ich habe geschrien und geweint, die Kinder mit mir, ausser Albrecht. Der stand und lächelte, der Dicke. Er begriff ja nicht. Der Kinder wegen kam ich wieder zu mir. Ich habe nicht aus dem Fenster gesehen, meine Kraft reichte nicht aus, und Du solltest doch nichts von meinen Tränen sehen. Lola war rührend gut. Sie hat Dich winken sehen, als Dich das Auto schwer bewacht fortschleppte. Sie tröstete, aber was hilft mir Trost.

Gegen Abend holte ich Christine von der Bahn ab. Sie weinte sehr. Ich glaube, sie liebt Dich ein wenig. Wer sollte Dich auch nicht lieben. Als ich vorhin mit Lola im Keller war und Kleidung für die Kinder aus dem Koffer holte, blitzte beim Zuschliessen der Kellertür drüben bei Rauches ein Licht auf. Wahrscheinlich wollte er mich überwachen und sehen, was ich heimlich heraustrage. Vielleicht hat er von der Gestapo den Auftrag dazu bekommen, vielleicht ist es aber nur sein Übereifer. Mein Gott, sechs Männer waren so mutig, ein einziges Mädchen zu fangen. Sechs Mann hoch! Und dieser Rauche machte sich noch wichtig dazu. Ich werde seine Gemeinheiten nie vergessen. Nie.



Als Christine Friedrichs die Unglücksbotschaft erfährt, ruft sie Inge in Lübben an. Diese bekommt einen gehörigen Schreck und lässt alle verbotenen Bücher aus ihrem Zimmer fortschaffen. Als Felice abgeholt wurde, hatte sie einen auf Inge Wolf lautenden Postausweis dabei, den Inge ihr vor einiger Zeit hat anfertigen lassen.

Und dann kommt Inge ein rettender Gedanke. Ein Lehrling bei Collignon, mit der sie sich gut versteht, hat ein hohes Nazi-Tier im Reichssicherheitshauptamt zum Vater. Vielleicht kann er ihnen sagen, wo Felice hingebracht wurde.

Am Dienstagmorgen ruft Frau Blei, die Redaktionssekretärin der *National-Zeitung*, an, um nach Frau Wust zu fragen, unter deren Namen Felice in der Zeitung gearbeitet hat. Wenig später marschieren Inge und Lilly in das düstere Gebäude der Gestapozentrale in der Prinz-Albrecht-Strasse. Weil alle Sommersachen in der Wäsche sind, trägt Lilly ihr Hausdirndl mit der bunten Borte an Ausschnitt, Saum und Puffärmeln und weisse Söckchen, in denen sie in letzter Minute auch noch ein Löfflein entdeckt. Klopfenden Herzens verlangen Inge und Lilly Herrn Doktor Emil Berndorff zu sprechen, SS-Sturmbannführer, Regierungsrat und Kriminalrat im Amt IV für «Gegnerforschung und -bekämpfung», zuständig für Schutzhaftangelegenheiten. Sie berufen sich auf seine Tochter Ilse. Zu verschüchtert, um auch nur ein Wort miteinander zu wechseln, warten die beiden angespannt auf einem Bänkchen, bis der KR sie – keineswegs unfreundlich – hereinbittet.

«Ich habe gehört, dass sich die Schragenheim mit meinem Ausweis ausgewiesen hat», sagt Inge, «ich hab keine Ahnung, wie sie an den herangekommen ist, ich wollt's nur mal sagen.»

«Verehrteste, das könnte eine vom 20. Juli gewesen sein!» «Aber Herr Kriminalrat, das ist doch eine ganz junge Frau.» «Na na, da kann man nicht vorsichtig genug sein.»

### Lilly

Als wir da hineingingen, hab ich mich erinnert, dass sie unten im Keller meinen Bruder fast erschlagen haben. Wir haben lange

gewartet, und Inge sass verschüchtert auf der Bank. Da wurde mir das zu bunt, und ich bin auf den Vorzimmerhengst losgegangen und hab ihn an den Spiegeln gepackt: «Wie lange dauert das noch?» Mir war alles egal, sie hätten mich sofort einbuchen können. Der war ganz perplex. «Sie müssen eben noch ein bisschen warten, er wird hoffentlich bald kommen.» Die Inge hatte eine fürchterliche Angst, ich hatte überhaupt keine Angst und war frech wie Oskar. Aber auch später war es immer so: Wenn man energisch genug war und sich nichts gefallen liess, dann wussten die irgendwie nicht weiter. Dabei bin ich gar kein mutiger Mensch. Und so bin ich dann auch auf den Berndorff los: «Unerhört, so kann man doch einen Menschen nicht verlieren. Ich will wissen, wo sie ist.» Er hat uns ziemlich schnell rausgeschmissen, hat aber vorher noch zu mir gesagt: «Was glauben Sie denn, ich kann Ihnen das nicht sagen, bei uns laufen die Fäden vom ganzen Reich zusammen.» Der Hund wusste es doch genau!

Abends läutet das Telefon. Lola hebt ab. «Schulstrasse», sagt eine Männerstimme.

«Um Gottes willen!» flüstert Lilly, «das ist im Jüdischen Krankenhaus. Von dort gehen die Transporte in den Osten!» Bepackt mit Obst und den Tomaten, die Felice so sehr liebt, fährt Lilly am nächsten Morgen – und wieder hat Frau Blei von der *National-Zeitung* angerufen – mit der S-Bahn zum Bahnhof Gesundbrunnen und eilt entlang der langen Mauer des Jüdischen Krankenhauses zum Nebeneingang Schulstrasse 78, wo das Judensammellager im Gebäude der Pathologie untergebracht ist, durch Stacheldraht vom übrigen Gelände abgetrennt. Durch den grossen eisernen Torbogen führt eine kleinere Tür rechts zum zweistöckigen Pfortnerhaus, wo die Verwaltung untergebracht ist, und links zur Pathologie, wo die Räume der Gefangenen sind. Im Erdgeschoss ist die Wachstube für die Schutzpolizei. Lilly weist sich aus und bittet um die Erlaubnis, Felice Schragenheim zu besuchen.

Drei Stufen weiter befindet sich eine Tür, die in einen grossen Raum führt, in dem rechts hinten vier oder fünf Personen sitzen. Sie

sind mit Schreiarbeiten beschäftigt, beobachten aber mit Argusaugen alle Vorgänge im Raum. Hinter ihnen führen nochmals einige Stufen in die Quartiere der Gefangenen. Von dort wird Felice geholt, den gelben Stern an der Brust.

Was haben zwei Tage aus der strahlenden Felice gemacht! Bleich und ernst ist sie, mit einem nervösen Zucken um den Mund.

«Menschenskind, wer hat dich denn verraten?» flüstert Lilly.

«Potty Peyser.»

Charlotte Peyser, Felices Schulfreundin und vielleicht einstige Geliebte, ist mit ihrer Freundin in Wien von der Gestapo aufgegriffen und nach Berlin gebracht worden, wo Felice sie in der Schulstrasse wiedertrifft. In ihrer Handtasche muss Potty wohl einen Brief mit Felices Adresse gehabt haben, der Jaguar zum Verhängnis wurde.

Backes, einer der jüdischen Ordner in der Schulstrasse, der am Vortag Felice hinter der Couch hervorgeholt und in die Wohnung zurückgeschleift hat, kommt herein und hat nichts Eiligeres zu tun, als Lillys Anwesenheit dem Lagerleiter zu melden. Der holt die beiden zum Verhör nach oben. Walter Dobberke, dem stiernackigen SS-Hauptscharführer mit dem militärischen Kurzhaarschnitt und ausdruckslosen Pokergesicht, geht es in erster Linie um die beiden Fahrräder. Kriminalsekretär Herbert Titze, der den sechs Mann hohen Festnahmetrupp befehligte, hat Meldung erstattet, dass die beiden Frauen auf Fahrrädern heimgekommen waren. Juden dürfen keine Fahrräder besitzen. Wem die Räder gehören, wollen Dobberke und Titze wissen.

«Na mir, wem denn sonst», antwortet Lilly forsch.

Dobberke, der sich im Lager mit «Kommissar» ansprechen lässt, behandelt Lilly mit ausgesuchter Höflichkeit. Es ist bekannt, dass der Choleriker mit der stets griffbereiten Peitsche im Büroschrank eine Schwäche für schöne Frauen hat. Gleich nach ihrer Einlieferung in die Schulstrasse muss Felice eine Vermögenserklärung unterschrei-

ben. Derzufolge umfasst ihr Vermögen Erbensprüche in der Höhe von RM 20.000, diverse Einzeilmöbel, diverse Wäschestücke, diverse Damenkleider. An ihre neue «Adresse», Schulstrasse 78, wird Felice ein mit 1. Mai 1944 datierter Brief der Geheimen Staatspolizei zugestellt, der sie darüber aufklärt, dass ihr gesamtes Vermögen «zugunsten des Deutschen Reiches eingezogen» wurde.

### **Lillys Tagebuch, 23. August 1944**

Ich war ein Gebirge von Tapferkeit. Auch als mich dieser widerwärtige Backes stehen sah und das natürlich gleich dem Lagerleiter Dobberke melden musste, dieser gemeine Mensch. Dieser Dobberke und auch Titze sind merkwürdig mit mir umgegangen. Der Dobberke war geradezu gütig. Gewiss, sie haben uns gequält, aber wir haben uns dafür länger gesehen, als wir zuerst gedacht hatten. Das kann uns niemand nehmen, niemand. Von jetzt an komme ich jeden Tag, und Du sollst ganz, ganz viele Tomaten haben neben anderem.

Lilly schickt Telegramme mit «Felice schwer erkrankt» nach London, New York und Genf ebenso wie an Mutti Selbach, die umgehend antwortet, dass sie diese ganze Geschichte nicht glauben kann.

Jeden Tag eilt Lilly in die Schulstrasse, mit den besten Esswaren, die sie am Ende des fünften Kriegsjahrs in Berlin auftreiben kann. Milde gestimmt von den französischen Zigaretten, die Inge an ihrer Arbeitsstätte in Lübben französischen Zwangsarbeitern abkauft, beginnt einer der jüngeren Schupos sogar mit Lilly zu flirten. Lilly umnebelt ihn bereitwillig mit ihrem Charme, öffnet sein Wohlwollen ihr doch die Türen zu Felice. Als er ihr schliesslich sogar seinen Dienstplan zeigt, kommt Lilly immer dann, wenn er Dienst hat. Sie verspricht, ihm ihr Foto zu schenken.

In den ersten Tagen ist Felice im «Bunker» eingesperrt. Dort sind

überwiegend junge Leute untergebracht, bei denen Fluchtgefahr unterstellt wird. Zweimal am Tag werden die Gefangenen zur Toilette und auf einen kleinen Hof zum Spaziergang geführt. In einer Zelle hausen etwa acht Personen, die sich einen Tisch und einige Hocker teilen. Geschlafen wird auf der Erde. Später kommt Felice in einen der grossen Räume des Krankenhauses, wo sich die – meistens illegalen – Gefangenen in den leeren Sälen frei bewegen können. Wie immer erobert Felice alle Herzen. Besonders dem jüdischen Ordner Ludwig Neustadt hat sie es angetan. Er war es, der am 22. August bei Lilly anrief, um ihr Felices Aufenthalt mitzuteilen. Bald nach Felices Gefangennahme kommt der unauffällige kleine blonde Mann – ganz ohne «Judenstern» – in die Friedrichshaller Strasse, um Kleider für Felice zu holen. Lilly packt Felices graue Lieblingshose, die rostrote karierte Jacke, den weissen Pulli, ein Paar Schuhe, vor allem aber Unterwäsche und Strümpfe in einen Koffer. Während sich Neustadt und Lilly am Küchentisch über Felice unterhalten, ist Alarm. Gemeinsam stürzen sie in den Keller.

«Die muss aber jeden Tag was Neues haben!» ätzt eine der Hausbewohnerinnen, von denen die meisten seit dem Gestapo-Grossaufgebot in ihrer Strasse von Lilly abgerückt sind. Sogar Tante Grasenick, die Kriegerwitwe aus dem Ersten Weltkrieg, die oft genug mit den Kindern Geburtstag gefeiert hat und Albrecht liebt wie ihr eigenes Enkelkind – auch sie schaut weg, wenn die Nachbarinnen einander auf dem Hausflur begegnen. Nachdem Felice abgeholt wurde, ist Lilly völlig kopflos zu ihr hinuntergelaufen. «Was kann denn ein Mensch dafür, dass er Jude ist?» schluchzte sie. Schon damals merkte sie, wie die Grasenick vor ihr zurückwich.

### **Lillys Tagebuch, 26. August 1944**

Dieses Tagebuch sollst Du lesen, wenn Du nicht mehr die Jüdin Schragenheim, sondern ein Mensch unter Menschen bist. Du grosser Gott, lass uns zusammenleben oder sterben. Lass nicht

einen von uns übrig. Ich werde es nicht verwinden können, meine Felice nie wiederzusehen. Ein Leben lang nicht.

Am Sonntag nimmt Lilly Albrecht, Reinhard und Eberhard mit in die Schulstrasse. Diesmal warten sie in der Wachstube auf Felice. Auch die Schupos haben ihre Freude an den Kindern in ihren gestrickten Sonnenhöschen, die braungebrannten Beine in Klapperlatschen. Einer von ihnen bäugt Eberhard neugierig. «Von wem ist denn das Kind?» will er unbedingt wissen.

Albrecht hat zu diesem Anlass seinen ersten Herrenhaarschnitt verpasst bekommen. «Hice! Hice!» ruft er, als Felice hereingeführt wird und rast, seine dicken Ärmchen weit ausgebreitet, auf Felice zu. Tränenüberströmt hebt Jaguar Albrecht zu sich hoch.

«Du hast da ein Herzenstäschchen», sagt er und spielt verträumt mit Felices gelbem Mal an der Brust.

Lilly hat den Kindern eingeschärft, dass sie niemandem über diesen Besuch erzählen dürfen. Ohne die Zusammenhänge zu begreifen, erfassen sie dennoch nur zu genau, dass es ihre Mutter diesmal ernst meint.

Am Montag wird Lilly von Titze erwischt. «Raus!» brüllt er. Eine Woche lang darf sie sich nicht mehr blicken lassen. Lilly aber marschiert zur Gestapo in die Französische Strasse, um sich eine offizielle Sprecherlaubnis zu holen, und bekommt sie. Schon am Dienstag ist sie wieder in der Wachstube. Ohne eine einzige Frage holt ihr Lieblingsschupo Felice in den grossen Saal.

Plötzlich läuft eine auffallend attraktive schlanke junge Frau mit rotblondem Haar und kalten blauen Augen durch den Raum, unterhält sich schrill lachend mit den Polizisten und tänzelt langbeinig und hochhackig zur Tür hinaus.

«Das ist sie», flüstert Felice fast ehrfurchtsvoll. Es ist die jüdische Greiferin Stella, der Felice bei ihrer Verabredung mit Gerd Ehrlich am Savignyplatz beinah in die Hände gefallen wäre.

Am Mittwoch setzt es ein erneutes Gewitter in der Schulstrasse. Diesmal ist es der Chef höchstpersönlich.

«Was erlauben Sie sich eigentlich?» brüllt Dobberke Lilly an und kann sich gar nicht beruhigen. «Eine unglaubliche Frechheit! Ich verbiete Ihnen, noch einmal das Lager zu betreten. Lassen Sie sich hier nicht wieder blicken, sonst sperre ich Sie ein. Ab durch die Mitte!»

Draussen vor dem Tor steht ein jüdischer Torhüter.

«Was kann mir das einbringen?» fragt Lilly.

«No, is nicht so schlimm. A bissel KZ.»

Abends ruft Ludwig Neustadt an und teilt Lilly mit, dass es sich bald entscheiden würde, wohin Felice gebracht werden soll. Lilly solle nicht mehr kommen, er werde sie auf dem Laufenden halten.

Lilly schickt Lola und Nora zu Felice. Der Schupo im Wachzimmer verspricht, ihr alle Päckchen auszuhändigen. Inge Wolf will Felice nicht sehen. Zwischen den beiden muss es zu einem grösseren Streit gekommen sein.

Mitten in Lillys zitternde Angst um Felice schiebt sich eine weitere böse Ahnung. «Empfänger unbekannt», steht auf den Briefen und dem Päckchen mit Plätzchen, die von der Front an Lilly zurückkommen. Günther Wusts letzter Brief ist mit 18. August datiert.

Lillys Tagebuch, 2. September 1944

Unser Tag, Geliebte. Könnte ich Dich doch sehen. Pünktlich hat mich Ludwig angerufen, und ich werde ihn nachmittags treffen. Ich weiss doch nicht, ob Du die Sachen auch wirklich alle bekommst. Ich bin mit Lola in die Schulstrasse gefahren. Du solltest doch heute nicht ohne etwas Liebes von mir sein. An der Ecke habe ich gestanden, sehr heimlich, denn ich fürchtete, mich könnte einer vom Lager sehen. Lola hat Dich sogar gesprochen. Ach, Du qualvoll geliebter Mensch, ich habe bis Schmargendorf geweint. Es ist ja so unsagbar schwer, vernünftig zu sein. Hast Du in den angebissenen Apfel gebissen? Hat er Dir geschmeckt? Hast Du an unseren ersten Tag gedacht, als wir uns kennenlernten und Du mir zum Schluss einen Apfel schenktest und ich ihn an

der Haltestelle am Ufapalast frierend krampfhaft festhielt? Ich war und bleibe Eva. Könnte ich doch in Deinem Arm liegen und geborgen sein. Morgen bist Du schon zwei Wochen fort von mir. Zwei ewig lange Wochen. Wer weiss, wieviele Wochen folgen werden.

Am 4. September hat Lillys Vater Geburtstag, und es kommt zu einem Eklat. Lilly soll sich nicht um Juden kümmern, poltert er, und sich und andere damit gefährden. «Sie haben Lola gegenüber eine Bemerkung gemacht, die ich ihnen nicht verzeihen kann», schreibt Lilly ins Tagebuch. «Ich gehöre voller Vertrauen zu Dir und Deinem Leben. Ich bin fertig mit allem, was hinter mir liegt. Meine Zukunft bist Du. Und merke es Dir, Felice Schragenheim, auch wenn Du einmal nicht mehr da sein solltest, auch dann.»

Am 5. September versucht Lilly noch einmal, mit Günther Kontakt aufzunehmen. «Ich habe doch sehr den Eindruck, dass ich alle meine letzten Briefe umsonst geschrieben habe», schreibt sie. «Das tut mir besonders um einen wahrhaft ellenlangen ausführlichen Brief von 19 (in Worten neunzehn!) Seiten leid.» Lilly fasst noch einmal zusammen, wie es den Kindern geht, lässt aber Felices Verhaftung unerwähnt.

Am 6. September ruft Ludwig Neustadt an und meldet strahlend, dass Felice nach Theresienstadt kommt. Am Nachmittag trifft sich Lilly mit ihm am Bahnhof Wedding. Er gibt ihr einen Brief von Felice:

Meine l. Aimée,  
ich kann Dir hier nicht viel schreiben. Nur vielen Dank für Deinen Brief und für alles andere. Und sei schön brav. Ich schreibe sehr bald. Dann schickst Du mir wieder etwas, nicht wahr? Da es mir hier so gut ging – «es ist unmöglich, von mir nicht – etc.» – und alle, besonders «dieser», so nett zu mir sind, wird es auch sicher weiter so gehen. Halte die Daumen und grüss alle, die sich um Dich kümmern. An die Kinder und «Schnäuzchen», das Katzentier, alles Liebe!

Auf Wiedersehen!!

Euer im Zoo befindlicher Jaguar



Am 7. September sehen Felice und Lilly einander zum letzten Mal. Eine halbe Stunde Zeit lässt man ihnen, mehr als je zuvor, doch sie befinden sich in der kleinen Wachstube, wo auch eine geflüsterte Unterhaltung mitgehört wird. Lilly schenkt Felice eine Locke ihres rostroten Haars, die Felice gerührt um ihren Kamm wickelt. Felice gibt Lilly die Handschuhe zurück, die sie am Vortag von Lilly bekommen hat. In einem stecken ein schmaler Zettel und ein orangefarbenes rundes Schächtelchen mit zwei Tabletten:

Mein heissgeliebtes Katzentier,  
sei immer brav und tapfer und denk an mich! Das Pervitin hat mir die Krankenschwester gegeben, die ich Dir neulich vorstellte. Sie ist sehr nett zu mir, wie überhaupt alle. Und das wird in Th. auch so sein! Halte die Daumen. Ich liebe Dich so sehr und komme bald wieder!!

Meine Aimée –

Dein Jaguar

Warum die Krankenschwester Tatjana Lilly ausgerechnet ein Aufputschmittel mitgegeben hat, ist Lilly immer ein Rätsel geblieben, hätte sie doch in diesen Tagen viel eher ein Beruhigungsmittel gebraucht.

Als Lilly an der Strassenecke anlangt, macht sie plötzlich kehrt und läuft zurück ins Lager. Der Polizist in der Wachstube hebt erstaunt den Kopf.

«Holen Sie mir Felice Schragenheim nochmal heraus, ich flehe sie an», stösst sie atemlos hervor. Wortlos steht er auf und kehrt mit Felice wieder.

«Felice», flüstert Lilly, «ist es wahr, dass du Christine liebst?»

«Wer hat dir denn diesen Floh ins Ohr gesetzt?» «Christine. Sie hat es mir gesagt.»

«Ach, Schnäuzchen, du musst doch nicht alles glauben, was man so herumerzählt.»

«Felice, ich bringe mich um, ich stürze mich aus dem Fenster, wenn es wahr ist!»

«Süsse, du musst mir glauben. Es ist sehr wichtig, dass du mir glaubst: Ich liebe nur dich allein.»

«Meine Damen, irgendwann muss Schluss sein», mahnt der Schupo, und Lilly wird mit sanftem Druck zur Tür hinausgeschoben.

Am frühen Morgen des 8. September 1944 wird die Jüdin Felice Sara Schragenheim mit dem Transport Nummer 14890-I/116 in das 350 km entfernte «Altersghetto» Theresienstadt gebracht. Es ist der vorletzte Transport, der Berlin nach Theresienstadt verlässt. Die Reise im Bummelzug dauert bis in den späten Abend.

### **Lillys Tagebuch, 10. September 1944**

Donnerstag, der 7.9. kam. Ach, Felice, mein Herz möchte versagen vor Qual. Du warst so ruhig und heiter, mein Liebling. Du warst es sicher meinetwegen. Mein Gott, und ich hätte mir die Seele aus dem Leib reißen mögen und musste ebenfalls lächeln, lächeln und Dir heimlich die Hände streicheln. Beend bin ich, fast taumelnd, den Weg zur Strassenbahn gegangen.

Am Tag vorher hatte ich ein grausiges Erlebnis. An der Haltestelle der 41 stehend sah ich einen Zug Menschen kommen. Die Osloer Strasse entlang kam ein Zug gefangener Frauen. Sträflinge eines Zweiglagers von Oranienburg, in gestreifter Kleidung, ohne Haare, barfuss. Felice, ich wollte schreien, ich wollte unter sie stürzen. Ich tat keinen Schritt, ich brachte keinen Laut hervor. Ich war wie versteinert. Es war mir wie eine Vision. Tränen stürzten mir aus den Augen. Grosser Gott hilf, lass mein Mädchen nicht so Unmenschliches durchmachen. Grosser Gott hilf. Es war so besonders entsetzlich, weil dieser graue Zug von Elendmenschen gerade 500 Schritt von Dir vorbeimarschierte. Wie soll ich das bloss ertragen? Aber Gott hatte ein Einsehen, Du kommst nach Theresienstadt.

Sonntag Abend rief mich Ludwig an. Wir wollen uns am Dienstag treffen. Ich freue mich wirklich darauf. Er kann mir nicht genug von Dir erzählen. Wir haben beide schon mehrere Päckchen nach Theresienstadt geschickt. Du siehst, wie sehr Du geliebt wirst. Was Wunder, dass Du ein eingebildetes Gör bist. Alle Menschen lieben Dich. Aber ich bitte mir aus, dass Du nur

mich alleine liebst. Hörst Du? Jetzt gehe ich bald schlafen. Ob Du auch schon schläfst? Wie magst Du es haben? Wenn Du nur ebensoviel Glück hast wie hier. Ich habe irrsinnige Sehnsucht nach Dir und muss so viel weinen, und dann sehe ich so hässlich aus. Ich mache mir so viel Sorgen. Denkst Du an mich? Ich suche mir am Himmel einen Stern, den Du vielleicht auch siehst, der unsere Seelen verbindet und werde beten, beten, beten. Morgen gibt es endlich Kleiderkarten. Dann werde ich den Kindern gleich Wintermäntel kaufen gehen. Und dann habe ich noch etwas vor. Vielleicht gelingt es mir. Gute Nacht, mein Mädchen. Ich möch-te Dich küssen.

Am 12. September übergibt Ludwig Neustadt Lilly einen langen Brief von Jaguar:

7.9.44

Meine 1. Aimée,

dass Du mir trotz Polizei und vergittertem Fenster noch eine Szene machen würdest, habe ich, als ich vor 14 Tagen hier ankam, nie gedacht. Es war reizend, denn es war ganz Du! Übrigens hast Du Unrecht. Und übrigens habe ich Dich noch viel länger gesehen als Du mich, denn ich habe am Klo-Fenster gestanden, aber Du konntest das ja nicht wissen und hast Dich nicht umgedreht.

Von den letzten genau 17 Tagen kann ich Dir jetzt keinen Bericht geben. Das würde länger werden als ein Leitartikel von Berns. Zwar sind meine Zimmergenossen «auf Arbeit» bis auf drei, aber trotz meiner Fähigkeit, mich gegen jede Ablenkung mit Taubheit zu panzern – ich bin so ziemlich der einzige Mensch in diesem Irrenhaus, der hier mit wirklichem Genuss gute Bücher liest – kann ich mich heute nicht ganz konzentrieren. Auch fehlt mir – unter anderem – die Schreibmaschine.

Wenn alles so weitergeht wie bisher, braucht Ihr Euch um mich keine Sorgen zu machen. Also toi, toi, toi. Alle Leute sind so reizend zu mir, dass ich von meiner Unwiderstehlichkeit einfach überzeugt sein muss. Wie schade, dass ich keine Gelegenheit habe, mich selbst von Neuem kennenzulernen.

Es muss ein Genuss sein. Nein, mal ernsthaft, wenn ich nicht von Ungeziefer aufgeessen oder auf irgendeine andere ebenso tragische Art und Weise ums Leben komme, dann wirst Du bald wieder in der Lage sein, meine Hose zu bügeln! Übrigens hatte ich, als ich noch im «Bunker» hinter Schloss und Riegel wohnte, eine Zimmergenossin gehabt, die mir selbige Hose endlich genäht hat, was Du schon vor vier Wochen vergeblich vorhattest. Diese Frau beschwört alle Welt, ihr was zum Nähen zu geben. Sie langweilt sich so. Die rosa Wäsche und die Söckchen hat sie laufend in Arbeit.

Fürchte nicht, dass ich etwa in schlechte Gesellschaft geraten bin: ausser dem durch nichts zu übertreffenden Ludwig hat mich die Hautevolee in Gestalt der Dir flüchtig vorgestellten Krankenschwester-Dame (fast aristokratisch) und eines von ihr nachgestellten (warum gibt es von «nachstellen» eigentlich keine Passiv-Form?) Chemiker-Offiziers (noch aristokratischer und wirklich ein phantastischer Kerl) in ihre Arme genommen. Auf diese Weise komme ich am Tage oft aus der Atmosphäre des «jüdischen Leids» (zum Kotzen!) heraus. Und Nerven habe ich wie Schiffstau, das habe ich besonders gestern, als der Ost-Transport ging, gemerkt. Und einen Schlaf: In unserem Zimmer schnarcht eine Frau wie ein – also es gibt keinen Vergleich. Andere schnarchen dazu die zweite Stimme. Und ich schlafe. Ich schlief bereits, als ich io Minuten hier im Haus war. Das war eben bei mir die Reaktion. Und wenn ich nicht schlief, strahlte ich alle Leute an. Mitleid gibt es nämlich hier kaum. Die Leute haben entweder mit sich zu tun oder sie sind abgehärtet. So kann man nur Sympathien erwarten, und die erwirbt man sich eher durch «keep smiling».

Jedenfalls beneidet mich jeder um meine guten Freunde, die von draussen so eisern für mich sorgen. Ist ja auch mehr als richtig, nicht? Nachdem ich die ersten zwei Tage nichts essen konnte, fresse ich jetzt enorm. Heute Abend bin ich beim «Herrn Ordner» zum Abendbrot eingeladen. Leider kann ich mich nicht anziehen, wie sich das gehören würde. Er wird es verzeihen. Da ich annehme, dass er als taktvoller junger Mann diesen Brief nicht lesen wird, kann ich Dir ja ruhig schreiben, was Du schon weisst, dass er ganz phantastisch ist, lieb und nett und besorgt und – erfolgreich, wie sich zeigt.

Eben bin ich unterbrochen worden: der «Chef» persönlich kam ins Zimmer, um einer Frau zu sagen, dass sie reklamiert ist und hierbleibt. Er übersah drei brennende Zigaretten und zwei fehlende Sterne. Die Sonne seiner Gnade stand im Zenith.

Meine Hände sind vom Kopierstift gefärbt, ich habe schon einen Krampf im Arm, und ausserdem ist es Zeit, Kaffee und Marmeladenbrote «zu empfangen». Der Kaffee schmeckt nach Soda, deshalb kochen wir privaten und essen im Arzt-Zimmer Kekse dazu und sprechen über Dinge, die eigentlich 17 Tage entfernt liegen – und das will in diesem Fall viel heissen.

Also, nun bleibt alle gesund. Ich schreibe, sobald das möglich ist. Gruss an jene, die uns die Wohnung füllten und uns mehr oder weniger ärgerten: unsere guten Freunde.

Küss die Kinder, und haltet die Ohren steif. Ja?

Auf Wiedersehen.

Felice

**P.S.** «Potty» ist gestern in den Osten gegangen, während ihre Braut tränenüberströmt und ausserdem mit Tuberkulose zurückblieb. Trotz allem tut sie mir leid. Sie geht mit meinem Transport mit nach Th. Der Hunderückbringer ist auch weggekommen. Ausserdem gibt es kaum einen Berliner, ob Ordner, Beamter oder «Insasse», in dessen Mund nicht einer meiner Eltern rumgepolkt hätte.

# 7

Mit Felices Schenkungsurkunde in der Hand bemüht sich Lilly, Felices Eigentum zu retten. Lillys Mutter und die hochschwängere Lola schwärmen aus, um sich über den Verbleib von Margarethe Selbach zu erkundigen und um Felices Sachen bei deren Freunden einzusammeln. Bis auf die jüngste Tochter Fif, die im Osten schippt, soll die ganze Familie abgeholt worden sein, bringen sie in Erfahrung. Sechs Kisten wurden dabei aus dem Haus geholt. Der Pelzmantel von Felices Grossmutter soll nicht dageigewesen sein. «Selbachs sehen Sie nie wieder!» verkündet Muttis Freundin Roesse triumphierend. Mutti und ihr Mann sollen sich die Pulsadern aufgeschnitten haben und im Hirschberger Krankenhaus liegen. Lola erfährt, dass Mutti Lilly mit Eifersucht und Hass verfolgt. Felice sei ein nettes Mädchen gewesen und nur durch «die Wüsten» so tief gesunken. Alle Bitten von Frau Selbach, auf den Forst zu kommen, hätte Felice in den Wind geschlagen. Dort hätte sie allerdings ihren Lebenswandel erheblich ändern müssen. «Die Wüsten weiss wohl nicht, dass Schenkungsurkunden von Juden ungültig sind», weist Roesse Lolas Ansinnen zurück, den Pelzmantel herauszurücken. «Den Satz werde ich mir gut aufheben für später», notiert Lilly in ihr Tagebuch.

Auch anderen Anfechtungen ist Lilly ausgesetzt. Seit Felice fort ist, stellt ihr Gregor Zivier verstärkt nach. «Er soll mich in Ruhe lassen», hält sie entnervt fest. Und ihre Freundinnen schliesslich ziehen sie als Liebesanwältin heran. «Elenai fährt jeden Tag zu Inge und lässt Nora sitzen. Und die liebe Inge tut natürlich alles, um Elenai zu fesseln und benimmt sich gemein gegen die dumme Nora.»

«Ich habe etwas vor. Grosser Gott, hilf!» vertraut Lilly am 25. Sep-

tember nun schon zum zweiten Mal geheimnisvoll ihrem Tagebuch an. Es ist der Tag, an dem der «Deutsche Volkssturm» ausgerufen wird. Alle waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren werden einberufen.

Lola hat eine Idee.

Am 26. September klappern Lilly und Lola die Ämter ab. Lola gibt an, zur Entbindung zu ihrer Mutter ins Sudetenland fahren zu müssen. Als Trophäe bringen die beiden einen auf Eleonora Sturm ausgestellten blassgrünen Durchlassschein für das Protektorat Böhmen und Mähren.

Am 27. September steigt Lilly kurz nach 20 Uhr am Anhalter Bahnhof mit Lolas Grenzübergangsschein in der Kostümtasche und einem Koffer voller Esswaren und warmer Kleidung in ein leeres Abteil des Zugs nach Prag-Brünn-Wien. Am Grenzübergang Lobositz zeigt sie den grünen Schein. Dem sudetendeutschen Grenzbeamten fällt nicht auf, dass Lilly nicht Lola ist. In Lobositz nimmt Lilly einen anderen, späteren Zug, um nicht zu früh in Bauschowitz-Theresienstadt anzukommen. Trotzdem ist es erst fünf Uhr morgens, als sie am Bahnhof Bohusovice aussteigt. Die zweistündige Wartezeit, die sie sich auferlegt, ist alles andere als erfreulich, denn die fremdsprachigen Menschen reagieren mit hasserfüllter Feindseligkeit auf die deutsche Frau. Gegen sieben Uhr trabt Lilly mit ihrem schweren Koffer und der vollen Aktenmappe los in Richtung Theresienstadt. Unfreundlich von Tschechen den Weg gewiesen, trifft sie am Dorfausgang von Bauschowitz auf einen von Militär bewachten Trupp «Arbeitswilliger» mit gelbem Stern.

Am Ortsanfang von Terezin spricht sie einen Mann mit einem Fahrrad an und fragt nach dem Ghetto.

«Was fällt Ihnen ein?» antwortet dieser erregt. «Ja, wenn Sie kennen einen Beamten, dann können machen etwas. Wenn Sie niemand kennen, dann hat keinen Zweck. Was fällt Ihnen ein? Sie lassen Ihnen gar nicht durch. Was fällt Ihnen ein?»

Lilly beschliesst, ihren Koffer doch lieber in einem Gasthaus in der Nähe des SS-Lazarett abzustellen. Dort begegnet sie dem ersten

freundlichen Menschen auf dieser Reise, einer Bäuerin, die ihr den Rat gibt, sich nach der deutschen Dienststelle durchzufragen. Andauernd schaut sie sich ängstlich um. Ihr Mann sei Tscheche, erzählt sie, sie selbst Jugoslawin, ihr 17-jähriger Sohn wurde zwangsverpflichtet. Ihr Mann bringe die Post nach Theresienstadt, und deshalb wisse sie, dass die Päckchen ihre Empfänger meistens erreichen. Wer nichts bekommt, müsse grausam hungern. Die Frau bittet Lilly flehentlich, niemandem von ihrer Unterhaltung zu erzählen.

Plötzlich teilt ein Schlagbaum die Strasse. Lilly weist sich mit ihrem Mutterkreuzausweis aus und verlangt mit fester Stimme die deutsche Dienststelle. Bald sperrt ein zweiter Schlagbaum mit einem Wächterhäuschen die Querstrasse ab, die ins eigentliche Lager führt. Auf der schönen Kastanienallee bückt sich Lilly und steckt drei Kastanien als Andenken in die Tasche. Vor ihr taucht der erste Festungsgürtel auf. Drei oder vier Wälle aus warmen roten Ziegeln zählt sie insgesamt, die Kuppen weich und rund mit Gras bewachsen. Sanfte Hügel, in denen Menschen leben. Alle fünfzig Meter passiert sie einen Posten. Sie wolle zur deutschen Dienststelle, wiederholt sie ein ums andere Mal. Nach der letzten Biegung tauchen die ersten Gebäude von Terezin auf, ein- und zweistöckige Häuser im k.u.k.-Gelb mit hohen roten Dächern. Von da an wird sie von einem tschechischen Gendarmen begleitet, einem Cetnik in farbenfroher Uniform. Die saubere, aber staubige Strasse führt zu einem grossen Platz mit Läden. In den Strassen Menschen, viele Menschen, zu viele Menschen, müde schlurfende Schritte, die gelben Sterne Farbtupfer im tristen Grau. Lillys Blick streift einen Mann mit Nickelbrille, der mit einem Reisigbesen die Strasse fegt, sein Gesicht ist fahl. Sie sucht seine Augen, doch die sind leer, als lebte er schon gar nicht mehr. Im Vorübergehen schaut sie durch die ebenerdigen Fenster in die überquellenden «Ubikationen»: Betten, Matratzen, Tücher, Kannen, Tassen, Teller, Kleidungsstücke, für die Menschen bleibt wenig Raum. Die Strassen sind schnurgerade und treffen rechtwinkelig aufeinan-



der. An den Häuserkanten sind mit schwarzer Farbe Buchstaben und Zahlen gepinselt.

An der Kreuzung Lange Strasse/Neue Gasse erreichen Lilly und ihre Cetnik-Begleitung die Kommandantur. Noch ein paar Stufen und sie steht vor dem Allgewaltigen: SS-Oberscharführer Rudolf Heindl sitzt an seinem Schreibtisch und hat Besuch von einem jüngeren Ehepaar.

«Was wollen Sie?» herrscht er sie an. Die kehlige Aussprache seines doppelten L verrät den um Hochdeutsch bemühten Wiener. Lilly überreicht ihren Mutterkreuzausweis.

«Ich bin auf der Durchreise nach Brünn und möchte Sie bitten, mir zu gestatten, meiner Freundin Felice Schragenheim, von der ich weiss, dass sie hier ist, etwas zu übergeben.»

«Was wollen Sie?» wiederholt Heindl ungläubig und läuft rotlila an.

«Als meine Freundin noch im Judensammellager in der Schulstrasse war, habe ich ihr täglich einige Lebensmittel gebracht. Man hat mir dort keine Schwierigkeiten gemacht. Deshalb habe ich diese zufällige Reise zum Anlass genommen, um ihr wieder etwas zukommen zu lassen. – Ich bitte Sie darum!»

Heindl verharrt einen Augenblick in sprachlosem Staunen über so viel Dreistigkeit, dann brüllt er los: «Sagen Sie, was denken Sie sich eigentlich? Sowas ist mir noch nie untergekommen. Fährt einfach ins Protektorat! Wo sowieso nicht gereist werden soll. Dringt hier ein und verlangt, Lebensmittel an Juden verteilen zu dürfen. Ich werde das untersuchen lassen! Sagen Sie, wie kommen Sie zu der jüdischen Freundschaft? Haben Sie noch mehrere solche Freundinnen? Und wo haben Sie überhaupt die Lebensmittel her? Geben Sie die lieber Ihren Kindern.»

«Ich habe meine Freundin als Menschen kennen- und liebege-lernt», entgegnet Lilly gefasst, «dass sie Jüdin ist, habe ich erst später erfahren. Niemand wird es fertigbringen, dass ich sie nun aus meinem Gedächtnis streiche. Meine Kinder hängen voller Liebe an ihr.»

«Ihre Freundin, die Jüdin», brüllt Heindl und wirft einen beifallheischenden Seitenblick auf seinen Besuch. «Das verbitte ich mir. Sie sind doch eine deutsche Frau? Schämen Sie sich denn gar nicht? Haben Sie denn überhaupt keinen Rassenstolz?»

Lilly beglückwünscht sich innerlich zu ihrem weisen Entschluss, den Koffer im Gasthaus gelassen zu haben.

«Aber Sie brauchen sich nicht wundern, ich melde Sie nach Berlin. Dort müssen ja eigenartige Zustände herrschen. Gehen Sie und lassen Sie sich auf diesem Gelände nicht mehr blicken!»

Eine herrische Geste, und Lilly steht draussen beim Posten und tritt den Rückzug an. Tschechische Dienststelle, Festungsgürtel, Kastanienbäume, Schlagbaum. Ihr Koffer scheint schwerer geworden zu sein. Am Bahnhof laden Juden Post und Pakete für Theresienstadt aus. Lilly hockt auf ihrem Koffer und wartet auf den Zug nach Berlin. Seitab rangiert ein Güterzug. Auf ein anderes Gleis gesetzt, rollt er langsam an Lilly vorbei. Entsetzt sieht sie einen Viehwaggon mit winzigen vergitterten Fenstern vorüberziehen. Und Menschen, die heraus schauen, ihr mitten ins Gesicht. Voller Scham senkt Lilly den Blick. Bei dem unvorstellbaren Gedanken, ihr duftendes schwarzes Mädchen könnte schon darunter sein, bricht sie in lautes Schluchzen aus. Befremdete Blicke treffen sie. Vielleicht werde ich beobachtet, schiesst es ihr durch den Kopf. Doch Aimée ist alles egal. Sie ist in Theresienstadt gewesen und konnte Jaguar nicht sehen.

Der Zug nach Berlin fährt bis Leuna stundenlang durch eine brennende Hölle.

Zu Hause angekommen, findet Lilly in der Post drei blassbraune von Felice unterschriebene Bestätigungen aus Theresienstadt für fünf Päckchen, die sie Felice geschickt hat. Und Lilly erfährt Jaguars Anschrift: Bahnhofstrasse 6. «Hätte ich diese doch gewusst», schreibt sie ins Tagebuch. «Aber ich war selig nach all der Qual. Deine Schrift, Du geliebter Mensch. Die Karten trage ich immer bei mir.»

Als Lillys Freundinnen und Freunde von ihrer Reise nach Theresienstadt erfahren, sind sie entsetzt.

Wenige Tage später bringt Ludwig Neustadt Lilly eine Postkarte vorbei, die Felice an seine Adresse geschickt hat:

14.9.44

Meine Lieben, vielen, vielen Dank für Brot, Reis und Brotaufstrich! Die Post einschränkung gilt auch für hier, so dass ich nur einmal in 8 Wochen schreiben kann, während jeder Adressat mir einmal in 4 Wochen schreiben kann und zwar über die Reichsvereinigung. Pakete allerdings sind weiterhin unbeschränkt und wie bisher direkt an mich zu richten. Sie dürfen keinerlei schriftliche Mitteilungen enthalten und werden täglich ausgefolgt. Ich werde sie immer durch eine vorgedruckte Karte bestätigen!

Heute ist Grossmutter's zweiter Todestag. Ich bin gesund und hoffe, dass es Euch auch gut geht. Viele herzliche Grüsse und Küsse von Eurer

Felice Schragenheim

So erfährt Lilly, dass Felices Grossmutter Hulda Karewski am 14. September 1942 in Theresienstadt gestorben ist.

Fast täglich schickt Lilly Felice zwei Päckchen nach Theresienstadt. Sie enthalten Zucker, Wurst, Nudeln, Brot, Mehl, Butter, Kekse, Obst, Kartoffeln, Saccharin, Trockengemüse, Zwiebel ebenso wie Watte, Kniestrümpfe, Stopfgarn, Gummibänder, Zahnpasta und Zellstoff.

Am 9. Oktober bringt Lilly die hochschwangere Lola zur Bahn. Sie hat sich in den Kopf gesetzt, nach Sommerfeld zu reisen, wo sie in einem Mütterheim entbinden will. Lola hat sich schon den ganzen Tag nicht wohlgeföhlt, und Lilly versucht vergebens, sie zum Bleiben zu überreden. Bei der Abreise ist ein gewaltiger Fliegeralarm, und kurz nach Frankfurt/Oder setzen die Wehen ein. «Eine junge Mutter im Zug vom Storch überrascht», wird eine Zeitung später berichten.

## Lola Sturmova

Das war im Zug, wie's angefangen hat. Das war ein Fronturlauber- und ein Sanitätszug. Und ich habe nur eine Decke gehabt und ein Polster, und dann haben sie so ein Schiffchen gemacht. Der Arzt hat gesagt, Sie haben noch Zeit, und dann auf einmal ist schon das Fruchtwasser gekommen. Die mussten alle Wasser hergeben, weil er hat das ein bisschen gewaschen. Im Helm über der Kerze haben sie es warm gemacht. Und ich hab gefragt: Was ist es denn? Ein Junge, sagt er. Hab ich gesagt, Sie müssen dort noch was abmontieren, ich will ein Mädchen haben. Geben Sie mir das Kind, sagt er. Das war ein Hauptmann Rockowski aus Radibor, und seine Frau konnte keine Kinder kriegen. Sag ich, nee, geb ich nicht her. Ich wollte das Kind ja haben, aber ich war nur enttäuscht gewesen, dass es ein Junge ist. Und draussen sind die Russen geflogen, die haben fort und fort... Der letzte Waggon wurde abgehängt, denn der war ganz unter Beschuss von den Russen. Und so bin ich bis nach Sommerfeld gekommen.

Am Tag, als die Sudetendeutsche Lola Sturm in der Eisenbahn ihren Sohn Thomas zur Welt bringt, begibt sich auch die Jüdin Felice Schragenheim auf die Reise: In einem Viehwaggon wird sie mit dem Transport Ep-342 Richtung Auschwitz auf den Weg gebracht.

Am 11. Oktober 1944 schreibt eine Lilly und ihren Freunden unbekannte Frau aus Theresienstadt eine Postkarte an «M. Zivier»:

L. M.,  
es geht mir danke gut. Hoffe ein Gleiches von Ihnen. Von Felice nichts gehört. Hoffe Sie gesund und munter. Alles Gute und Grüsse an alle.

Beate Mohr

Diese Nachricht erreicht Lilly erst vier Wochen später.

Lillys Tagebuch, 16. Oktober 1944

Heute sind es nun schon acht Wochen, seit sie Dich fortgeschleppt haben. Liebling, eine Ewigkeit. Ich bin masslos unglück-

lich. Ich lebe, aber wie! Die Kinder sind da. Ich fahre in die Stadt. Ich kaufe ein. Ich treffe mich mit Gregor. Ich tue täglich dies und das. Aber der Schmerz nagt ständig an mir. Mein steter Begleiter. Sag mir doch, dass Du mich liebst. Ich liebe Dich. Du wirst wahrscheinlich nie erfahren, wie sehr.

Am 30. Oktober ruft Ludwig Neustadt an. Lilly trifft ihn in einem Lokal in der Nähe des Sammellagers. Er lässt Lilly eine Postkarte von Felice lesen.

### **Lillys Tagebuch, 30. Oktober 1944**

Mein geliebter Mensch. Zehn Wochen ohne Dich. Ich weine, weine. Starre stundenlang vor mich hin, ausgehöhlt vor Schmerz, Liebe, lichter Erinnerung, beschatteter Hoffnung auf eine Zukunft. Ich stöhne vor Ohnmacht. Früher liebte ich Dich, weil Du mich liebtest. Heute liebe ich Dich ohne Gegenforderung. Und mehr, als ich es je von mir erwartet hätte. Mein Tagebuch ist ein einziger Liebesbrief für Dich. Weisst Du, wo ich sitze? Im Mecklenburger. Nach dem Alarm bin ich wieder hierher gegangen. Weil ich noch nicht bezahlt hatte. Ich habe hier nämlich drei Frauen kennengelernt. Ca. 40 bis 50 Jahre alt. Also es ist an dem, was ich vermutete. Eigentlich hatte ich es nur auf die eine abgesehen. Aber Aimée, höre ich Dich förmlich sagen. Die kleine schwarzhaarige zurückhaltende Person interessiert mich stark. Aber Aimée!

Sie sind absolut geistige Menschen und enorm klug. Eine Unterhaltung mit ihnen ist ein Genuss. Sämtliche ausländische Literatur ist ihnen geläufig. Ich hatte *The Well of Loneliness* bei mir, und sie kannten das Buch genau. Es war ein sehr netter Abend am vorigen Mittwoch, und heute sind sie leider nicht hier. Meine Süsse, bist Du nun eifersüchtig?

Morgens hatte mich Ludwig angerufen. Endlich. Und dann, ja dann rief er noch einmal an. Ich traf mich mit ihm in einem Lokal in der Schulstrasse gegenüber dem Lager und las. Was soll ich nun schreiben? Ich möchte sterben, ach ich mag nicht mehr leben.

Am 1. November befiehlt Reichsführer-SS Heinrich Himmler, die Vergasungen in Auschwitz zu beenden und die Spuren zu beseitigen.

Am 8. November ruft Ludwig Neustadt an und meldet Lilly, dass Felice nicht mehr in Theresienstadt ist, sondern in ein Lager bei Breslau gebracht wurde.

Am 14. November erhalten Lillys Eltern einen Brief von Felice mit Poststempel Trachenberg, dem heutigen Zmigröd, an der Strasse zwischen Breslau und Rawicz:

14.1.44

Liebe Eltern, ich habe lange nichts mehr von mir hören lassen, aber ich glaube, ich bin genügend entschuldigt. Auch hege ich insgeheim die Vermutung, Ihr habt mich längst vergessen und seid eifrig bemüht, Eure Tochter, meine Aimée, mit irgendeinem besseren Herrn zu verheiraten – für 400 RM. Ja, und beinahe wäre ich auch nie wieder in der Lage gewesen, mich darüber aufzuregen. Beinahe nur, denn die Götter haben es anders gewollt und haben mich mit leichtem Scharlach in ein bezogenes Bett in ein Krankenhaus gelegt, wo ich bis zum 9.12. zu bleiben hoffe. Ausserdem haben sie mir einen guten Menschen gesandt, der hier Hausmeister ist und die feste Absicht hat, mir zu helfen, wo er kann. An ihn habe ich durch unseren früheren Mittelsmann auch ein Paket von Lilly erbeten. Ich habe nicht an sie selbst geschrieben und tue es auch jetzt nicht, weil ich erstens die Ansteckung der Kinder fürchte (ich schäle mich allerdings nicht, habe auch kein Fieber), und weil ich zweitens überhaupt nicht weiss, wo Lilly ist, von der mir am 9.10. ein Obersturmführer in Theresienstadt mitteilte, ob ich vielleicht wüsste, warum, etc. Daraus entnahm ich übergrosses Interesse, von dem sie vielleicht selbst nichts weiss. Ich bitte Euch, liebe Eltern, ihr, wenn möglich, beiliegenden Brief zu übergeben oder mir selbst sofort zu schreiben (ohne Absender und mit neutraler Anrede), was los ist. Ich bin begreiflicherweise in grosser Sorge um Weib und Kind. Papa, grinse nicht! Ich hoffe, es geht Euch gut. Ausser Lilly, sagt bitte niemand etwas von meinem Schreiben.

Mit besten Wünschen und tausend Grüssen! F.

3.11.44

Mein heissgeliebtes Katzentier, kaum dreht der Jaguar den Rücken, da machst Du so wilde Sachen, dass der böse Jäger sich schon beim Jaguar nach Dir erkundigt, und der arme Jaguar kann keine Nacht mehr schlafen. Er hat es sehr schlimm gehabt, der edle Jaguar, und viel von seiner Schönheit ist hin. Musst ihm ein neues Armband anfertigen aus Grossmutter's Uhrkette und gut aufheben bis er kommt! Wie gut, dass Hosejackett und Locken auf Fotos festgehalten sind. Nun setz Dich hin und schreib dem Jaguar einen langen lieben Katzenbrief. Ohne Absender und auch sonst so, dass man ihn zur Not jemand lesen lassen könnte, ohne auf Dich oder mich zu kommen. Josef liest die Briefe nicht, der Gute, also einen ganz, ganz lieben Brief. Hörst Du! Und erzähle möglichst keinem davon, dass Du Nachricht von mir hast. Liebst Du mich auch noch mit abstehenden Ohren und einer Lungensache? Ich mache mir solche Sorgen um Dich. Das ist das Schlimmste von allem. Schreib ganz ausführlich! Küsst die Kinder. Dich umarmt und küsst «hundertneunundneunzigtausendmal»,

Dein Jaguar

Abs. Josef Golombek, Städtisches Krankenhaus, Trachenberg 1. Schlesien.

P. S. Wenn auch Du nicht, hoffe ich Dir öfter schreiben zu können. Bitte schick ein paar Briefmarken mit.

Trotz der entsetzlichen Angst, die sie weder bei Tag noch bei Nacht verlässt, muss Lilly lächeln. Felice und ihre abstehenden Ohren! Grosse weisse Ohren hat Felice, die sie stets mit ihrem nicht gerade dichten Haar zu verdecken trachtet. Sehr bald hat Lilly diesen wunden Punkt entdeckt. Sie musste nur Felices Haar hinter die Ohren streifen und fragend «Grossmutter?» sagen, schon war ihr das «Stöckchen» gewiss. Als um die Sylvesterzeit die Fichtennadeln des Weihnachtsbaums zu rieseln begannen, hatte Lilly die Zweige abgehackt, um sie unter Albrechts begeisterter Anteilnahme im Ofen zu verbrennen. Nur der Stamm war zu dick, um zerkleinert zu werden, er blieb hinter dem Ofen stehen als Erinnerung an Weihnachten.

«Albrecht, hol Stöckchen», rief Felice, wenn sie sich zankten. Unter Geschrei nahm Lilly Reissaus und verbarrikadierte sich im Schlafzimmer.

Wenige Tage nach diesem ersten Schreiben aus Schlesien erhält Lilly einen weiteren langen Brief in mehreren Fortsetzungen, geschrieben mit Bleistift auf den karierten Seiten eines Notizblocks:

7.11.44

Meine Aimée,

sicher wird heute Dein langer Brief kommen – Josef bringt die Post immer mittags anscheinend – und dann schicke ich diesen hier abends weg. Gestern kamen also die Pakete, und ich habe mich so gefreut – über die Schrift, über den einen Poststempel und natürlich über den Inhalt. So herrlich hast Du gebacken! So hübsch hast Du gestickt! So lieb hast Du alles eingepackt. Und auf der blauen Jacke, für die ich, glaube ich, wie für das eine Paar Strümpfe Lola danken muss, habe ich ein rotes Haar gefunden! Das wickle ich gleich um den braunen Kamm, der ausser meiner Zahnbürste das einzige ist, was ich überhaupt gerettet habe. Und das, was drum war, ist durch das Tragen im Ärmelfutter verloren gegangen. Wenn man nämlich so arm ist wie wir und nicht mal Manteltaschen hat, steckt man seine wenigen Habseligkeiten in den Ärmel! – Mein Katzentier, sicher hast Du nachts aufgesessen, um für mich das alles zurechtzumachen. Nun sitze ich hier, im kleinkarierten Bett mit der wunderbar duftenden blauen Jacke an, und sehe aus wie «auf der Alm, da gibt's koa Sünd» und freue mich mit jedem Stück! Das hab ich aber alles schon in dem Brief geschrieben, den Dir Ludwig bringen wird, den Du sicher schon vor diesem haben wirst. Und nun warte ich so sehr auf Post von Dir. Nachher schreibe ich weiter, wenn vielleicht was da war.

7.11.44

Gestern ist nichts gekommen. Und heute? Heute bestimmt: – Ich möchte Dir so viel schreiben, meine Eva dolorosa. Bist Du das ein bisschen, so ohne mich? Aber ich weiss gar nicht, wo ich anfan-



gen soll. Auch habe ich seit ein paar Tagen immer über 38, und davon ist mir ganz komisch im Kopf. Und immerzu muss ich nachdenken und mir Sorgen machen um Dich. Kommst Du mit dem Geld aus? Passiert Dir auch nichts bei Alarm? Isst Du ordentlich? Sind die Kinder gesund? Hast Du – das vor allem – sonst keine Unannehmlichkeiten, da man Dich doch anscheinend nicht aus den Augen lässt? – Ich wusste gar nicht, dass man wirklich immer, immer monatelang Tag und Nacht an dasselbe denken kann. Jede Kleinigkeit fällt einem dann wieder ein, nicht wahr? Weisst Du noch, wie schön es damals in Caputh war, zum ersten Mal, und wie herrlich albern wir waren und wie glücklich! Und im Krankenhaus an jenem Abend, an dem Deine Zimmergenossin so fest schlief und wir es nicht wussten. Und, und, und. Sagst Du noch «mein liebes Herzchen»? Wie gerne würde ich ganz ganz scheussliche Kräuter in der Kartoffelsuppe essen! Und manchmal glaube ich, dass es nie wieder möglich sein wird. Die Chancen sind ja so gering. Und ich mache mir in all den schlaflosen Nächten solche Vorwürfe, dass ich es gestattet habe, dass Du Dich an eine so fragwürdige Existenz wie mich gebunden hast. Wenn ich wiederkomme, bringe ich eine ziemlich ausgewachsene Schwindsucht mit. Mein Katzentier, bitte, bitte, wenn einer kommt, der nett ist und der es sich leisten kann, Dich heiraten zu wollen, dann nimm ihn. Das hat mit unserer Liebe gar nichts zu tun. Die bleibt trotzdem. Aber schliesslich hängen an Dir vier kleine Menschen und ab und zu wird Dein Mann Dir ja wohl auch gestatten, mit mir zu verreisen. Meine Aimée, sei nicht böse, dass ich das alles schreibe, aber ich kann nicht schlafen, sondern muss immerzu nachdenken. Augenblicklich brauchst Du meinerwegen nicht traurig zu sein. Es geht mir ausgezeichnet hier, alle sind nett, was wir gar nicht mehr gewohnt waren, und bis zum 9. 12. bleiben wir auch bestimmt hier. Wenn die Temperatur bleibt, vielleicht noch länger. Und nun sehe ich jeden Tag mit Schrecken auf die Fieberkurve, wie die Zeit rast, ohne dass etwas geschieht. – Josef scheint erst abends die Post zu bringen, und dann wird er die Briefe immer gleich mitnehmen. Habe ich eigentlich daran gedacht, Dir zu sagen, dass ich Dich liebe? Ja, und ich habe solche Sehnsucht nach Dir, Du sollst mich ganz fest in Deine Arme nehmen und mich trösten, und dann

wäre alles gut. Mein «Schnäuzchen», möchte ich Dir mal wieder sagen. – Und Ah brecht ist nun 3 Jahre. Ist er endlich stubenrein? Du hast auf ein Päckchen an mich mal Bernd als Absender geschrieben. Ich glaubte, das so auffassen zu müssen, dass Du ihn auch wieder zu Hause hast und Lolas Kind dazu. Mein Armes. Aber das wirst Du mir ja alles schreiben: Kümmert sich Gregor um Dich? Hoffentlich nicht zu sehr! Und was macht Elenai? Ich will alles wissen, aber vor allem, wie es Dir geht, und zwar ganz ehrlich, nicht beschönigt, dass ich mir bloss keine Sorgen machen soll. Die mache ich mir ja doch, mein Liebling. Grüße die Kummer schön! Sonst erzähl aber lieber keinem von mir, sollen sie alle ruhig denken, ich bin schon nicht mehr vorhanden. – Nun habe ich mich entschlossen, diesen Brief auf jeden Fall heute Abend gleich mitzugeben und Dir morgen in einem neuen Deinen zu beantworten. Ich umarme Dich und küsse Dich tausendmal.

Dein treuer, edler, verwundeter Jaguar

Wenn Du meinen nächsten Brief hast, schreibst Du mir auch wieder, ja? Legst Fotos ein von Euch allen. Hast Du die Filme vom 21. August entwickeln lassen? Hoffentlich kommt heute Dein Brief.

7.11.

Kein Brief kam! Vielleicht heute? Ich will diesen erst weggeben, wenn ich Deinen habe. Heute geht es mir nicht besonders gut. Vielleicht wird es mich nun auch mal wieder ereilen; das hat es seit Berlin nicht mehr. Das geht aber allen so: Hafterscheinung. – Der Büstenhalter sitzt übrigens wunderbar, nur etwas gross ist er. A. S. [Aimée Schragenheim, Anm. d. A.], mein Geliebtes Du. Ich will heute nicht viel schreiben, lieber dann Deinen Brief beantworten! Du verstehst doch, dass ich meiner Kameradin von den Sachen was abgeben musste, nicht wahr? Deswegen hast Du sicher auch welche gezeichnet und welche nicht. Sie ist sehr nett und hat es viel schwerer als ich, denn sie ist in B bzw. A, das ist dasselbe, vom Mann getrennt worden und weiss gar nicht, ob er noch lebt. Und hat kein Zuhause mehr – sie stammt aus Amsterdam – und sonst keinen Menschen auf der Welt. – Josef hat mit

Mühe und Not 3 Plätzchen und 2 Stück Kuchen angenommen, aber er schleppt ständig etwas für uns an. Er sagt, es sei seine Pflicht, uns zu helfen, er müsse das tun und dürfe einfach nichts annehmen dafür. Und nun essen wir den ganzen Tag, und ich bin schrecklich stolz, wenn die verwöhnte Holländerin Deine Machwerke lobt. Es schmeckt ja auch sooo gut.

10.11.

Gestern ist keine Post von Dir gekommen. Und der heutige Tag ist auch bald um. Eben haben wir das Ergebnis des zweiten Abstriches bekommen: negativ. Jetzt machen sie noch einen, wenn der auch negativ ist, schicken sie uns weg. Es scheint also nichts zu sein mit den 6 Wochen, und ich habe richtig Angst vor dem Zurückgehen ins Lager, wie jemand, der gerade mit dem Kopf aus eisigem Wasser aufgetaucht ist, und nun soll er wieder runtergestossen werden. Ich sage das aber nur Dir allein, denn nur das Katzentier darf es wissen, dass der mutige Jaguar Angst hat. Bete für ihn, ja?

11.11.

Auch gestern keine Post! Nun weiss ich gar nicht mehr, was das ist. Haben denn Deine Eltern meinen Brief nicht bekommen? Wenn nicht – ich schicke diesen heute weg – schreib mir bitte gleich einen langen, langen Brief mit Bildern (und Absender wieder A. Karsten).

1'069'389'056 Küsse von Jaguar – Eben kam Dein Brief!!!!

Lillys Brief ist mit Felices grüner Tinte geschrieben, auf Felices braunem Briefpapier mit dem schrägen Schriftzug «F. S.» rechts oben. Lilly schreibt ihn ab, ehe sie ihn zur Post bringt:

Mein Jaguar – kennst Du das Papier?

Ja, Eva-Dolorosa bin ich ganz und gar ohne Dich; Eva fast gar nicht mehr, nur noch Dolorosa. Ach Liebling, ohne Dich, jeden Tag ohne Dich! Wieviele Wochen nun schon! Ohne Liebe kann ich natürlich nicht leben, sie ist der Inhalt meines Lebens. Etwas anderes hat überhaupt keinen Raum in meinem Denken. Ich lebe

vom Morgen bis zum Abend nur mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen. So kann uns Gott doch nicht strafen, wir haben doch noch nicht richtig leben können, wir müssen es erst noch. Grosser Gott, erhalte mir meinen Menschen! Es ist unerträglich; und das sage ich Dir: ich überlebe es nicht! Ich kann ohne Dich nicht leben, es geht nicht. G. kommt wahrscheinlich auch nicht wieder, und ich soll mich – ich weiss, es ist charakterlos, das auszusprechen – mühselig durch das Leben quälen! Und darum flehe ich Dich an: verlier nicht den Mut, ich bitte Dich millionenmal, hoffe auf ein Wiedersehen. Das ist das Einzige, was uns jetzt das Leben ertragen lässt. Ich weiss leider zu genau, dass ich fast Unmögliches von Dir verlange – ich könnte stundenlang schreien, die Menschheit anklagen – was sie Dir antun, ist zum Verzweifeln. Und bitte, bitte Du heissgeliebter Mensch, hoffe, hoffe, hoffe... Ich bete für Dich, wir alle! Ich mit jedem Atemzug. Mein Herz ist nur noch ein zuckendes Etwas. Liebling, wie habe ich über Deinem Brief geweint, ich kann ihn nicht ohne Tränen lesen. Könnte ich Dich in meinen Armen halten, Dich streicheln und küssen! Es ist so irrsinnig schwer ohne Deine beruhigende Nähe.

L. ist zu Hause, was sagst Du nun? Ihre Mutter hat sie von dem Mutterheim – es ging ihr dort gar nicht gut, naja – samt Baby nach Hause zu sich geholt. Auf einmal! [...] Ich habe mich entschlossen, noch ein Zimmer abzugeben. Ich verdiene ja dabei so gut wie nichts, aber ich muss nicht verhungern und arbeiten gehen kann ich nicht. Man (!) sieht es auch nicht gern, weil ich nicht gesund bin. Ja, mein Liebling, ich bin körperlich sehr sehr elend geworden und würde bestimmt nach zwei Wochen zusammenklappen. Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen, so krank wie Du bin ich noch lange nicht, noch lange nicht. Und, nicht wahr, wenn wir es beide überleben, müssen wir uns gegenseitig gesund pflegen?! Es ist dann sehr viel gutzumachen. Liebling, wir wollen hoffen, meine Süsse! Du findest Dich unverantwortlich, mich auf dem Gewissen zu haben, Du Dummes Du. Ohne Dich hätte ich niemals gewusst, was Liebe ist, wozu sie fähig ist. Wie glücklich waren wir, wie glücklich! Weissst Du noch, wie ich Dir jedesmal entgegengestürzt bin! Weissst Du noch, dass Dir Dein Arm nie einschlieft? Weissst Du noch, wie ich in der ersten Zeit Dir immer

Deinen Mund mit dem Finger nachgezeichnet habe? Weisst Du noch, wann und wo ich zum ersten Mal das gelbe Tüchlein auf dem Kopf hatte? Dass ich Dir nachts immer zum Bahnhof entgegenlief und Dir jubelnd in die Arme fiel? Grosser Gott, das kann doch nicht alles zu Ende sein, das kann doch nicht sein! Weisst Du noch, wie faul wir am Sonntagmorgen waren? Ach, ich muss Dich lieben, ewig nur Dich lieben, es ist mein Schicksal, mein gern gelebtes Schicksal. Und Du? Nur mich? Du mich? Ich habe es gefühlt, damals im Krankenhaus, als Du zur Tür reinkamst und ich Dir sagte: «Ich bin ja so krank».

Die Jacke und Strümpfe sind von E., nicht von L. Hast Du eigentlich keine meiner Karten bekommen? L. hat einen Jungen! N. könnte gesünder sein, warum ist sie bloss nicht dort geblieben! E. ist mir jetzt ein grosser Trost, ich habe mich eng an sie geschlossen, nun staunst Du sicher. Aber sie ist tatsächlich die einzige, die sich um mich kümmert. Sie ist ein grossartiger Kamerad und in meinem Schmerz zuverlässiger als ich es je gedacht hätte. I. ist fast immer in L. in einer Fabrik und noch immer ein grässliches Jör. E. hat immer einen klaren Kopf, und das brauche ich nötiger als je. [...] Meine Eltern grüssen Dich, Du sollst die Ohren steifhalten. Gott, was wissen sie denn, sie haben ja keine Ahnung von Deinem und Deiner Genossen Leben. Mein Gott, wie soll ich einmal vor Irene stehen? Doch ich bin ja fest entschlossen, es ohne Dich nicht zu tun. Die K. schreibt reizende Karten, aber leider hat sie mich doch nicht richtig verstanden, denn sie schreibt von einem «Weihnachtsfamilienbild», das sie sich wünscht! Ich dachte, mir spränge das Herz aus dem Leibe, als ich es gestern las. Unser guter Lu. hat mir Deinen Brief gar nicht gegeben, vielmehr hat er behauptet, Du hättest ihn gebeten, ihn gleich zu zerreißen. Er ruft mich ja treu an, aber ich glaube, er ist nicht ganz ehrlich zu mir. Mit Dir meint er es ja tatsächlich gut. Bin ich wirklich schuldig an Deiner jetzigen Lebenslage? Ich kann es nicht glauben, wenn mein Gewissen mich auch stündlich plagt. Wenn ich nicht glaubte, dass Du mich noch brauchst, hätte ich längst Schluss gemacht. Du kannst alle meine Leute fragen, ich war sterbensmüde. Aber Du brauchst mich noch und für Dich bin ich da bis zuletzt. Wir wollen hoffen, um Gottes willen, wir wollen hoffen und – beten. Verlier nicht den Mut, ich verlie-

re ihn mit Dir. Sieh mal, wir haben immer gesagt, dass wir zu den Menschen gehören, die aus allen noch so grässlichen Dingen irgendwie doch noch herauskommen. Und daran wollen wir festhalten, Du mein geliebter Mensch. Auf Lu.'s Anraten schicke ich Dir heute noch ein Paket. Er tut es auch. DerJ. soll nicht böse sein und es verstehen. Bitte tu mir den Gefallen und iss die Sachen sofort auf. Du weisst nie, ob Du morgen noch da bist, und dann hast Du wenigstens etwas im Bauch. Teile es schön und grüsse die Ärmste. DenJ. könnte ich umarmen, obwohl er ein Mann ist. Ich bin völlig seiner Meinung, es ist eine Pflicht! Ich habe diesmal eine Torte ohne Füllung, aber mit viel Butter gebacken. Lass es Dir schmecken! Bitte iss die Wurst und die Butter so schnell wie möglich, hebe nichts auf und frag den J., ob ich noch einmal etwas schicken darf. Hoffentlich! Mir schmeckt hier nichts, wenn ich weiss, Du hast nichts. Dann ist eine Leibbinde im Paket. Du wirst gleich erkennen, woraus sie ist. Ich habe den grünen Pullover zerschnitten, er ist so herrlich warm, aus dem Unterteil habe ich den Wärmer gemacht und aus den Ärmeln die Handschuhe. Bin ich nicht tüchtig? Ich habe beides sehr zerstopft, damit man nicht sieht, wie schön es war. Du kannst es ja mal auftrennen, dann hast Du Stopfgarn. Wer sich nämlich die Sachen genau ansieht (auch die bunte Jacke!), der sieht, dass sie völlig ganz sind. Ich hatte aber Angst, dass sie Dir unzerstopfte Sachen wegnehmen. Also lauf ruhig so herum, umso wärmer hast Du es. Schreibe bloss, wenn Du noch etwas brauchst. Ach, hoffentlich bist Du noch recht, recht lange dort. Mein Liebling, wenn ich doch helfen könnte! Und bin so ohnmächtig! Bitte, bitte antworte doch so viel Du kannst. Und darf ich noch einmal schreiben? Ach, an meinem Geburtstag möchte ich mich eingraben, wie anders könnte er sein! Ach, bloss nicht denken! Alle Gedanken tun wahnsinnig weh. Darfst Du denn die Bilder behalten? Und welche soll ich Dir denn schicken? Die Filme trage ich, wie die Mappe (mit allen meinen mir so wertvollen Sachen – sie ist so voll wie in Deinen besten Zeiten) immer bei mir. Ich habe sie noch nicht entwickeln lassen, ich habe Angst vorm Ausbomben, und sie sind doch so unendlich kostbar; schadet ihnen das Herumliegen? Gregor ist lieb und Dörthe auch. Er ist manch-

mal zu lieb und nachher immer böse wegen meiner unanfechtbaren Treue. Nicht wahr, Du Liebes, es muss doch auch treue Menschen geben, mit Leib und Seele!

Ich lebe von Post zu Post, wenn Du nur kannst, schreib bald bald wieder und dass Du mich noch liebst. Umarme mich und ich Dich und ich bleibe

Dein geliebter Mensch  
immer Dein Katzentier

Trachenberger Krankenhaus, 12.11.44

Liebe Eltern,

habt vielen Dank für Eure freundliche Vermittlung. Ich hoffe, dass mein Bitten Erfolg hat und dass ich nun alles ganz genau erfahre und auch über Euch höre. Mir geht es sehr gut. Ich habe kein Fieber mehr, ziehe mir nur die Haut von den Fingern, und das Essen schmeckt. Es geht mir nur alles zu langsam. Aber ungeduldig darf man nicht sein. Trotzdem war ich so sicher, zum 24. 11. wieder da zu sein. Und das wird wohl nichts. Das ist furchtbar traurig, nicht wahr? Bleibt gesund und seid vielmals gegrüsst und geküsst!

F.

10.11.44

Meine Aimée,

gestern ist Dein Brief gekommen, er war durch Zensur geöffnet! Da wird der Zensor aber gedacht haben, muss das ein schöner Mann sein, der so geliebt wird! Du, Dein Brief ist ja so schön. Aber bitte, bitte, beantworte mir doch gleich alle meine Fragen. Vorsicht ist ja richtig, aber so vorsichtig! Nein, ich will doch wissen, an wen Du vermietet hast, welches Zimmer, was Du den ganzen Tag machst, ob Gregor oft kommt, wen Du sonst sprichst, was die Kummer schreibt, was die Kinder machen, was Deine Eltern, ob Lola ein Mädchen gekriegt hat, was Du mit Mutti und dem Mantel gemacht hast, und alles, alles andere. Alles will ich wissen, hörst Du! Und auch so ungefähr, warum der böse Wolf Rotkäppchen angefallen hat und mich noch ausfragen wollte.

Wenn Du es nicht anderweitig brauchst, schick doch bitte das blaue Wollkleid von Inge mit, ja? Als 60-Pfennig-Brief geht er doch sicher noch. Und schreib doch von jetzt an immer einen

Absender, wie auf dem Paket neulich. Und dann bitte, bitte ein paar Fotos und alle Fragen beantworten.

Übrigens hat Josef die Oberschwester gefragt, und sie sagt, wir bleiben noch 6 Wochen hier, also bis zum 9.12. Galgenfrist. Da schreibe ich noch oft. Da ich mich jetzt schäle, schicke ich die Post lieber nicht an Dich. Es hat ja auch geklappt. Meine Süsse, sei schön brav. Dann bekommst Du einen langen Kuss, von dem Du den Kindern was abgeben kannst, vom Jaguar  
Falls es nicht zu schwer wird, und falls Du hast, kannst Du noch ein bisschen Wurst oder Käse schicken? Ich bin unbescheiden, nicht wahr?

Am 14. oder 15. November 1944 findet Felice gerade noch Zeit, hastig ein paar zittrige Worte auf einen Zettel zu kritzeln, ehe sie abgeholt wird:

Mein Liebes,  
eben kommt die Schwester und sagt, wir kommen hier weg.  
Bete und halte die Daumen!  
Immer Deine

F.

### **Lillys Tagebuch, 17. November 1944**

Es sollte nicht sein. Du bist schon wieder im Lager. Armer, armer Liebling. Du kannst doch noch gar nicht gesund sein. Als ich Deinen zweiten langen Brief bekam – 14.11.44 – habe ich den ganzen Tag geweint. Eine tiefe riesige Angst liegt mir wie ein Stein auf der Seele. Du darfst nicht mutlos werden, Du geliebter Mensch. Du musst hoffen, ich bete ja für Dich, Tag und Nacht. [...] Wenn es doch ein Traum wäre. Wo bist Du nun? Was tun sie Dir wieder an? Und wann werde ich mal Nachricht von Dir bekommen? Wie trostlos, dass Du mein zweites Paket nicht mehr erhältst. Ich sehnte mich danach, Dich endlich einmal satt zu wissen. Gibt es einen Gott?

Zwei Briefe, die Lilly am 14. und am 18. November an Josef Gombek schreibt, kommen mit vielen Stempeln versehen nach Berlin



zurück. «Annahme verweigert» steht auf einem der beiden Umschläge mit blauem Fettstift geschrieben. Da Lilly als Absender weder ihren eigenen Namen noch ihre Anschrift angegeben hat, werden die Briefe einige Zeit in Berlin hin- und hergeschickt, bis sie schließlich Mitte Dezember postlagernd in Berlin-Wilmersdorf landen, mit dem Vermerk: Empfänger unbekannt verzogen.

Das Lager, in das Felice gebracht wurde, befand sich in Gross-Rosen. Das niederschlesische Dorf Rogoznica liegt 60 km von Wroclaw (Breslau) entfernt. Das Lager im Besitz der Deutschen Erd- und Steinwerke GmbH (DEST) wurde im Mai 1939 in der Nähe des Granitsteinbruchs von Gross-Rosen errichtet. Am 2. August 1940 als Kommando des Konzentrationslagers Sachsenhausen eröffnet, avancierte es am 1. Mai des folgenden Jahres zu einem selbständigen KZ mit einer Reihe von «Aussenkommandos», die für grosse deutsche Industrieunternehmen tätig waren. Entweder wurden die Betriebe in der Nähe der Lager errichtet oder aber die Aussenkommandos siedelten sich gleich bei den Rüstungsbetrieben an. Jedes dieser Nebenlager hatte eine «Häftlingsstärke» von mindestens fünfhundert, in den meisten Fällen aber von tausend und weitaus mehr Arbeitssklaven und -Sklavinnen. In den beiden letzten Kriegsjahren entstanden immer mehr Nebenlager, so dass insgesamt mindestens 106 Aussenkommandos nachgewiesen werden konnten. Sie produzierten für deutsche Firmen, darunter Rheinmetall-Borsig, IG-Farben, Siemens-Halske, FAMO (Fahrzeug- und Motoren)-Werke, Dynamit Nobel, Vereinigte Deutsche Metallwerke, Krupp, Vereinigte Textilwerke, Flugzeugwerke Aerobau, Spinnerei Concordia und viele andere. Für Hilfsarbeiter wurden täglich 4 RM, für Facharbeiter 6 RM bezahlt. Im Dezember 1944 wurde ein Nettoüberschuss von circa RM 30.000.000,- nach Berlin überwiesen. Insgesamt gingen 125.000 Häftlinge durch Gross-Rosen, 40.000 bis 50.000 starben im Lager oder bei der Evakuierung. Das Konzentrationslager Gross-Rosen war auch Exekutionsstätte für die Gestapo Breslau. Sämtliche Akten der verstorbenen Häftlinge wurden Anfang 1945 verbrannt.

Nach der Reorganisation der SS-Methoden zur Ausbeutung der jüdischen Arbeitskraft und durch Evakuierungen aus den Lagern Plaszów und Auschwitz-Birkenau wurden Ende 1943 57.000 Juden nach Gross-Rosen gebracht, darunter 26.000 Frauen. Diese wurden vor allem auf die Aussenkommandos verteilt. Zwischen März 1944 und Januar 1945 kam ein ständiger Fluss jüdischer Häftlinge aus Polen und Ungarn, aber auch aus Belgien, Frankreich, Griechenland, Jugoslawien, der Slowakei und Italien. Am 1. Januar 1945 gab es im System des Konzentrationslagers Gross-Rosen ungefähr 80.000 Häftlinge, ein Drittel von ihnen waren Frauen. Nach Ravensbrück und Stutthof war Gross-Rosen das drittgrösste Frauenlager. Die Frauen waren ausschliesslich Jüdinnen, hauptsächlich Polinnen und Ungarinnen. Viele Frauenlager bedienten Werke der Textilindustrie, andere wurden für die Aufnahme von Jüdinnen geschaffen, die beim Bau von Befestigungen an der Ostgrenze der Provinz Niederschlesien beschäftigt waren. Bei der Evakuierung Ende Januar wurden die Häftlinge der Frauenlager auf Fussmärschen ins Innere des Reichs geleitet, nach Bergen-Belsen, Buchenwald, Dachau, Flossenbürg, Mauthausen und Mittelbau. Das Schicksal von 36.000 Menschen, die auf die Todesmärsche geschickt wurden, ist ungeklärt. Die Hälfte der Häftlinge der Nebenlager wurde zurückgelassen und am 8. und 9. März von der Roten Armee befreit. Insgesamt überlebten in 13 Zweiglager 9.000 Frauen.

Über Gross-Rosen gibt es wenig Literatur und schon gar nicht über die Frauenlager. «Schicksal der Gross-Rosener Frauen, das ist ein Thema! Kein Buch, keine Bearbeitung darüber», schreibt mir aus Warschau Mieczyslaw Moldawa, der als ehemaliger Häftling ein – nicht ins Deutsche übersetztes – Werk über Gross-Rosen geschrieben hat.

Die heute 75jährige Polin Stella Leibler, damals Stenotypistin, wurde Ende Februar 1944 in das Frauenaussenlager Peterswaldau bei Walbrzych (Waldenburg) gebracht, wo heute das kleine Archiv des Lagers Gross-Rosen untergebracht ist.

## Stella Leibler

Als wir in das Lager Peterswaldau kamen, war es noch kein Konzentrationslager. Es war im Dienstbotentrakt des Schlosses des Grafen von Frick untergebracht. In den Unterkünften befanden sich zweistöckige Pritschen, in den Korridoren standen Spinde. Ein halber Spind pro Person.

Gleich am nächsten Tag wurden wir in eine Munitionsfabrik gebracht. Ich hatte kurz vorher eine Typhuserkrankung überstanden, war sehr geschwächt und hatte Angst, dass man mir eine stehende Arbeit zuteilen würde. Ich kam an eine Maschine zum Stanzen von Zeigern. Ich musste mit der ganzen Kraft beider Hände einen Hebel drücken, um diese Zeiger aus Aluminium herauszustanzen. Das war jedoch nicht die schwerste Arbeit. Im Saal standen Automaten, die von stehenden Mädchen bedient wurden. Dort wurden Bestandteile für Bomben erzeugt. Noch schwerer war die Arbeit in der Abteilung, wo sogenannte «Bombenkörper» in irgendwelchen Säuren gespült wurden. Diese Arbeit war so gesundheitsschädlich, dass die Mädchen Milch zu trinken bekamen. Manchmal mussten die Kisten mit den fertigen Erzeugnissen zur Palastkapelle getragen werden, wo sie gelagert wurden. Die Kisten waren so schwer, dass wir oft halb ohnmächtig waren, als wir das Ziel erreichten.

Die Lebensmittelportionen waren Hungerrationen. Ein Drittel Schwarzbrot am Tag, ein Stückchen Margarine, ein Stückchen Wurst, Käse oder Marmelade oder ein schwarzer Sirup aus roten Rüben. Zu Mittag gab es eine halbe Schüssel Gemüsesuppe.

Eines Tages kam ein Arzt. Wir mussten uns nackt aufstellen, damit er feststellen konnte, ob wir im Lager bleiben durften. Einige Tage später kam ein Wehrmachtsoffizier, umgeben von Aufseherinnen, um alle Wertgegenstände einzusammeln. Auch unsere Koffer wurden uns weggenommen. Wir erhielten Unterwäsche und Oberbekleidung zum einmaligen Wechseln und bekamen Nummern. Meine Nummer war 26.764. Dann begann die Hölle. Wenn wir unsere Notdurft verrichten wollten, mussten wir Habtacht-Stellung einnehmen und bitten: «Frau Aufseherin, bitte darf ich austreten?» Von ihrem Wohlwollen hing es ab, ob

sie es uns erlaubte oder nicht; wiederholt musste der Meister intervenieren. Die Aufseherinnen schlugen uns.

Eines Tages kehrten wir im strömenden Regen vom Werk zurück. Nach Betreten des Lagers stellten wir uns zum Appell auf und warteten auf das Erscheinen der Aufseherin, die befügt war, uns zu entlassen. Wie lange wir so standen, ist schwer zu sagen, vielleicht eine Stunde oder eineinhalb. Als wir endlich abtreten durften, mussten wir uns gegenseitig helfen, unsere Füße aus dem Schlamm herauszuziehen; es war, als wären wir hineingewachsen. Eine musste die andere stützen, weil der strömende Regen uns so geschwächt hatte.

Zwei Wochen lang war ein Scharführer von Auschwitz bei uns, da konnten wir nachempfinden, wie dort gelitten wurde. Sonntags, dem einzigen Tag, an dem wir den ganzen Tag im Lager verbrachten, gab es Drill. Wie es uns damals erging, zeigt der Umstand, dass in dieser Zeit zwei Mädchen davonliefen und zweien die Köpfe kahlgeschoren wurden. Die eine hatte sich mit einer Deutschen angefreundet, die neben ihr im Betrieb sass, die andere, eine starke Raucherin, hatte einem freien Arbeiter einen Zettel mit der Bitte um eine Schachtel Zigaretten zugesteckt.

Nach einiger Zeit – es war August 1944 – wurden wir aus dem Schloss in ein Gebäude überstellt, das vorher eine Spinnerei oder Weberei gewesen war. In das Schloss des Grafen wurden an unserer Stelle Bewohner beiderlei Geschlechts aus Warschau gebracht, die nach dem Warschauer Aufstand nach Peterswaldau verschleppt worden waren. Die Weberei hatte früher dem Juden Zwanziger gehört. Es war ein düsteres Gebäude mit einem Hof. Aus Platzmangel waren die Pritschen dreistöckig, und es gab keine Spinde. Unsere Wäsche und Oberbekleidung bewahrten wir zusammen mit einem Stückchen Brot auf der Pritsche unter dem Strohsack. Die Klosetts befanden sich auf dem Hof. Nachts wurden wir in dem Gebäude eingesperrt, so dass wir vom Klosett abgeschnitten waren. Also stellten sie uns einen einzigen Eimer zur Verfügung, was für einen Saal mit zwanzig Frauen natürlich nicht reichte. Es fällt mir schwer zu beschreiben, welche Qualen wir überstehen mussten, um bis zum Morgen durchzuhalten.

Im Betrieb herrschte fieberhafte Aktivität. Es wurde Nacht-

schicht eingeführt. Eines Tages, als wir das Werk verliessen, um uns zum Appell aufzustellen, stolperte eine Kollegin und verstauchte sich den Fuss. Ich rannte hin und wollte sie stützen. Da stürzte sich die Aufseherin auf mich und traktierte meinen Rücken mit Faustschlägen. Es wurde mir schwarz vor den Augen und ich war halb ohnmächtig vor Schmerz, als ich mich wieder in die Reihe stellte.

In den vierzehn Monaten, die ich im Konzentrationslager verbrachte, gingen drei oder vier Transporte von uns nach Gross-Rosen. Einer von ihnen kam dort nie an. Man hatte die Schwachen, die nicht mehr gehen konnten, aufgefordert, sich für den Transport zu melden, der sie in ein «Sanatorium» bringen sollte. Es meldeten sich also alte Frauen und völlig erschöpfte Mädchen. Die Frauen wurden auf einem Feld ausgesetzt und erschossen.

Bevor wir das Munitionswerk betraten, gingen wir eine steile Steintreppe hinunter zu einer Garderobe, wo wir unsere Mäntel aufhängen. An Frosttagen war diese Treppe vereist. Die Aufseherinnen machten sich einen Spass daraus, die Mädchen die Treppe hinunterzustossen.

In den Munitionsbetrieben gab es aus Materialmangel immer weniger Arbeit. Die schweren Maschinen-Automaten waren geölt und transportbereit. In den Sälen wurde gemunkelt, dass wir unter die Erde versetzt werden, wo unmenschliche Arbeitsbedingungen herrschen sollten. Nach zwei Monaten würden die Gefangenen erblinden, dann würde man sie erschiessen.

Mittlerweile verschlechterte sich mein Gesundheitszustand. Einmal bekam ich während der Arbeit einen Schwächeanfall, und meine Kapo führte mich hinaus auf den Korridor, wo ich mich auf das Fensterbrett setzen durfte. Die Aufseherin kam die Treppe herunter. «Na, was macht ihr denn hier?» rief sie. Darauf antwortete meine Kapo: «Wenn Sie sich so fühlen würden wie sie, würden Sie auch sitzen.» Die Aufseherin sprang auf und schlug mit ihren Fäusten auf sie ein. Meine Kapo – Jetka Ringer aus Auschwitz – war ein guter Mensch, niemals schrie sie. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten bemühte sie sich zu helfen. Die Oberkapo war eine Bestie. Sie schrie, schlug, trat mit Füßen.

Später wurde ich schwerkrank. Ich konnte mich kaum bis zum

Lager schleppen. Nach der Untersuchung schimpfte die Ärztin mit mir: «Sie kommen erst zu mir, wenn Sie schon sterbenskrank sind, wie soll ich Ihnen jetzt noch helfen?» Sie brachte mich ins Krankenrevier. Dort blieb ich einige Tage und fühlte mich besser.

Inzwischen kam die Front immer näher. Man begann mit dem Ausheben von Schützengräben gegen die Panzer. Die Lagerinsassinnen sollten dazu herangezogen werden. Man stellte uns in Viererreihen auf. Die Judenälteste und die Ärztin schritten sie ab und eliminierten die Schwachen. Auch ich war darunter. Als sie uns zählten, stellte sich heraus, dass noch eine von uns mitgehen musste – wir hatten eine Freigestellte zuviel. Trotz meines geschwächten Zustands meldete ich mich. Wir setzten uns in Marsch: Wir kamen durch irgendeine Stadt, möglicherweise Reichenbach, heute Dzierzoniów. Hier war der Krieg sichtbar. Wir sahen ein Haus, das durch eine Bombe in zwei Hälften gespalten war. Man konnte das Innere der Wohnung sehen. Dieser Fussmarsch war meine letzte Leistung. Wir wurden nicht mehr zur Arbeit im Betrieb herangezogen. Noch einmal hat man uns geholt. Da mussten wir Kisten mit Bomben – unsere Erzeugnisse – in einem Teich versenken, damit sie nicht in die Hände des Feindes gelangten. Das war für uns ein Freudentag.

Leider konnte ich nicht nur keine Kiste heben, ich konnte auch nicht mehr gehen. Wieviele Mädchen sind gestorben? Eines starb während des Appells, sie wurde sofort hinausgetragen. Jetzt, da die Befreiung vor der Tür stand, gab es etliche Anwärterinnen auf einen Sarg. Und nun geschah etwas, was einmalig ist in der Geschichte der Konzentrationslager. Eine völlig erschöpfte Magistra der Germanistik namens Freda Liebermann wurde einige Wochen vor der Befreiung in ein katholisches Frauenkloster überstellt. Wer hatte dies veranlasst? Es konnte nur der Lagerkommandant gewesen sein.<sup>7</sup>

Felice kam am 9. Oktober 1944 von Theresienstadt nach Auschwitz, zu einer Zeit, da in der Kriegsindustrie dringend jüdische Arbeiterinnen und Arbeiter gebraucht wurden und sich deshalb der Vernich-

<sup>7</sup> Aus einem Brief an die Autorin vom 10.6.1992

tungsprozess seinem Ende näherte. Am 7. Oktober hatte in Auschwitz ein verzweifertes Sonderkommando, bewaffnet mit Sprengstoff, drei Handgranaten und isolierten Flachzangen zum Durchschneiden des Stacheldrahts einen Aufstand gewagt. Das Krematorium III wurde in Brand gesteckt, 450 Lagerinsassen und drei SS-Männer kamen ums Leben. Vier Frauen, die in der Union-Fabrik arbeiteten, hatten dem Sonderkommando den Sprengstoff verschafft. Sie wurden öffentlich erhängt.

Wenn überhaupt, blieb Felice nur kurze Zeit in Auschwitz. Vielleicht wurde sie aber gleich an der Rampe als noch unverbrauchte junge Arbeitskraft für den Arbeitseinsatz «selektiert». In welchem Frauenlager des Komplexes Gross-Rosen sie sich ihre Tuberkulose holte, wissen wir nicht. Den Orten Rawitsch und Trachenberg nächstgelegene Lager sind Hochweiler, heute Wierzowice, Kurzbach oder Birnbäumel. Alle drei wurden Mitte Oktober 1944 eingerichtet und Mitte Januar 1945 evakuiert. Angenommen, es war eines dieser drei von Stacheldraht umzäunten Lager, dann bekam Felice bei ihrer Ankunft eine Häftlingsnummer, die von da an ihren Namen ersetzte. Sie musste ihre Zivilkleidung gegen einen grauen Arbeitskittel tauschen, und das Haar wurde ihr so kurz geschritten, dass die grossen weissen Ohren zum Vorschein kamen. Vielleicht musste Felice für die Organisation Todt Unterstände bauen oder Waldarbeiten verrichten.

Die heute in Kalifornien lebende Wiener Jüdin Ruth Klüger berichtet in ihrem Buch *weiter leben*<sup>8</sup> über ihre Zeit im Gross-Rosener Zweiglager Christianstadt, das in der Nähe der ostdeutschen Stadt Guben lag und die Firma Dynamit AG Nobel mit Arbeitssklavinnen versorgte. Dennoch bedeutete das Arbeitslager, in das die Zwölfjährige nur gekommen war, weil sie sich bei der Selektion in Auschwitz für fünfzehn ausgab, den befreienden Übergang vom sicheren Tod in

8 Ruth Klüger: *weiter leben*, Eine Jugend, Wallstein Verlag, Göttingen 1992.



ein mögliches Überleben. In Christianstadt schlief sie mit ihrer Mutter in einer grünen Baracke, die in Zimmer unterteilt war, in denen je sechs bis zwölf Frauen untergebracht waren. Manchmal wurde einer Gefangenen zur Strafe das Haar geschoren. Doch im Allgemeinen, schreibt Ruth Klüger, war das weibliche Lagerpersonal weniger brutal als die SS-Männer.

Der Winter 1944/45 war sehr kalt. Morgens wurde Ruth mit den anderen Frauen durch eine Sirene geweckt und musste im Dunkeln Appell stehen. Sie bekamen eine schwarze, kaffeartige Brühe zu trinken, eine Portion Brot zum Mitnehmen und marschierten in Dreierreihen zur Arbeit. Daneben lief die Aufseherin und versuchte, die Frauen mit ihrer Trillerpfeife im Gleichschritt zu halten. Alle Frauen waren so unterernährt, dass keine menstruierte. Auch Felice schreibt davon in einem ihrer Briefe.

Die Frauen von Christianstadt mussten im Wald Rodungsarbeiten verrichten, die Stümpfe gefällter Bäume wurden ausgegraben und weggebracht; die Frauen mussten auch Holz hacken und Schienen schleppen. Manchmal wurden sie an die Zivilbevölkerung ausgeliehen. Dann sassen sie auf Dachböden und reihten Zwiebeln zum Aufhängen auf Schnüre. Die Dorfbewohner starrten sie an, als seien sie Wilde. Manchmal musste Ruth in den Steinbruch von Gross-Rosen. Dort konnte die dünne Kleidung keinen Schutz gegen die schreckliche Kälte bieten. Um die Füße hatte sie Zeitungspapier gewickelt, das half etwas, liess aber die Wunden an ihren Füßen eitern. Später bekamen die Frauen wärmere Sachen für den Winter, einen bunten Haufen Kleider, wahrscheinlich aus Auschwitz. Sie mussten aus dem Rücken eines jeden Oberteils ein Stück ausschneiden und stattdessen einen gelben Fleck einnähen.

Als die Russen im Januar näherrückten, hofften die Frauen, die Deutschen würden das Lager einfach dem Feind überlassen. Sie taten es nicht, sondern evakuierten die Häftlinge zu Fuss. Diese Verschiebungen bei Kriegsende von einem Lager ins andere, schreibt Ruth

Klüger nachsichtig, waren oft nicht als Todesmärsche beabsichtigt, es versagte nur der deutsche Organisationswille. Auch Ruth und ihre Mutter wurden evakuiert. Nach einem erschöpfenden Tagesmarsch beschlagnahmte die SS, die die Aufsicht hatte, am Abend eine Scheune, in der die Frauen unerträglich dicht gedrängt die Nacht verbringen mussten. Am zweiten Abend gelang Ruth und ihrer Mutter die Flucht.

Lilly hofft, dass Felice sich auf ähnliche Weise würde retten können.

# 9

Am 8. Dezember 1944 bekommt Lilly eine Vorladung mit dem furchterregenden Rundstempel der Geheimen Staatspolizei. Am Mittwoch, dem 13. Dezember, soll sie sich um 12 Uhr im Judenreferat IV Di in der Französischen Strasse 47 einfinden. Sie beschliesst, Bernd aus Thüringen nach Hause zu holen, die Kinder dürfen nicht voneinander getrennt sein, sollte man sie nach dem Verhör gleich dort behalten. Am Samstagabend tritt Lilly ihre Reise nach Meuselwitz an, wo sie um 5 Uhr früh eintrifft. Von dort ist es noch eine Dreiviertelstunde Fussweg bis Zipsendorf.

## **Bernd Wust**

Als sie mich abgeholt hat, hat sie mir gesagt, dass die beiden andern schon zu Hause sind, die Russen immer näher rücken und wir deshalb alle beisammenbleiben sollen. Aber gleich danach hat sie mit der Geschichte von der Felice angefangen. Nur davon hat sie geredet die halbe Stunde oder Stunde, die wir durchs Dorf nach Meuselwitz zum Bahnhof gelaufen sind. Nun kamen uns da auch nicht viele Menschen entgegen, vielleicht drei oder vier Leute. Es war ein kleines Strassendorf, wie sie im Thüringisch-Sächsischen eben sind. Ich erinnere mich, wie Mutti laut über Felice erzählte, und ich dann plötzlich gesagt habe: «Oh Gott, da kommt jemand!» Und Mutti hat geantwortet: «Ach Quatsch!» Da hat sie mir von den Juden erzählt, und warum Felice abgeholt worden ist. Als wir dann zu Hause waren in Schmargendorf, hat sie mir im Laufe der nächsten Tage alles erzählt, was zu sagen war: Naja, die Christen taugen eben nichts, das sieht man an den Nazis. Sie hat sich reingesteigert, dass man ebenjude sein sollte, und wenn schon nicht von Geburt an, dann eben anders. Das

ging für mich alles sehr schnell, und ich war eigentlich erschrocken. Wir hatten in Thüringen Lehrer, die waren 150-prozentige Nazis. Wir – die ganze Klasse – sind zum Sportunterricht marschiert mit den deutschen Wehrmachtsliedern, das fand man doll, und wir haben ja auch ein bisschen Militär gespielt. Aber ich hatte dann doch auch gemerkt, dass da irgendwelche Brüche drin sind. Der Führer siegt, und auf uns fielen die Bomben. Dass die Russen näherkamen, das war für mich als Zehnjährigen im Grunde genommen ein Unfall, die grosse Weisheit des Führers, der eben Leine lässt, und siegen wird er sowieso. Dann hat man uns von den V-Waffen erzählt, also eine ganz doller Sache. Aber dann fielen die Bomben, das war ja Braunkohlenrevier, Leuna war nicht weit. Naja, und dann haben wir auf den Feldern gestanden: Wo war eigentlich die deutsche Abwehr? Wo war unsere Wunderwaffe? Der ganze Himmel voller amerikanischer Flugzeuge von Horizont zu Horizont, ein bisschen Flak dazwischen, da fiel dann mal einer runter, na schön, da haben wir jubelt, ganz klar, aber irgendwie... Und wenn man bei den Wirtsleuten und bei den Nachbarn als Zehnjähriger vom Führer schwärmte, dann merkte man als Kind ja doch, dass die Antwort der Erwachsenen nicht ehrlich gemeint war, dass dahinter ein Vorbehalt steckte. Das hab ich vielleicht gespürt. So dass mich dann, als Mutti mit der ganzen Story kam... natürlich war ich erst entsetzt, aber Gott, das war ja auch spannend, ich wusste doch, dass es gefährlich war. Für mich war es auch ein Spiel.

Als Lillys Freunde von der Gestapo-Vorladung erfahren, fühlen sie sich bestätigt, dass Lillys Theresienstädter Abenteuer purer Wahnsinn war, ja vielleicht sogar mit schuld hatte an Felices Deportation in den Osten. Lillys Eltern bereiten sich darauf vor, die vier Kinder zu übernehmen. Alle sind in heller Aufregung, nur Lilly nicht. «Ich weiss nicht, wie es kommt, dass ich in den Augenblicken der Gefahr so sehr meine Nerven bewahren kann», schreibt sie in ihr Tagebuch. «Ich habe gleichfalls Nerven wie Schiffstau, nicht nur das Mädchen Felice.»

Am Mittwoch zieht Lilly das blaue Kostüm an, das Felice bei Käthe Herrmanns Vater in Königs Wusterhausen für sie hat machen lassen, und Felices blauen Tuchmantel mit den aufgesetzten falschen Taschen und geht zur Gestapo in die Französische Strasse, wo gleich nebenan in der Behrenstrasse ihr Vater in der Deutschen Bank seinem Tagwerk nachgeht. Doch vorher übergibt sie die Mappe mit Felices Papieren und ihrem Tagebuch Elenai, die ihr zu Lillys Überraschung in diesen Tagen beisteht wie keine andere. Elenai wird in der schräg gegenüberliegenden Destille auf Lilly warten. Kommt Lilly vom Verhör nicht wieder, wird sie die Dokumente zu Inge nach Lübben bringen. Als Luftalarm ist, kann Elenai aber nicht länger bleiben und harrt in ihrer Wohnung in der Nähe des Noliendorfplatzes mit wachsender Ungeduld aus, bis endlich Lillys befreiender Anruf kommt. Zu Hause wartet, sich seiner Verantwortung bewusst, Bernd mit den jüngeren Brüdern, die alle drei die Windpocken haben. Kreidebleich steht er in der Tür, mit einer Kinderharke bewaffnet, als Lilly endlich heimkommt, erschöpft, aber auch stolz.

### **Lillys Tagebuch, 18. Dezember 1944**

Vier volle Stunden haben sie mich gequält, gemartert mit ihren Fragen. Zwischendurch war eine halbe Stunde Luftwarnung. Man liess mich nicht aus den Klauen, obwohl diese Unmenschen doch wussten, dass meine Kinder alleine zu Hause waren und krank. Was ich mich geängstigt habe! Mehrmals hat man mir höhnisch gesagt: «Ja, das haben Sie nun davon.» Ach, Du Süsse, was ist das gegen Dich. Zunächst haben sie meinen gesamten Lebenslauf abgenommen und dann unsere ganze Geschichte von vorn bis hinten durchgekauert. Fragen, nichts als Fragen. Hinterhältige, gemeine, boshafte, freundliche, gewollt wohlmeinende und niederträchtige Fragen, Fragen, Fragen, Drohungen, Drohungen und Versprechungen. Ich glaube, Du wärest zufrieden mit Deiner Aimée. Sie hat die Probe gut bestanden.

Als Lilly, ihre Vorladung fest umklammert, die schmale Marmortreppe des rostroten Gebäudes im Berliner Bankenviertel hochsteigt, kommt ihr aus der Tür des Büros in der ersten Etage, eine Holzbank schleppend, einer der jüdischen Ordner entgegen, den sie von der Schulstrasse her kennt. Er sagt kein Wort, wird nur blass und wirft ihr einen entsetzten Blick zu. Das Judenreferat IV Di der Gestapo residiert hinter vergitterten Türen seit März 1943 in der zweiten Etage des noblen vierstöckigen Hauses aus der Jahrhundertwende mit den traubenschleppenden Putten unterm Dach. Es ist mit der Bearbeitung der Akten von untergetauchten Juden oder Volksgenossen betraut, die sich der «Judenbegünstigung» schuldig gemacht haben. Gleich rechts an der Tür des mit braunem Holz getäfelten etwa 30 Quadratmeter grossen Verhörzimmers sitzt ein Kommissar, mit dem Auftrag, sie festzunehmen – wie ihr später genüsslich mitgeteilt wird. Im Nebenzimmer kann Lilly durch die halb geöffnete Schiebetür eine grössere Ansammlung SA- und SS-Uniformierter erkennen. Am Verhör beteiligt sind fünf Männer und eine grobschlächtinge Protokoll-dame an der Schreibmaschine. Die Weste der Blondine mit roten Backen wird sinnigerweise von eisernen Kreuzen zusammengehalten.

Ab und zu steht sie an ihrem Tischchen auf, als könne sie vor lauter Empörung nicht länger an sich halten. «Gott, Ihre armen bedauernswerten Kinder!» seufzt sie mit affektiertem Augenaufschlag.

Lilly muss über ihre Freundschaft mit Felice erzählen. Anfang Dezember 1942 habe sie Felice im Café Berlin kennengelernt, sagt sie wahrheitsgetreu aus und verschweigt Inge. Danach hätten sie sich öfter getroffen und seien zusammen ausgegangen. Später habe Felice Lilly zu Hause besucht, in Felices Wohnung sei Lilly nie gewesen. Bei Bekannten hätte sie gewohnt, wo wüsste Lilly nicht. Nein, keine Juden, soviel sie weiss. Felice habe ihr erzählt, sie arbeite in Babelsberg. Was? Keine Ahnung. Dann sei Felice zu ihr gezogen, erst für ein paar Tage und schliesslich ganz, am 2. April. Aus Nachlässigkeit

habe Lilly sie nicht angemeldet, in der Meinung, das wäre bei Bekannten nicht nötig. Sie sei ja keine Untermieterin gewesen, sondern ihre Freundin. Mit der Anmeldefrage quälten sie Lilly eine halbe Stunde.

«Sie haben ja gewusst, dass die Schragenheim eine Jüdin ist. Sie haben es doch gewusst. Reden Sie!» brüllen sie. Lilly hat es nicht gewusst.

Lilly ist erstaunt über sich selbst, denn sie hat keine Angst, es ist bloss eine hellwache Anspannung aller Sinne. Dauernd muss sie auf der Hut sein, um die Fallen, die sie ihr stellen, rechtzeitig zu erkennen, darf sich keine Unaufmerksamkeit leisten. Eine unbedachte Antwort, und sie, Felice und ihre Freunde sind geliefert.

«Ich habe meine Freundin als Menschen kennen- und liebengelernt und erst am 21. August erfahren, wer sie ist», wiederholt Lilly den Satz, den sie schon in Theresienstadt aufgesagt hat.

Zur Arbeit sei Felice unregelmässig gegangen, selten aber war sie zu Hause. Buttermarken habe Felice Lilly bisweilen gegeben, aber nicht regelmässig. Woher Felice die Marken hatte, wollen sie wissen. «Vom Blockwalter hat sie sie nicht bekommen», antwortet Lilly und denkt «nebbich». Reisemarken habe Felice gehabt und Geld. Woher? Keine Ahnung. Miete habe sie keine gezahlt, aber wenn sie mit Lillys Karten einholen ging, habe sie den Kindern öfter mal Spielsachen mitgebracht. Freunde hatte sie? Jüdische? «Hören Sie, es ist Krieg. Ich habe mit meinen vier Kindern so viel zu tun, dass ich mich nicht auch noch um die Angelegenheiten anderer Leute kümmern kann.»

Und dann geht die Dame mit den eisernen Kreuzen an der Weste von ihrem Schreibmaschinentischchen hinüber zum Schreibtisch des Hauptverhörenden, der sich Burchard oder so ähnlich nennt, und tuschelt mit ihm. Danach beugt sie sich zu Lilly hinüber, während Burchard scheinbar unbeteiligt seine Papiere ordnet.

«Geschlechtliche Beziehungen hatten Sie keine zu der Jüdin?»

fragt sie mit leiser Vertrauen heischender Stimme. Lilly antwortet mit einem verständnislosen Lächeln und einem ungläubigen «Nein». – «Von lesbischer Liebe kann zwischen uns nicht die Rede sein», wird ihre Antwort dann im Protokoll festgehalten.

Dann muss Lilly den 21. August schildern.

«Woher haben Sie gewusst, dass die Schragenheim – sagen Sie doch nicht immer Freundin, ich verbitte mir das – in der Schulstrasse war?»

«Von Bekannten.» – «Sicher auch Juden.» – «Wie soll man das denn wissen?»

Drohungen wegen der Bekannten, die Felices Aufenthalt ausgeplaudert haben. Von Titze erzählt Lilly und dass sie fünf Mal in der Schulstrasse war, um Felice etwas mitzubringen, ein paar Kleidungsstücke und Lebensmittel. Sie scheinen genau im Bilde zu sein, wie oft Lilly Felice besucht hat.

«Was haben Sie sich denn dabei gedacht? Jetzt wussten Sie doch, dass sie eine Jüdin ist. Jetzt wussten Sie es doch?»

«Wer hat Ihnen gesagt, dass die Schragenheim nach Theresienstadt kommt?»

Einer der wachhabenden Polizisten habe während eines Gesprächs erwähnt, sie könne dahin gekommen sein, antwortet Lilly. Ob sie wisse, wo Felice jetzt ist? Nein. Ja, und dann? Ja, und dann sei sie am 28. September nach Theresienstadt gefahren. Rhabarber, Rhabarber, Rhabarber der sechs Verhörmaschinen.

«Das ist in unserer ganzen Praxis noch nicht dagewesen. Fährt da so ohne Weiteres einer Jüdin ausgerechnet nach Theresienstadt hinterher, bei dem allgemeinen Reiseverbot. Was haben Sie dort gemacht? Los, erzählen Sie.» Das tschechische Militär habe wohl angenommen, dass Lilly den Hauptsturmführer persönlich sprechen wolle und habe sie deshalb durch alle Sperren durchgelassen.

«Und, und?» – «Und nach fünf Minuten Unterredung war ich wieder draussen.» – «Das glauben wir gern.»

Mitten im Verhör ertönt die Sirene, und alle stürzen in den Keller.



Lilly muss das Zimmer verlassen und draussen auf einer Bank Platz nehmen.

Nach der Bekannten, mit der sie gereist ist, wird Lilly gefragt. Lilly weiss nicht, ob man in Brünn nach Lola geforscht hat. Bloss einige Lebensmittel und Kleidung hat Lilly ihrer Freundin nach Theresienstadt mitbringen wollen.

«Sagen Sie, wo haben Sie eigentlich die vielen Lebensmittel her?»

Sie wissen genau Bescheid über Lillys tägliche Päckchen an Felice. Geschrieben, erzählt Lilly, habe sie der Schragenheim ungefähr fünf Mal. In dem dicken Aktenordner erblickt Lilly einige ihrer eigenen Postkarten. Jaguars grüne Tinte ist unverkennbar. Also hat Felice ihre Karten nie erhalten.

«Und nun haben Sie doch genau gewusst, dass...» [«dass Du nämlich ein ganz entzückendes Judenmädchen bist», ergänzt Lilly in ihrem Tagebuch].

Danach habe sie nichts mehr von Felice gehört. Was Lilly zu ihrer Entschuldigung vorzubringen habe?

«Es ist für mich entsetzlich gewesen, meine beste Freundin» – «Ich verbitte mir das!» – «- auf diese Weise zu verlieren. Auch die Kinder haben sie sehr geliebt.»

Dann kommen sie auf Lillys Scheidung zu sprechen, auf den armen Mann an der Front.

«Glauben Sie ja nicht, dass wir Ihnen Glauben schenken. Die Schragenheim hat uns das alles ganz anders erzählt. Die hat es ja nun nicht mehr nötig, Sie jetzt noch zu decken.»

Lilly hält durch. Zum Schluss geht Burchard hinüber, um sich mit dem Pulk der SA- und SS-Uniformen zu beraten. Nach einem geräuschvollen Palaver strömen sie herein, und Lilly muss unterschreiben, dass sie wegen judenfreundlichen Verhaltens eigentlich ins KZ gehöre, aber ihrer vier unmündigen Kinder wegen... und dass sie bei der geringsten Kleinigkeit auch gleich dahin wandern würde etcetera etcetera. Lilly spürt die Wut der Nazischergen über ihre Gelassenheit, auch noch als sie mit KZ drohen. Und dann darf sie – nach viel zackigem Hin- und Hergerecke von einem Zimmer ins andere – tatsächlich nach Hause.

«– nur aus Rücksicht auf Ihre armen unschuldigen Kinder.»

«Und das Wort Nationalsozialismus haben Sie wohl noch nie gehört», bellt einer ihr zum Abschied hinterher.

Auch Lillys Eltern werfen ihrer Tochter Verantwortungslosigkeit den Kindern gegenüber vor. Es kommt zu einem riesigen Krach, und die Kapplers verbieten Lilly jeden weiteren Umgang mit ihren Freundinnen und Freunden.

Lilly wird unter Polizeiaufsicht gestellt. «Je nun, es soll mir eine Ehre sein», kommentiert sie in ihrem Tagebuch. Jeden zweiten Tag muss sie sich bei ihrem Polizeirevier im Rathaus Schmargendorf am Berkaer Platz melden.

«Warum müssen Sie sich denn melden?» fragt sie der wachhabende Polizeibeamte bei ihrem ersten Besuch am 14. Dezember.

«Wissen Sie das nicht?» antwortet Lilly unerschrocken und verweigert die Auskunft. Soll er sich doch selber erkundigen, wenn es ihn interessiert. Vor diesem Kerl mit dem dicken Bauch hat sie keine Angst, er wohnt im Nachbarhaus und ist von Beruf Anstreicher.

Beim fünften Mal kommt sie auf die Idee, sich Datum und genaue Uhrzeit ihrer Meldungen bestätigen zu lassen. Wer weiss, wozu es noch gut sein kann.

«Das ist nicht üblich», wehrt der Dicke ab.

«Die Gestapo hat es mir aufgetragen», lügt Lilly.

Zur Polizei lässt sich Lilly von ihrem Ältesten begleiten, der schon erwachsen genug ist, um ihr Schutz zu bieten.

«Heil Hitler!» sagt Bernd und steht artig stramm, wie er es in der Schule gelernt hat.

«Sag doch ruhig ‚Guten Tag‘, bei dir zu Hause sagt man doch auch ‚Guten Tag‘, oder?» brummt der Mann hinter dem Schreibtisch missmutig.

Wenn Lilly den Telefonhörer abnimmt, knackt es in der Leitung. Ihren Freunden rät sie, vorerst von Besuchen Abstand zu nehmen.

Am 5 Januar 1945 werden aus Berlin sieben Frauen und sieben Männer nach Auschwitz deportiert. An diesem Tag bekommt Lilly endlich Post von Felice. Der helle Umschlag mit dem runden Poststempel vom 3. Januar 1945 und dem Text «Rawitsch – Alte deutsche Stadt des Ostens – Einfallstor zum Warthegau» ist mit einer Lilly unbekanntem kindlich steilen Schrift an ihre Eltern adressiert und enthält zwei Briefe:

1.12.44

Mein Geliebtes,

Dir, Deinen Eltern und den Kindern tausend liebe Weihnachtsgrüsse! Ich bin inzwischen auch auf dem kalten Dachboden wieder gesund geworden, nur noch sehr schlapp, aber «feste uffArbeit». Leider habe ich Deinen langen Brief nicht mehr bekommen, es hat nicht sollen sein. Aber morgen geht es nach T. zur Entlausung (ich habe aber keine!), da hoffe ich, dies auf den Weg bringen zu können. Immer denken an mich und beten für den tapferen, sehnsuchtsvollen

Jaguar

26.12.44

Meine Lieben,

ich gehe – ohne Läuse – noch ein zweites Mal zur Entlausung, um Euch zu sagen, dass ich am 18. ein Weihnachtspäckchen vorfand, das leider so lange hin- und hergeschickt worden ist, dass die Esswaren schlecht waren. Aber die grünen Handschuhe und die Socken sind wunderbar. Und der Lungenschützer, ebenso der Schal. Und alles «AS»! So habe ich also doch etwas zu Weihnachten bekommen, sonst war nichts davon zu merken – ich danke Dir tausend Mal für alles, und denke immer an mich. Die Sachen kann ich so gut gebrauchen, weil ich doch immer draussen bin, und hier ist schon 15 Grad Kälte. Man kann ja so viel, man glaubt es gar nicht, auch ohne Teddymantel und lange Hose. Ich liebe Dich sehr. Dir, den Eltern und den Jungs alles Liebe.

Küsse, Küsse, Küsse vom

Jaguar

und Neujahrsgrüsse

Zwischen ihren Tränen erinnert sich Lilly bei der Passage über die Entlassung mit Wehmut an eine rührende Szene.

«Ich weiss nicht, es juckt mich so wahnsinnig», hatte Felice einmal geklagt. Und in der Tat – da krabbelten zum allgemeinen Entsetzen lebendige Läuse! Irgendjemand aus ihrem Bekanntenkreis hatte Felice eine Hose geborgt, so Felices Version, und nun hatten sie die Bescherung. Von Lola assistiert hat Lilly Felice rasieren müssen. Es war entzückend, wie Felice sich geschämt hat.

### **Lillys Tagebuch, 5. Januar 1945**

Dein Brief, Du grausam gefangener Mensch. Jetzt kann ich wieder leben, leben bis zum nächsten Brief. Du kommst wieder. Ich muss das glauben. Ich verliere sonst den Verstand. Meine Sehnsucht lässt mein Blut schneller durch die Adern jagen. Ich meine, Dich fast körperlich zu spüren. Felice, ich liebe Dich. Und Du? Mein schönes kluges Mädchen. Leider sieht die allgemeine Kriegslage wieder bejammernswert aus. Der Krieg nimmt kein Ende, und Geldsorgen habe ich leider auch. Ich möchte die tausend Mark nicht angreifen. Es könnte doch sein, Du brauchst ganz plötzlich Geld. Kommt Zeit, kommt Rat. Ich will dieses Buch abschliessen und zu Inge bringen nach Lübben. Ich möchte es in Sicherheit wissen. Inge wird mich an der Bahn abholen. Sie steht den ganzen Tag an der Maschine in einer Fabrik dort. Zuerst war sie masslos unglücklich. Hoffentlich kommt Elenai nicht mit. Sie hat sich neulich ganz besonders schlecht Frau Wolf gegenüber benommen.

Lilly schliesst ihr Tagebuch nicht ab. Die Nachricht über die Auflösung der Lager im Osten macht die Runde. Mit pochenden Schläfen steckt Lilly auf ihrer Europakarte die näherrückende Front ab.

Am 25. Januar um 14 Uhr 45 muss sie sich zum letzten Mal bei der Polizei melden.

## Lillys Tagebuch, 25. Januar 1945

Zu denken, dass Du schon in Sicherheit sein könntest. Mein Gott, diese Hoffnung. Wann bekomme ich wohl wieder Nachricht von Dir? In der vorigen Woche habe ich Dir ein Päckchen geschickt, das nun wohl leider zum Teufel sein wird. Warme Strümpfe, warme Schlüpferschuhe und Wollhandschuhe. Hin ist hin. Wir sind es ja gewöhnt. Ich wage gar nicht daran zu denken, wie Du wohl getürmt sein magst bei dem vielen Schnee und der Kälte. Sie werden kaum viel Zeit gehabt haben zu überlegen. Ihre eigenen Leute haben sie ja gleichfalls schlecht fortbekommen bei der Hast. Täglich hört man heute die fürchterlichsten Dinge. Erst gestern hat man 32 erfrorene Menschen in Lübben ausgeladen, und so viele Kinder sind dabei. Die Kinder des Führers. An jedem grösseren Ort sind jetzt diese Ausladungen an der Tagesordnung. Jede Strasse nach Frankfurt/Oder ist von Trecks versperrt. Mit Mann, Ross und Wagen. Weisst Du, was angesichts der Transporte gesagt wird? «Da kommen die Juden.» Sie kommen in Güterwagen, in offenen Loren. Eine ganze Woche dauert nun der Russendurchbruch, und bei uns in Berlin herrscht Panikstimmung. Das Gas wurde völlig abgesperrt. Man soll gemeinschaftlich auf dem Herd kochen. Womit? Bei so wenig Kohlenzuteilung. Ich habe längst nicht alle Kohlen bekommen. Ohne vorhergehende Ankündigung wird das Licht abgedreht. Stundenlang. Briefe können nicht mehr, nur Karten dürfen noch geschrieben werden. Sämtliche Reisen fallen aus. Man kann höchstens 75 km weit fahren. Gott sei dank bis nach Lübben. Kein D-Zug, kein Personenzug fährt mehr, und ich muss sehen, wie ich die Sachen aus Lübben hinausbringe. Lieber soll mich der Russe mit den Sachen holen, als die Sachen alleine. Die Fahrdauer der S- und U-Bahn und der Strassenbahnen sind auf ein Mindestmass herabgedrückt worden. Jetzt macht das Warten am Bahnhof Schmargendorf erst richtig Spass, meine Süsse! Zwischen 10 und 14 Uhr fährt fast nichts mehr. Jeden Tag beschert nur die Zeitung neue Freuden. Oh, mein Gott, wärest Du schon in Sicherheit und darfst endlich wieder ein Mensch sein.

## Lillys Tagebuch, 4. Februar 1945

Gestern wollte ich weiterschreiben, als mich ein Grossangriff unterbrach. Keller. Die Innenstadt hat den Rest bekommen. Potsdamer Bahnhof, Anhalter Bahnhof, Alexanderplatz, Jannowitzbrücke, Witzleben, Flugplatz Tempelhof. Zwischen Tempelhof und Hermannplatz ist der Verkehr unterbrochen. Überall sollen Absperrungen sein. Nichts als Trümmerhaufen. In unmittelbarer Nähe ist nichts runtergekommen. Gottlob. Meine Eltern, Nora und Elenai sind übriggeblieben. Von den anderen habe ich keinen blassen Schimmer. Das Telefon schweigt. Man kann sich nicht verständigen. Gregor hat sich seit einer Woche nicht gemeldet. Er schleppt sich mit einer Zahngeschichte herum. Und ich bin noch für Dich übriggeblieben, meine Geliebte. Heute Morgen teilte uns der drahtlose Dienst mit, dass infolge der Rückführung der Volksgenossen aus den Ostgebieten und dem Verlust dieser Gebiete notwendige Einschränkungen für die zukünftigen Kartenperioden 72 und 73 zu erwarten sind. Wir sollen in 8 Wochen für 9 Wochen auskommen. Von morgen ab gibt es Trockenkartoffeln. Wenn man schon im Rundfunk von Sparmassnahmen redet!

Berlin gleicht einem nervös gewordenen Ameisenhaufen. Zeitungen und Radio sprechen von dem unerschütterlichen Abwehrwillen und von dem Volk, das hinter seinem geliebten Führer steht. Goebbels hat gestern eine Rede an die Berliner gehalten. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Keine absolute Gefahr. Und so weiter. Jeden Tag ist ein anderer Gauleiter Stellvertreter. Es wackelt und kracht. Tatsächlich, unsere Lage ist ernst. Ich will die gesparten Nahrungsmittel, Du bist ja nicht da, nur im Notfall aufbrauchen. Sie sind im Keller. Da ist es noch kalt. Aber endlich, endlich, scheint uns der Friede näher zu sein.

«Ich bin zutiefst erschüttert», schreibt Lilly am 9. Februar in ihr Tagebuch. Seit Ende Oktober trifft sie im Restaurant Mecklenburger, wohin es sie zieht, wenn sie es abends zu Hause nicht mehr aushält, regelmässig drei geheimnisvolle gebildete Frauen, die sie faszinieren wie einst Felice im Café Berlin. Nur eine, die Älteste, trägt Kleider,

die beiden anderen erscheinen stets in diskret eleganten Kostümen aus englischem Wollstoff, ihr Haar in Herrenmanier straff nach hinten gekämmt. Besonders die schweigsame Jüngste der drei reizt Lilly. Streng sind ihre Züge, und doch strahlt sie eine zarte Weichheit aus. «Diese möchte ich kennenlernen», hat Lilly irgendwann im Oktober 1944 Gregor gesagt, mit dem sie sich bei Gemüsesuppe im Mecklenburger die Zeit vertrieb. Unter dem Vorwand, ihren Handschuh vergessen zu haben, ist sie mit Gregor ins Lokal zurückgekehrt, und Lilly hat Petel angesprochen.

Abend für Abend unterhalten sie sich über Weltliteratur und steigen, wenn die Sirene ertönt, hinab in den Luftschuttkeller des Restaurants. Als sie am 7. Februar wieder einmal gemeinsam im Bunker hocken, lädt Lilly die drei Damen zu sich nach Hause ein. Die Reaktion ist mehr als verhalten, was Lilly darauf zurückführt, dass die Ältere und die Jüngere sich nicht zu vertragen scheinen. Doch tags darauf bittet Katja, die kleine Mittlere mit den dicken Brillengläsern, Lilly zu einem Gespräch in ein Café in der Heydenstrasse. Über dies und das plaudern die beiden, bis Katja unvermittelt eine sehr direkte Frage stellt.

«Sagen Sie, kleine Pythia, sind Sie auch ganz bestimmt kein Spitzel?»

Lilly fällt aus allen Wolken, hat sie sich doch erst vor einigen Tagen den Frauen gegenüber weiter vorgewagt als ratsam gewesen wäre. Aufgebracht durch einen Streit, den sie mit Christine Friedrichs Mutter am Telefon hatte, die Lilly unterstellte, sie wolle sich an jüdischem Eigentum bereichern, wo es doch verboten sei, jüdisches Eigentum zu besitzen, nur weil Lilly ihre eigene und Felices Wäsche vom Haus der Friedrichs in Brandenburg nach Berlin zurückholen wollte, platzte Lilly heraus: «Sie werden es ja schon gemerkt haben, meine Freundin war nämlich Jüdin.»

Die drei warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, und Lucie, die Älteste, sagte sanft: «Entweder Sie kennen die Menschen nicht

oder Sie sind eben noch zu jung, um solche Gemeinheiten zu begreifen.»

Lilly gelingt es, den schrecklichen Verdacht zu entkräften, den ihr ihr rotes Haar eingebracht hat. Die drei Frauen hielten sie für Stella Goldschlag – die jüdische Denunziantin, die Lilly in der Schulstrasse über den Weg gelaufen war. Und Lilly erfährt endlich, wer Katja, Lucie und Petel sind: Dr. Katja Laserstein, 45 Jahre alt, Dr. Rose Ollendorf, Petel von Petrus genannt, 40 Jahre alt, und Lucie Friedlander, 51 Jahre alt.

### **Lillys Tagebuch, 9. Februar 1945**

Die Armen. Ihnen geht es nicht anders als Dir, meine Süsse. Sie sind noch länger unterwegs als Du. Mein Gott. Ich kann nun wieder helfen. Du siehst also, ich bin in bester Gesellschaft. Das kann auch nur mir passieren. Ausgerechnet! Und Berlin ist doch so gross und so voller Menschen. Aber ich muss diese kennenlernen! Mein Gott, wie leben diese Frauen. Du hattest es trotz allem wie im Himmelreich gegen sie. Sie leben in einer Laube und können nur bei Dunkelheit ein- und ausgehen. Sie waschen sich in den Restaurants und trocknen ihre Wäsche heimlich an den Stühlen, auf denen sie sitzen. Das wird jetzt aufhören. Sie sollen wieder in richtigen Betten schlafen und nicht mehr zwischen Bahnhof, Café und Restaurant hin- und herlaufen, weil sie doch irgendwo bleiben müssen. Sollen nicht mehr auf kalten Parkbänken herumsitzen, um irgendwie den Tag auszufüllen. Es wird schon gehen. Ein Glück, dass jetzt der Krieg endlich fast zu Ende geht. Die Mörder müssen an ihre eigene Sicherheit denken. Es wird schon werden. Ich denke mir, so viel Frechheit auf einmal werden sie mir gar nicht zutrauen. Ich habe schon im ganzen Haus von meinen ausgebombten Cousins aus Frankfurt herumgetratscht, die ich jetzt leider auch noch auf dem Buckel habe. Es muss gehen.

Den Nachbarn fällt die Anwesenheit neuer Gäste in Lillys Wohnung nicht weiter auf. Sie sind unklare Verhältnisse von ihr gewohnt, und ausserdem haben sie andere Sorgen. Das letzte Gefecht wird vor-



bereitet. Alle an der Heimatfront verbliebenen Männer müssen bei einem Arzt ihre Volkssturmtauglichkeit beweisen. In der ganzen Stadt wimmelt es von Flüchtlingen. Niemand nimmt mehr ein Blatt vor den Mund, und die Polizei schreitet nicht ein. Dennoch meiden Katja, Petel und Lucie den Luftschutzkeller des Hauses und verbringen auch immer wieder eine Nacht in ihrer Laube an der Wiesbadener Strasse.

### **Lillys Tagebuch, 24. Februar 1945**

Wir haben jeden Abend zweimal Alarm, und es passiert immer eine Menge. Es schießt erheblich. Ich liebe Dich ja so sehr, Felice. Ich bin so einsam, obwohl ich jetzt Menschen um mich habe, die meiner Liebe und Fürsorge würdig sind. In ihnen liebe ich Dich um so mehr. Ich bin so mit ihnen beschäftigt. Ich bin nie zu Hause, klagen meine Freunde mit Recht. Und bin doch einsam. Ich vermisse Dich sehnstüchtiger. Sie ahnen am besten, wie sehr ich leide, da sie so sind wie wir. Du verstehst. Sie lieben einander, und ich sehne mich noch qualvoller nach Dir. Du mein einzig geliebter Mensch.

### **Lillys Tagebuch, 28. Februar 1945**

Gregor sagt von ihnen, die Hexen. Weiss Gott, es sind liebenswerte Hexen. Unser Leben wird immer schwieriger. Jeder Komfort verschwindet. Am Tag wird dreimal das Licht abgeschaltet, sogar abends, und es ist schon vorgekommen, dass Alarm war, ohne dass das Licht wieder angeschaltet wurde, und wir uns im Dunkeln in die Keller stürzen mussten. Die Bevölkerung murrte heimlich. Und sogar eine Frau Mory, Tochter von Frau Eichmann, sagte: «Ach, mutlos nicht, aber lustlos.» Findste auch schon?

Meine Vorräte schwinden dahin, siehe Hexen. Trockenkartoffeln habe ich mir schon erstanden. Brot ist schrecklich knapp. Wir leben ja nun auch zu acht von fünf Karten. Ich weiss nicht, was in den nächsten Wochen werden soll, was wir dann essen sollen. Trotz Verbot koche ich feste auf Gas. Bernd und Besuch wollen schliesslich was essen. Meine Kohlen brauche ich für den

Ofen, nicht wie befohlen für den Gemeinschaftsherd. Ich denke nicht daran, mit den Kindern im April im Kalten zu sitzen.

### **Lillys Tagebuch, 9. März 1945**

Abends, 8 Uhr 45 bei Alarm. Meine drei mussten schon wieder flüchten. Sie müssen sich immer besonders beeilen, denn wir vermeiden, dass man sie bei Alarm im Hause antrifft und sie einer ausserordentlichen Musterung unterworfen werden. Deshalb gehen sie sofort nach der Warnung in den nächsten öffentlichen Keller. In einem Bunker muss man Papiere vorweisen können. Meistens gehe ich mit, aber manchmal muss ich den Schein wahren und hierbleiben, um dann über meine lästige Verwandtschaft stöhnen zu können. Kein Mensch glaubt nicht an die Echtheit der Verwandtschaft. Wir haben jeden Abend und manchmal auch nachts Alarm, heute den siebzehnten. Gerade wollten wir Kaffee trinken. Ich habe Dir zu Ehren [Felices Geburtstag, Anm. d. A.] eine Puddingtorte gemacht und einen feinen Kartoffelsalat. Heimlich in der Nacht, weil dann Gaststrom da ist. Meine Hexen sind würdige Vertreterinnen meines edlen, ach so wilden Jaguars. Sie sind ja so lieb zu mir, und alle ihre Wünsche sind mit uns.

Donnerwetter, eben sind ganz in der Nähe wahre Bombentepiche heruntergekommen. Hat das gekracht! Junge, Junge. Die bleichen Gesichter rings umher. Sag mal, war das ein Gruss von Dir? Ein bisschen laut. Und der Boden wankt und bebt. Vorgestern kam eine Karte von Emmi-Luise Kummer, reizend wie immer. Sie schreibt: Gott lebt und wird helfen. Wird er das? Du Mensch, Du? Die Aussichten für Berlin sind wenig rosig. Wenn Berlin Kampfgebiet wird, und das wird es todsicher, im wahrsten Sinn des Wortes, erleben wir Grauensvolles.

Am 15. März 1945 glaubt Irene Cahn, dass sich ihre Schwester Lice immer noch in Theresienstadt befindet. «Ich weiss nicht, ob ich erwähnt habe, dass sich meine Schwiegereltern Paul und Eva Cahn am selben Ort befinden wie Lice, ja sogar in der Bahnhofstrasse 25 leben», schreibt sie an Emmi-Luise Kummer in die Schweiz., «Ob

Lice sie wohl kennt und ob meine Grossmutter, die auch dort war, Lice sehen konnte?»

### **Lillys Tagebuch, 18. März 1945**

Wo, im Keller natürlich. Es ist kurz nach 20 Uhr 30. Heute hatten wir einen grauenvollen Tagesangriff, 3000 Bomber über Berlin. Es war tatsächlich der bisher schlimmste Tagesangriff. Bei uns, Gott sei Dank, war nichts weiter davon zu merken. Wir standen auf dem Steinplatz, der zu unserem Haus gehört, und sahen die ganze Bescherung fliegen. Fast ein schönes Schauspiel. Fliegende Silberfische. Wenn Sie uns zu nahe schienen, rannten wir schleunigst in den Keller zurück. Aber man täuscht sich immer in der Entfernung. Leider habe ich auch zwei Abschüsse gesehen. Herr und Frau Rauche sowie Herr Wendt wollten die Abspringenden mit eigenen Händen ermorden. Feine Menschheit das. Gnade Gott den armen Aussteigern. Ob man die Deutschen in England auch so empfangen will? Dass man sich das hier nicht überlegt. Hoffentlich sind dort Menschen.

Ich liege im Bett mit leichter Grippe. Ich sehe total verheult aus, und zuweilen heule ich auch, wenn keiner hinsieht. Mir ist so elend und keine Felice da, mit der ich um Tabletten kämpfen muss. Heute vor 30 Wochen mussten wir uns trennen. Bald ist der 29. März, an dem ich Dir vor zwei Jahren heftig errötend schrieb: «Wann ist unser Hochzeitstag?» Und dann bald der 2. April. Ich hatte so gehofft, dass bis dahin Berlin schon ein anderes Gesicht trüge. Weiss der Himmel, warum der Russe sich plötzlich so viel Zeit nimmt, Berlin zu erobern. Der Krieg dauert immer noch an. Die Anzeichen der baldigen Auflösung des Tausendjährigen Reichs häufen sich zwar. Die Rationen sind erheblich gekürzt worden. Statt Butter gibt es jetzt manchmal andere Fette. Trotz ständiger Angriffe bekommen wir keine Sonderrationen. Jeden Abend spricht ein anderer Verteidiger von Berlin im Radio. Sämtliche Brücken Berlins tragen Barrikaden, auch tausende Strassen zur Erschwerung des feindlichen Durchbruchs. Seit Beginn der Offensive in Ost und hauptsächlich in West zerschlagen die Alliierten systematisch alle Verkehrswege in Deutschland, alle Industrie- bzw. Lagerräume. Ein ständiger Ha-

gel von Bomben jeden Kalibers ergiesst sich über die schon so furchtbar verwüsteten Städte und Länder. Jetzt rückt uns der Krieg schon so verdammt nah. Aber uns dauert er zu lange, viel zu lange, bis wir endlich Ruhe haben. In Berlin sind alle Männer aufgerufen worden zum sogenannten Volkssturm. Ausgerüstet mit Panzerfäusten sind sie letzten Sonntag auf den Führer vereidigt worden. Brot gibt es jetzt manchmal nachmittags um 5 Uhr schon nicht mehr, und zum Brötchen stellen sich ungeheuer viele Menschen an. Kuchen gibt es selten und wenig.

### **Lillys Tagebuch, 4. April 1945**

Mein Gott, es kann doch nicht mehr lange dauern. Jeden Tag kann es schon zu Ende sein. Neulich setzte abends das Radio einmal aus, und wir dachten schon, der Frieden wäre plötzlich hereingebrochen. Wir können unsere Ungeduld kaum zügeln.

Liebling, in diesen letzten Tagen will mir, das weisst Du noch? nicht aus dem Kopf. Vor zwei Jahren hatte ich Schonung noch sehr nötig. Und was tatest Du Unmensch? Die arme kranke und noch so schwache Aimée kam fast gar nicht zur Ruhe. Wie wenig haben wir in diesen Nächten geschlafen. Mein Herz schlägt rasend bei meinen Erinnerungen. Ach, Felice, Du weisst ja gar nicht, wie sehr Du Dich verändert hast. Aus dem sehr selbstbewussten und doch innerlich einsamen Mädchen ist ein Mensch geworden, der endlich wusste, wohin er gehörte, ein Heim und eine Familie hatte. Wir sind beide miteinander gewachsen. Wie Magneten hat es uns zusammengezogen. Wir wussten ja beide nicht, dass wir unserem Schicksal nicht mehr entinnen konnten, als wir am 2. April 1943 für immer beinander bleiben wollten. Verliebt waren wir beide, ich scheu und voller Furcht vor dem Unbekannten, und Du sehnsüchtig fordernd mit der geheimen Angst, dass ich mich vor mir selbst entsetzen könnte. Damals wolltest Du fast gar nicht Deinem Glück trauen. Ach, mein geliebtes schwarzhhaariges Mädchen mit den grossen Ohren.

Am 10. April dankt Irene Cahn Madame Kummer für ihre Bemühungen, Lise in die Schweiz zu bekommen, damit Käthe Schragenheim sie nach Palästina holen kann. Offensichtlich hat Lilly Irene in einem ihrer Briefe an Emmi-Luise Kummer über ihre Schwierigkeiten berichtet, Mutti Hulda Karewskis Pelzmantel zu entlocken. «Die Angelegenheit mit dem Pelzmantel ist mir ein Rätsel», schreibt Irene, «aber auch das ist nicht wirklich wichtig, soll ihn doch die Person, die ihn hat, behalten.»

### **Lillys Tagebuch, 10. April 1945**

Wir haben seit dem 9. April ein neues Kartensystem. Butter fast gar nicht, es heisst jetzt Fett, Brot pro Woche 2000 Gramm, Fleisch 250 Gramm, Nahrungsmittel 225 Gramm, Käse 65,2 Gramm, Marmelade 800 Gramm oder 335 Gramm Zucker, aber Zucker gibt es in der 74. Periode gar nicht, 100 Gramm Ersatzkaffee, Fett 375 Gramm. Es ist ausdrücklich betont worden, dass der Verteiler gerecht verteilen soll. So ist zu erwarten, dass die zuständigen Rationen nicht immer ganz zu erhalten sind. Aus allem macht man jetzt Marmelade. So riet mir meine Mutter, dass ich das auch aus roten Rüben machen kann, um Brotaufstrich zu bekommen. Furchtbar ist diese Brotzuteilung von 500 Gramm pro Woche für die noch nicht Sechsjährigen. Wie soll ich das nur machen? Ich muss doch noch an meine drei denken. Mir ist ganz flau im Magen. Mein Kartoffelvorrat hat schon mächtig abgenommen und meine Nahrungsmittel ganz. Nur zwei Pfund Mehl und drei Büchsen Sahne habe ich noch. Ich habe in der ersten Zeit mit meinen Hexen zu viel verbraucht, das rächt sich jetzt. Natürlich bereue ich das in keiner Minute. Trotzdem ist mir leicht mies, wenn ich an die nächste Zukunft denke. Wie soll ich meinen ganzen Haufen einigermassen in den gelobten Frieden hineinlotsen, wenn wir nichts mehr zu essen haben? Die Kinder sagen schon oft genug jetzt: «Mutti, ich habe Hunger.» Dieser Scheisskrieg. Das haben wir nun nach allem auch noch auf dem Buckel. Wer weiss, ob wir hier rauskönnen nach dem Krieg. Wer weiss, ob man dann einen Unterschied machen wird zwischen uns und den Volksge-

nossen. Mein Gott, wie haben wir das alles satt bis obenhin, und wir glauben auch, dass sich hier die Menschen nie ändern werden. Heldenkampf und Antisemitismus. Widerlich. Ich danke. Ich will mit diesem Deutschland nichts mehr zu tun haben. Mit diesem nicht.

Am 9. April werden alle öffentlichen Verkehrsmittel eingestellt.  
Am 11. April wird das KZ Buchenwald den US-Truppen übergeben.  
Am 13. April erobert die Rote Armee Wien.

### **Lillys Tagebuch, 13. April 1945**

Die Westmächte stehen mit ihrer Spitze vor Magdeburg. Hurra. Wer weiss, wann sie Berlin erreichen. Berlin soll nun, wie alle anderen Städte, bis zum letzten Stein und Mensch verteidigt werden. Der Russe ist bei Küstrin und Frankfurt/ Oder stehen geblieben. Die Amerikaner sind kurz vor Leipzig und nach gestrigem Bericht 60 km vor der tschechischen Grenze. Lieber Himmel, welch ein Tempo! Nun muss ich auch noch jede Hoffnung auf irgendeine Post aufgeben. Wir sind tatsächlich abgeschnitten von aussen, eingekreist von den Feinden. Ich bin so unruhig. Wenn es doch bloss noch schneller ginge, ein Ende hätte. Vielleicht wirst Du uns fast verhungert aus Schutt und Asche herausuchen müssen. Ach Liebling, komm und hol mich. Ich bin ja so ungeduldig, so auch meine Hexen. Albrecht sagt immer, wenn ich weine: «Mutti, Tante Felice kommt wieder» – er hat es gelernt, Felice auszusprechen. Du lebst auch ganz im Herzen meiner/unserer Kinder. Mein geliebtes Mädchen, vor mir steht Dein Bild. Ich warte so auf Dich. Ich kann nicht ohne Dich sein.

### **Lillys Tagebuch, 15. April 1945**

Ob Du wohl dieses Tagebuch einmal lesen wirst? Wer weiss es denn, was mit uns wird? Wir stehen dicht vor der Entscheidung. Im Osten rückt jetzt der Russe heran. Im Westen an der Elbe der Angloamerikaner. Beide sind ungefähr gleich weit von Berlin entfernt. Ob Berlin Kampfgebiet wird? Der Amerikaner ist durch Thüringen. Ein Glück, dass ich Bernd von dort weggeholt habe. Auf dem Marsch nach Dresden zu. Nun ist Deutschland in zwei

Teile geschnitten. Hamburg und Bremen werden in den nächsten Tagen erobert sein. Von Celle kommt auch der Amerikaner auf Berlin zu. Wir sind in der Mausefalle. Lange kann es nun nicht mehr dauern. Selbst die ärgsten Nazis bekommen es mit der Angst. Sollen sie nur. Ich gönne es ihnen freudvoll. Keiner der Bonzen soll glauben, dass er vor Strafe sicher ist. Wenn es eine Gerechtigkeit gibt.

Heute hatten wir insgesamt 12 Stunden Stromsperre, auch wie eben im Keller. Für die nächsten Tage bis zur Freiheit werden wir wie Ratten im Keller hausen. Ich habe in meinem Keller Platz gemacht für Bernds Feldbettstelle, in der Bernd und ich schlafen. Die drei Lütten schlafen in einem Kinderbett und meine drei auf Sesseln, Lucie leider vor meiner Kellertür. Es war beim besten Willen kein Platz mehr. Alle Koffer und Kisten sind aufeinandergetürmt. Es ist fast dauernd Alarm, und wir sind froh, nicht mehr aus dem Haus laufen zu müssen und Koffer hin- und herzuschleppen. Geschützt sind wir hier natürlich nur vor Bombensplittern. Aber was tut's. Wir sind wenigstens unter uns, ohne das blödsinnige Gerede der Hausbewohner anhören zu müssen. Es kümmert sich gottlob auch keiner um uns acht sehnsüchtig auf die Freiheit Wartenden. Du musst nun ganz schnell kommen, wenn Du uns finden willst.

Gestern haben sie in drei Wellen das schöne Potsdam, das bisher wie durch ein Wunder verschont geblieben ist, völlig zerstört. Eben höre ich Frau Mory und Frau Eichmann flüstern: «Das hätte ich nicht gedacht. Es ist schlimm, dass es so gekommen ist. Wie schrecklich.» Sie sprachen von den anrückenden Russen und von dem zu erwartenden Grossangriff auf Berlin mit sorgenvollen Gesichtern. Mein Gott, wie gönne ich das diesen Leuten! Haben zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ihre Schnauzen aufgerissen: «Die Juden sind an allem schuld.» Sie wissen Bescheid, und sie glauben fest an den Führer. Feiner Führer das, der für seine hirnverbrannten Pläne ganz Deutschland in Trümmer gehen lässt. Seine höchsten Parteigenossen türmen so weit und so gut sie können. Das Volk kann sterben, und das Volk stirbt.

Am 16. April beginnt die Rote Armee mit ihrem Grossangriff auf Berlin. Im Judensammellager in der Schulstrasse prügelt sich Walter

Dobberke mit zwei besonders fanatischen Gestapomännern, die den RSHA-Befehl ausführen wollen, alle noch verbliebenen Patienten des Jüdischen Krankenhauses – etwa 800 – zu erschiessen. Dobberke kann es verhindern.

### **Lillys Tagebuch, 20. April 1945**

Mein Liebling, ob nun bald die Stunde unseres Wiederfindens schlägt? Seit heute Morgen ist der Teufel los. Volkssturm und Soldaten müssen sich in Spandau melden. Ab morgen wird der gesamte Verkehr stillgelegt. Berufsverkehr war sowieso seit zwei Wochen von 5 Uhr 30 bis 9 Uhr und von 16 Uhr bis 18 Uhr. Alle Räder sind beschlagnahmt worden, unsere natürlich nicht. Ich war einfach nicht zu Hause. Eine Viertelstunde habe ich grässlich hinter der Tür gezittert. Dein liebes Rad, um das wir bei unserer Vernehmung am 23. 8. 44 in der Schulstrasse so gekämpft haben, will ich nicht hergeben. Lieber schmeisse ich ihnen mein eigenes in den Rachen. Aber auch erst dann, wenn ich es halb zertrümmert habe.

### **Lillys Tagebuch, 25. April 1945**

Meine Süsse, nun sitzen wir mitten drin im Dreck. Es hat sich in den letzten Tagen so viel ereignet, wie es sich hier im Tagebuch für Dich nicht unterbringen lässt. Letzten Freitag schrieb ich, es geht endlich los. Aber nur der Russe erobert Berlin. Wo bleiben die Amerikaner? Am Sonntag sind eiserne Rationen ausgegeben worden. An jedem Laden stand ich ungefähr sechs Stunden an. Es gab alles bis auf Brot und Fett. Was man beim Anstehen alles hören konnte! Die wildesten Parolen und viel Entsetzen, dass es nur die Russen sind, die Berlin erobern. Wo bleiben die Westmächte? Die Kinder habe ich seit Montag ganz bei mir. Der Bunker ist geschlossen. Die Schwestern sind getürmt. Mit Bernd und Eberhard bin ich in den verlassenen Bunker eingedrungen und habe das schöne Hitlerporträt zertreten.

Ich schreibe das hier, während zig feindliche Flieger über uns hinwegbrausen, Granaten einschlagen, die eigene Flak in Dahlem schießt und unzählige Bomben fallen. Nerven haben wir



nicht mehr. Auf der Strasse drängt man sich beim Heranpfeifen der Artillerie an die Hauswände oder verschwindet in irgendeinem Hausflur. Wie schnell hat man eine gewisse Routine, in Deckung zu gehen. Jetzt kommt es uns vor, als ob wir vor acht Tagen noch im tiefsten Frieden gelebt hätten.

Ich sitze in der Küche, habe den Tisch an die Balkontür gerückt und koche auf dem Herd. Es ist kein Gas und fast kein Strom mehr da. Strom zu benutzen ist sowieso bei Todesstrafe verboten. Nur Radio darf man hören wegen der aufmunternden Reden der Verbrecher von oben. Am Horizont sehe ich nichts als Brandwolken und höre unentwegt Maschinengewehrgeknatter. In Dahlem-Dorf sind schwere Kämpfe. Von dort schießen auch die Stalin-Orgeln Richtung Stadtmitte. Volkssturm mit Panzerfäusten vermischt mit Militär ziehen durch Schmargendorf und machen uns sauer bei ihrem Anblick. Wollen sie uns bis zum letzten Stein verteidigen? Denn wir rechnen stündlich mit, peng, eine Bombe, hurra, wir leben noch, unserer Eroberung. Alle Strassen sind verbarrikadiert. Jedes Eckhaus, auf den Balkons, ist zum Maschinengewehrnest ausgebaut worden. Da kann uns ja allerhand blühen, falls unsere Verteidiger uns verbissen verteidigen.

Von meinen Eltern weiss ich nichts. Sie sind längst schon hinter der russischen Kampflinie und befreit vom Hitler-Wahnsinn. Hoffentlich, bei Gott, haben sie es ohne leiblichen Schaden überstanden. Unsere beiden Ringe trage ich nun an einer Schnur um den Hals zur Sicherheit, mein geliebter Mensch. Den Verlust unserer Ringe könnte ich kaum ertragen. Überall vergraben alle plötzlich ihre Wertsachen. Es geht auf einmal das Gerücht, der Eroberer requiriert alle Wertgegenstände. Alle Wetter! Das kracht und knattert. Immer näher rückt uns die Front. Bernd, blass wie seine Kellerbrüder, kommt eben aufgeregt: «Mutti, sie rücken vom Schumacherplatz vor.» – Ganz in unserer Nähe, und wir sitzen hier in aller Gemütsruhe! Neben dem Wartehäuschen der Strassenbahn können wir Soldaten unserer stolzen Wehrmacht beobachten, die sich dort eingegraben haben. Die armen Hunde tun uns trotzdem leid. Wusstest Du eigentlich, dass in der Wartehalle an der Wand stand: «Für Juden verboten, auf den Bänken zu sitzen»? Ich habe es nie bemerkt, wenn wir dort sassen. Alle Ar-

beitsstätten sind geschlossen. Keine Bahn fährt mehr. Keine Strasse ist offen. Fast alle Geschäfte sind geschlossen. Na herrlich, dieser Krieg. Der Himmel sei uns gnädig. Und in zwei Wochen werden wir nichts mehr zu essen haben, wenn nicht ein lächerliches Wunder geschieht. Ob wir Eroberung und Hunger überstehen? Bete nun Du für uns, mein einziger Mensch. Vielleicht spricht dann nur noch dieses Tagebuch von meiner grossen Liebe. Grosser Gott, lass uns uns wiederfinden. Mach Du uns vergessen, gemeinsam, was wir gelitten haben. Grosser Gott. Ich liebe Dich, Felice Schragenheim, bis in den Tod.

# 10

Am 2. Mai erreicht die Rote Armee Berlin. Wegen des grossen Steinplatzes neben dem Haus wird die Friedrichshaller Strasse 23 von den Sowjets requiriert und als Kommandantur eingerichtet. Auf dem Platz stellen sie Stalinorgeln auf und beschiessen das Zentrum. Der Lärm ist unbeschreiblich.

Lilly geht in die Offensive. «Wohin mit kleinen Kindern?» herrscht sie den Offizier an und schlägt den Mantelkragen hoch, unter den sie Felices gelben Stern genäht hat. «Wir nix Nazis, wir Juden. Krieg aus, ihr unsere Befreier.»

Erst der dritte herbeigeholte Offizier begreift, und Lilly bekommt tatsächlich für alle acht Mitglieder ihres Haushalts Schlafplätze zugewiesen, im Keller der Post am Kolberger Platz. Zwei Tage und zwei Nächte verbringen sie in dem Sammellager inmitten von etwa 100 Frauen und Kindern. Viertelstündlich kommen Sowjetsoldaten herein und holen Frauen zur Vergewaltigung nach oben in die Post, wo die Offiziere ihr Quartier aufgeschlagen haben. Viele verrichten ihr Eroberergeschäft aber auch gleich an Ort und Stelle.

Lilly sitzt auf einem Stuhl neben ihrer schlafenden Kinderschar.

«Du Frau, komm!» Ein Gewehrkolben bohrt sich ihr in die Seite. Einer reisst sie hoch. «Matka», ruft ein anderer und drückt sie mit dem Gewehr so fest in den Stuhl zurück, dass sie noch tagelang später einen Bluterguss hat. Aber nicht immer bieten Kinder Schutz. Viele Mütter werden vor den Augen ihrer Kinder vergewaltigt. Manche Frauen retten sich in derbe Witze oder scheinbare Gleichgültigkeit. «Aua, du zerreisst mir ja mein Höschen», tönt es aus der Dunkelheit. «Der hat mir gar nichts getan», meldet eine andere, «wusste wahrscheinlich nicht wie.»

Starr vor Angst machen sich viele Frauen wie Opferlämmer bereit, noch ehe sie überhaupt aufgefordert wurden. Weinend gibt eine junge Frau Albrecht ein Stück Schokolade, das ihr ein Sowjetsoldat geschenkt hat. «Behalten Sie sie doch, ist doch teuer erkauft», lehnt Lilly ab. Einer reißt die Decke vom Bett, in dem Petel an Katja geschmiegt schläft, und schnauft unwillig, hat sie wohl für einen Mann gehalten.

«Hast du was mitbekommen, weißt du, was passiert ist?» fragt Lilly Bernd. «Nein», lügt dieser, und Lilly erspart sich die Erklärung.

«Die sollen froh sein», kommentiert Gregor kaltschnäuzig, «haben doch schon lang keinen abbekommen.»

### **Bernd Wust**

Vor der Post am Kolberger Platz nahm uns der Offizier mit auf den Hof. Da war typisches Militärleben, für mich als Junge sehr interessant. Ich hab drei Tage später sämtliche Schulterstücke auswendig gewusst. Die haben uns dann im Keller untergebracht, und da waren die Vergewaltigungen. Was physisch passiert ist, hab ich nicht mitgekriegt, aber ich hab das Gebrüll gehört, die Zusammenhänge sind mir nicht klar gewesen. Als ich Mutti dann fragte, weil alle Welt von Vergewaltigung gesprochen hat, hat's ein Riesengelächter gegeben, das weiss ich noch.

Die Russen kamen die eine Treppe runter, und zweimal ist es gelungen, dass ein beherzter älterer Mann die andere Kellertreppe hinauf ist und einen Offizier geholt hat. Und da hab ich erlebt, dass ein Offizier einen Soldaten derartig grün und blau geschlagen hat, dass der praktisch kaum mehr gelebt hat. Da ist dann ein anderer hochgegangen, der ist gleich die Treppe wieder runtergeflogen, weil oben noch einer stand.

Während die meisten Frauen sich in die finsterste Ecke verkriechen und nicht wagen, auch nur einen Schritt vor die Tür zu setzen, zieht es Lilly hinaus ins Freie. Die ängstliche Lucie versucht vergeblich, sie aufzuhalten.

«Mensch, das sind doch unsere Befreier, kapiert du nicht?»

Auf einem ihrer Streifzüge macht Lilly die Bekanntschaft des Kommandanten der Gegend, eines jüdischen Leutnants namens Kurzcinsky, der nur davon träumt, endlich wieder Mathematiker am Kiewer Observatorium zu sein. Als Lilly sich als «Ivrej» ausgibt, verschafft er ihr in der nahegelegenen Reichenhaller Strasse ein Zimmer bei einer gebürtigen Russin.

«Aber seien Sie vorsichtig, man mag uns auch hier nicht», warnt Kurzcinsky.

Zu acht haben sie ein Bett, in dem Lilly und die Kinder schlafen. Katja kriegt den Sessel, Petel den Stuhl, die körperlich geschwächte «Seniorin» Lucie schläft im Liegestuhl. Als Katja diesen unbedingt für sich beanspruchen will, wird Lilly grob.

«Ihr wollt Freundinnen sein, pfui Deibel! Schämt euch, euch so zu benehmen!»

«Lilly, lass doch», besänftigt Lucie und tastet in der Finsternis nach ihrer Hand. Katja ist in der schweren Zeit der gemeinsamen U-Boot-Existenz von ihrer Geliebten Lucie zu Petel übergewechselt. Jetzt, da die Lebensgefahr vorbei ist, beginnt das labile Dreiecksverhältnis zu bröckeln.

Kurzcinsky versichert den Frauen, dass sie unter seinem Schutz stehen und die Tür nicht abzuschliessen brauchen. Einer der sowjetischen Offiziere, die im Haus ein- und ausgehen, spielt manchmal mit den Kindern. Für Lilly zeichnet er vier Tannen. «Du verstehen?» – «Ja», antwortet Lilly.

Dann zeichnet er noch eine Tanne dazu. «Du verstehen?» – «Nein», antwortet Lilly.

Er wiederholt sein Angebot, diesmal mit Äpfeln. Als Lilly wieder nicht verstehen will, setzt er an, wütend zu werden, muss aber dann furchtbar lachen und trollt sich. Vorsichtshalber schliesst Lilly die Tür nun doch ab. Kurz darauf werden sie von heftigem Klopfen aufgeschreckt. Mit angehaltenem Atem warten sie, bis die Stiefelschritte im Hausflur verhallt sind. Als sie die Tür öffnen, treten sie beinah in drei geöffnete Büchsen Konservenfleisch.

Die Reichenhaller Strasse gleicht einem Zeltlager aus dem Dreis-

sigjährigen Krieg, so voller Pferde, dass es kaum ein Durchkommen gibt. Gegenüber ist die vertraute Eisdielen, der Weg nach Hause so nah, und doch scheint die Distanz unüberwindbar. Erst nach fünf Tagen wagt sich Lilly zur Friedrichshaller Strasse hin, um für die Kinder Kleider zu holen, mit Eberhard an der Hand als Schutz. Doch kaum ist sie im Treppenhaus, läuft ihr ein sowjetischer Offizier hinterher.

«Neenee, was du denkst, das issnich», sagt Lilly mit erhobenem Zeigefinger.

Die Sache endet unentschieden. Er redet auf Russisch auf sie ein, sie redet auf Deutsch auf ihn ein. Jedesmal, wenn Lilly sich anschickt, die Treppe hochzusteigen, folgt er ihr dicht auf den Fersen. Schliesslich gibt Lilly auf, aber Eberhard bekommt von ihm ein Stück Brot und eine Dose Olsardinen.

### **Eberhard Wust**

Auf dem Kolberger Platz war ein Löschteich, der wurde dann nach dem Krieg vollgeschüttet mit allen möglichen Trümmern, die man abgeräumt hatte. Da haben wir als Kinder gespielt und immer wieder was Interessantes gefunden. Als die Russen kamen, gab es zum ersten Mal wieder Brot. Ich kann mich erinnern, dass wir uns irgendwo mit Mutti angestellt haben, und da wurde Brot verteilt. Da wurde mir ein Stück Brot gegeben, und ich sollte es sofort aufessen, was mir unangenehm war, das trockene Brot. Das wurde mit einem Messer abgeschnitten und als Vierecke verteilt, nicht als Stulle. Hunger? Man musste alles essen, was auf den Tisch kam. Ich kann mich erinnern, dass Mutti eine Mehlsuppe gekocht hat, ein bisschen Mehl angebrannt und mit Wasser vermengt, viel mehr war's nicht. Aber sie hat es versalzen gehabt, und dann waren wir gezwungen das zu essen.

Nach einer Woche dürfen sie zurück in die ramponierte Wohnung. Beide Grammophone, die Fahrräder, alle ihre Schallplatten sind gestohlen. Einen Teil der Wäsche und des Silbers findet Lilly später im Keller. Als Kurczinsky aus Berlin abgezogen wird, erbittet er sich als Souvenir Felices gelben Stern.

Lilly macht sich einen neuen. Und auf dem Dielenfussboden vor der Wohnungstür zeichnet sie als magisches Auge mit Kreide Nacht für Nacht einen riesigen Davidstern, den sie aus Angst vor den Nachbarn am Morgen wieder wegwischt.

Zehn Tage nach Kriegsende ziehen Katja und Petel zurück in Katjas Wohnung in Steglitz. Sie finden sie genauso vor, wie Katja sie 1939 verlassen musste, sogar die Bilder hängen noch an den Wänden. Lucie Friedlaender, die mit Felices Mutter zur Schule gegangen ist, zieht zu Lilly. Die wuchtige grosse Frau redet unentwegt vom Essen.

### **Lillys Tagebuch, 12. Juni 1945**

Leider klappt es mit den versprochenen Lebensmittelzuteilungen überhaupt nicht. Oft habe ich für die Kinder nur Wassersuppe mit einigen Graupen als Einlage und manchmal etwas Grün drin. Brot ist schlecht und wenig. Ich bin den ganzen Tag mit dem Kochen von irgendwelchen Ersatzaufstrichen aus den unmöglichsten Dingen beschäftigt. Ich koche meine Suppe auf einem umgedrehten Bügeleisen. Strom ist da, Gas noch nicht. Und Holz oder Kohlen für den Herd habe ich auch nicht. Schon manches Möbelstück, das ich nicht unbedingt brauche, habe ich zerhackt. Ruinen werden nach Brennbarem durchsucht, Zäune bei Nacht gestohlen. Jeder hat Holztaugen für seine warme Mahlzeit.

Und nun, meine Geliebte, nun warte ich qualvoll, angstvoll auf Dich. Alle meine Lieben warten mit mir. Ich zittere bei jedem Laut, bei jedem Schritt. Meine Ohren narren mich bei jedem Geräusch. Ich kann nicht mehr Geduld haben. Überall, wo ich bin, ob zu Hause oder auf der Strasse, meine ich in meiner überreizten Erwartung Deine Stimme zu hören: «Aimée». Felice, um Gottes willen, komm. Ich kann es nicht mehr aushalten. Wann bist Du endlich wieder lebend in meinen Armen? Deine Aimée, unsere Kinder, unser Heim warten und warten. Komm, dieses Warten ist furchtbar.

Lilly beginnt, Felice zu suchen. Während Frau Kappler oder Lucie bei den Kindern bleiben, rennt sie unentwegt durch die zerbombten

Strassen, in denen der Endzeitstimmung zum Trotz der Flieder blüht, stellt Nachforschungen an, hängt Suchanzeigen aus, lässt Felice im Radio ausrufen, schreibt Briefe an Leute, von denen sie über Hörensagen erfahren hat, sie seien in Gross-Rosen gewesen, lässt Felice über die UNRRA<sup>9</sup> suchen. Auf dem Weg zum Roten Rathaus dringt bestialischer Leichengestank aus der gesprengten S-Bahnstation am Potsdamer Platz. In der Französischen Strasse entdeckt sie in einem Laden ein einsames Steckenpferdchen für die Kinder. Mit ihrer Trophäe in der Hand macht sie sich auf den Rückweg. Auf der menschenleeren Strasse kommt ihr ein Mann entgegen.

«Mensch, Mädchen, was loofste denn, kannst doch reiten.»

Lilly läuft in die Iranische Strasse. Auf dem Weg trifft sie auf Menschen in gestreiften Sträflingsanzügen. Sie tanzen und lachen. Die ganze Strasse sperren sie ab. Lilly spricht alle an: Woher kommt ihr? Was wisst ihr über Gross-Rosen? Gegenüber dem Jüdischen Krankenhaus ist ein stattliches Gebäude mit grossen Verandafenstern, in dem aus den Lagern zurückgekehrte Menschen in hellen geräumigen Sanatoriumszimmern Aufnahme finden. Lilly hängt eine Suchanzeige aus und klopft an jede Tür, um nach Felice zu fragen. Auch nach der holländischen Jüdin sucht sie, neben der Felice im Traubenberger Krankenhaus gelegen hat.

Nie!

Die Zeit fliegt seltsam schnell dahin,  
die Stunden drehen sich gelassen –  
es deucht mich ohne Sinn:  
das Warten ... hast Du mich verlassen?

Hoffnung ist des grauen Tags Gewinn,  
des Nachts muss ich die Träume hassen –  
es deucht mich ohne jeden Sinn:  
das Warten ... hast Du mich verlassen?

9 United Nations Relief and Rehabilitation Administration.



Ich gebe mich dem Zweifel hin, Eifersucht treibt mich durch  
die Gassen – es deucht mich ohne jeden Sinn: das Warten ...  
hast Du mich verlassen?

Und tief in meinem Herzen drin bin letzten Endes ich gelassen  
– es hat für mich doch einen Sinn: Du wirst mich lebend nie  
verlassen!

[Lilly, 3.8.1945]

Am 12. August gelingt es Lilly, Irene einen Brief nach London zu schreiben. Überbringer ist Richard, Irenes Schwager, der als britischer Soldat in Deutschland stationiert ist.

Liebe Irene,

wie froh bin ich, wir können uns jetzt endlich richtig verständigen. Es wird Dir schmerzlich sein, dass ich Dir nichts Genaueres von Lize berichten kann. Was gäbe ich dafür, wenn ich es könnte. [...] Als ich nach dem 21. August so viel alleine war, habe ich immer wieder Eure Bilder vorgeholt. So wart Ihr wenigstens bildlich in meiner Nähe. Alle Eure Bilder sowie sämtliche Papiere (Stammbuch, Testament usw.) befinden sich in meinem Besitz, ich habe sie ständig mit mir herumgeschleppt – wegen zahlreicher Bomben – und eisern gehütet. Wie gut, dass ich von Haussuchungen – mir zwar unverständlich – verschont geblieben bin. Hat Dir Dein Schwager erzählt, dass ich Euch «an den Wänden» habe? – Es wird Dir vielleicht etwas merkwürdig vorkommen, denke aber bitte immer daran, dass Du mir sehr vertraut warst als die Schwester Lices, und ich bitte Dich herzlich, einen kleinen Teil Deiner Neigung zu Deiner Schwester auf mich zu übertragen. Ich bin für Dich natürlich fremder als Du für mich, aber ich hoffe sehr, dass sich das sehr schnell gibt, wenn wir uns – und ach Gott hoffentlich bald – allesamt wiedersehen bzw. kennenlernen. [...] Liebe Irene, Deine Schwester war so unsagbar tapfer, wie ich noch nie einen Menschen gesehen habe; ich bin fest davon überzeugt, dass sie der Engel aller ihrer Mit-

leidenden war. Ende Januar, Anfang Februar war der Russe schon in der Gegend. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, dass sie lebt. Wo mag sie sein? Bis jetzt ist nur ein Bruchteil derer zurückgekommen, die alles überlebt haben. Sie weiss ja genau, wie sehr ich auf sie warte, sie will ja auch nichts anderes als nach Hause kommen. Jeden Tag, jede Stunde erwarte ich sie – das Warten ist furchtbar. Ich habe sie schon 3 x durch das Radio rufen lassen, und im Lager in der I. Strasse hängt sie mit Lichtbild aus. Ich habe alles getan, was ich konnte; ich gehe jede Woche zur Gemeinde, um etwas zu erfahren. Vielleicht habe ich eines Tages Glück.

### **Lillys Tagebuch, 15. August 1945**

Ich fürchte mich so sehr vor dem kommenden 21. August. Könnte ich doch Irene eine bessere Nachricht geben als die, die ich ihrem Schwager Richard Lahn, der als Besatzungssoldat in Spandau, englischer Sektor wie Wilmersdorf, stationiert ist, mitgab nach England. Von Lice, ihr doch vertrauter, habe ich ihr geschrieben. Ich möchte später, oh mein Gott, hilf uns doch, auch Lice sagen. Es klingt so zärtlich. Du meine tapfere Lice.

Seit wir eine englische Besatzung haben, ist es allmählich besser geworden mit den Rationen. Aber es ist viel zu wenig, und da wir nicht arbeiten – jeder möchte schon –, bekommen wir die niedrigste Karte 5. Auch Lucie.

In der letzten Zeit habe ich nur noch Kummer mit ihr. Nachts kann sie nicht schlafen, und am Tage steht sie erst nachmittags auf. Die einst so überpenible Frau vernachlässigt sich in einer Form, dass man es kaum mit ansehen kann. Immer klagt sie. Alles und jedes ist ihr zu viel. Sie war schon nicht mehr gesund, als sie zu mir kam. Sie hat mir einmal gesagt, dass sie fühlt, dass ihr altes Nervenleiden wiedergekommen wäre. Ich habe Bände gesprochen, um ihr diese Stimmung aus dem Kopf zu reden. Manchmal bin ich grob geworden. Mein Himmel, ich hatte doch auch genug Sorgen. Die Kinder sehen erbärmlich aus. Immer sind sie hungrig. Es fehlen ihnen Vitamine und genug Fett. Es gibt doch nichts als das bisschen Ration.

Am 17. August erhält Lilly aus Berlin-Heiligensee eine Postkarte von Ilse Ploog, die ihr Herz höher schlagen lässt:

Lilly,

unser Stift lebt! Arthur hat im Zug nach Eberswalde einen Mann getroffen, der im April mit dem Stift zusammen in Gross-Rosen war. Er – der Mann – behauptet, auch hinterher den Stift noch in der «Freiheit» getroffen zu haben und erinnerte sich ganz genau dran. Der Stift hätte irgendwohin – den Ort hatte er vergessen – für 4-5 Wochen zur Erholung fahren wollen. Da ich nicht genau weiss, ob ich es schaffe, morgen oder übermorgen, wenn ich in die Stadt komme, mit zu Ihnen heraufzukommen (was ich eigentlich wegen der Brotmarken unbedingt will), schreibe ich diese Karte wenigstens als erste Nachricht. Es ist schliesslich wichtig genug, und früher hätte ich mitten in der Nacht das Telefon ergriffen. Aber meine Zeit in Berlin ist beschränkt, denn Arthur ist krank und liegt im Bett. Ich hoffe, dass diese Karte ein Luxus ist und der Stift bereits wohlbehalten bei Ihnen eintrudelte. Was das Schönste wäre!

Am 17. August vergiftet sich Lucie mit Veronal.

### **Lillys Tagebuch, 17. August 1945, nachts 1 Uhr**

Ich habe sie um 11 Uhr nachts auf einem Handkarren ins Martin-Luther-Krankenhaus gebracht. Eineinhalb Stunden bin ich rumgeirrt nach irgendeinem Transportmittel. Dann hat mir die Feuerwehr mit diesem zweirädigen Karren ausgeholfen. Beinahe wollten sie Lucie wegen Überfüllung des Krankenhauses nicht aufnehmen, bis ich Krach geschlagen habe.

Sie muss das Veronal die Nacht zuvor genommen haben. Da ich wusste, dass sie immer etwas nahm zum Schlafen, habe ich sie – ich hatte an dem Tag Grosswaschtag – schlafen lassen. Vormittags war ich mal drin bei ihr, weil ich eine Karte von Ilse bekommen hatte, in der stand, dass Arthur in Eberswalde einen Mann getroffen hätte, der behauptete, Dich zu kennen. Ich bin laut weinend zu Lucie ins Zimmer gestürzt mit der Karte, aber sie schlief. Da wollte ich sie nicht wecken.

Nachmittags kam eine Frau und brachte von Petel ein halbes Pfund Graupen für sie. Lucie schlief noch immer. Die Verdunkelung war runter, und ich habe nur das Fenster aufgemacht. Es war heiss und dunkel im Zimmer.

Abends gegen 6 Uhr wollte ich Weggehen zu Bekannten, und als ich noch einmal zu Lucie reinging, schlief sie noch immer und genauso wie die ersten Male. Sie war zugedeckt bis zum Hals. Da Schweisstropfen auf ihrer Stirn standen, deckte ich sie etwas auf, und da sah ich, dass sie vollkommen angezogen war. Jetzt ahnte ich, dass sie sich vergiftet haben könnte. Durch Petel wusste ich von gehorteten Tabletten, und ich wusste, wie lebensmüde sie war.

Wäre ich doch nicht so unerfahren gewesen, wie Vergiftete schlafen, hätte ich sie schon nachmittags ins Krankenhaus bringen können. Zwar ahnte ich nun, dass etwas geschehen war, aber glauben konnte ich es doch nicht ganz. So bin ich zu Rosel gegangen, und es ist dann natürlich doch später geworden. Als ich um halb neun nach Hause kam und Lucie unverändert schlief, bin ich im ganzen Haus herumgerannt. Niemand wusste mir zu helfen. Schliesslich hat Bernd Dr. Kain, unseren Kinderarzt, geholt. Er gab Lucie eine Spritze und mir wenig Hoffnung.

Lucie wollte nun im Unterbewusstsein fortwährend aufstehen. Solange ich umherirrte, um irgendein Fahrzeug aufzutreiben, über eine Stunde, musste der arme Bernd die arme Frau immer wieder zurücklegen. Auf mein lautes Anreden reagierte sie nicht.

Mit der mühevoll ergatterten Karre sind wir dann nach der Sperrstunde zum Krankenhaus mehr gerannt als gelaufen, dreimal angehalten vom englischen Militär. Der Nachtarzt gab Lucie eine Spritze und forderte mich auf, Lucie laut anzurufen. Ich rüttelte sie und rief sie immer wieder beim Namen. Sie reagierte undeutlich, aber doch mit Ja. Ich versuchte sie weiter aus ihrer Bewusstlosigkeit zu holen, aber nun wollte sie wohl nicht mehr. Sie wurde nur noch unruhig. Der Arzt gab es auf und schickte mich nach den Formalitäten nach Hause. Arme Lucinde.

Lilly

Lucie hat diese plötzliche Freiheit nicht überstanden. Ich habe Bände gesprochen mit ihr. Sie wird die erste sein, die aus Deutschland rauskommt, und es wäre wirklich so gewesen. Ihre Schwester hat sofort eingereicht, um Lucie nach Australien zu bekommen. Lucies andere Schwester hat man frisch operiert aus dem Sanatorium in der Joachimstaler Strasse abgeholt und nach Auschwitz gebracht. Auch nach ihr hab ich geforscht. Sie ist schon auf dem Transport gestorben.

Dass Petel Lucie verlassen hat, war eine Tragödie für Lucie und sicherlich mit ein Grund. Petel hätte sich mehr um sie kümmern müssen. Ich war doch ein total zerrissener Mensch. Ich bin wahnsinnig gewesen die erste Zeit. Bei jedem Klingeln, bei jedem Schritt habe ich unentwegt gedacht, Felice kommt zurück. Und das wusste Lucie genau. Keiner konnte das besser verstehen als sie. Ich sprach vom Sterben, ich wollte nicht leben. Und da hat sie gesagt: «Weisst du, Lilly, es stirbt sich nicht so schnell.» Da hatte sie den Vorsatz längst gefasst.

Einmal komme ich rein, und sie jammert. Da hab ich ihr übers Haar gestrichen und sie umarmt. Und da hat sie mich so hungrig umarmt, das werde ich nie vergessen. Dass ich das nicht öfter getan habe, habe ich mein Leben lang bereut. Aber ich war ja unentwegt beschäftigt mit den Kindern und mit dem Zubereiten von irgendwelchem undefinierbaren Fressen, Fresschen. Und Lucie wurde immer apathischer und apathischer, konnte nichts mehr essen.

Am 18. August erreicht Lilly eine erste Reaktion auf ihren Ausgang im Jüdischen Krankenhaus. Die deutsche Schreibschrift ist zitterig, wie von einem alten Mann.

15.8.45

Frl. Schragenheim ist denselben Weg wie meine Tochter gegangen und dürfte deshalb auch in Bergen-Belsen sein. Näheres mündlich. 12-13h, 18-19h.

Hochachtungsvoll

Dr. Grünberger  
Iranische Strasse, Zimmer 70.

Am nächsten Tag stürzt Lilly in die Iranische Strasse. Der ungefähr vierzigjährige Dr. Grünberger ist eben aus Auschwitz zurückgekehrt. Er spricht mit einer lebenswürdigen leisen Stimme. «Puppe», seine Tochter Hanne-Lore, sei in Gross-Rosen gewesen. Das Lager sei Ende Januar 1945 aufgelöst worden, und die Frauen seien nach Bergen-Belsen gekommen. Er verspricht, seine Tochter nach Felice zu fragen und Lilly möglichst bald zu besuchen.

Danach eilt Lilly nach Neukölln zu einer Frau Linke, die sich ebenfalls auf ihren Aushang gemeldet hat. Sie war mit Felice zusammen in Theresienstadt. Die Jungen hat man getötet, uns Alte hat man übriggelassen, sagt sie und weint. Felice sei in Theresienstadt ein Engel gewesen, einfach nicht zu beschreiben. Sie habe eine grosse Ruhe und Zuversicht ausgestrahlt. Felice sei immerzu mit einer Frau in Hosen zusammengewesen, erzählt sie.

### **Lillys Tagebuch, 21. August 1945**

6 Uhr 30. Ein Jahr ohne Felice. Mein Herz ist schwer wie Blei. Jetzt mache ich schnell die Wohnung in Ordnung und dann mich schön. Für Dich, Felice. Vielleicht bringt uns dieser furchtbare Tag der Erinnerung etwas Besseres. Ach Geliebtes, ich zittere vor Schmerz. Gestern war Lilo bei mir. Alle, alle trösten mich und machen mir Hoffnung.

Auch Frau Linke, bei der ich am Sonntag war. Felice, wer war die Frau in Hosen, mit der Du immer in Theresienstadt zusammen warst? Die Sternberg? Ich berste vor Eifersucht, und die Linke lächelte, als sie es leider bemerkte. Mich hat, lächerlich, der Argwohn in den Klauen. Hast Du in diesem Jahr Deine zitternd auf Dich wartende Aimée so schnell vergessen? Ich liebe Dich so sehr. Ich kann nicht ein winziges Stück von Dir abgeben. Nachts, ungefähr 12 Uhr:

Heute wäre ich so gern allein geblieben. Nur auf Dich wollte ich warten können. Aber kurz nachdem Rosel gegangen war, kam Gregor. Ich begleitete ihn ein Stück und ging zu Lucie ins Krankenhaus. Sie lag festgebunden. Sie war in ihrem Todes- oder Le-

benskampf vorgestern aus dem Bett gefallen und hatte sich den Kopf aufgeschlagen. Ich stand mit unendlicher Trauer an ihrem Bett und strich ihr übers Haar. Was konnte ich noch für sie tun? Vielleicht ist es das Beste für sie, wenn sie stirbt.

Wieder zu Hause, überraschte mich Käthe Herrmann. Das heute! Die Gute sah sehr zerzaust aus. Ich konnte mir manches nicht verknäuen. Ob sie denn nie gemerkt hätte, dass Du Jüdin seist, und Gregor, Ilse, Lilo und so weiter und so weiter. Sie will natürlich nun nichts gewesen sein. Eine Stunde später erschien unerwartet Herr Dr. Grünberger. Käthchen gab ihm artig die Hand. Man denke, einem Juden! Ich hätte vor Bosheit kreischen können. So hysterisch war mir zumute. Es war ihr aber nicht wohl in ihrer Haut, als sie, ohne mit der Wimper zu zucken, mitanhören musste, was man Euch alles angetan hat. Es hat ihr wahrlich nicht geschadet. Ich mag sie im Grunde ja doch leiden. Du ja auch. Sie ist trotzdem ein netter Kerl.

Denk Dir, Dr. Grünberger, der Gute, hat ein Brot, eine Büchse Leberwurst, ein halbes Pfund Trockenmilch, ein viertel Pfund Margarine und io Stückchen Zucker für uns mitgebracht. Die Freude und welch ein Opfer. Ich bin ihm doch ganz fremd. Er war Anwalt in Breslau. Ist Optimist genug zu glauben, dass ihm die lieben Aufbewarier alle seine schönen Sachen wiedergeben werden.

Während ich ihn zur Bahn brachte, war inzwischen Petel gekommen. Sie kam gerade vom Martin-Luther-Krankenhaus, und der Arzt hatte ihr gesagt, dass Lucie wohl kaum diese Nacht überleben würde. Uns war ganz merkwürdig, zu denken, dass wir Lucie nie wieder lebend sehen würden. Petel war traurig und gedrückt. Was sollte ich ihr sagen? Niemand soll jemanden anklagen, aber ich musste doch an den kleinen Zettel denken, den ich in Lucies Handtasche gefunden hatte, als ich nach ihren Papieren suchte, die ich für das Krankenhaus brauchte. Obwohl ich mein Schulfranzösisch so gut wie ganz vergessen habe, konnte ich doch so viel verstehen, dass die paar französischen Worte ein einziger Hilfeschrei an Petel waren. Hätte sich doch Petel ein bisschen mehr um Lucie gekümmert.

Und ich bin traurig. Wenn ich auch viel Mühe mit Lucie hatte, aber

sie war doch da, und nun bin ich noch mehr alleine. Lucie hat es trotz allem besser. Sie ist ja nicht nur psychisch kaputtgegangen. Die Hungerkarte Nr. 5 tat ein übriges dazu. Es ist ein Skandal, dass die überlebenden Juden ebenso Karte 5 bekommen wie die schlimmsten Nazis. Jetzt erst soll das geändert werden. Inzwischen ist Lucie verhungert. Ich werde mein Leben lang die Alliierten dafür verantwortlich machen.

Ich habe eine wahnsinnige Angst, Du bist ins Ausland gegangen. Ich hörte von dieser Möglichkeit. Bist Du das? Und ich warte hier und denke manchmal blödsinniges Zeug. Weiss Du, dass ich auf mein Leben warte? Komm, egal woher, und nimm mich in Deine Arme. Lass uns die Welt und ihren Wahnsinn vergessen. Grosser einziger Gott, gib mir mein Mädchen wieder. Ein Jahr alleine, ein ganzes Jahr lebte ich nur mit meiner Erinnerung und ein ganzes Jahr mit der qualvollen Hoffnung, Dich wiederzusehen. Grosser Gott, ich kann fast nicht mehr beten.

In der Nacht vom 21. auf den 22. August 1945 stirbt Lucie Friedlaender im Martin-Luther-Krankenhaus in der Auguste-Victoria-Strasse. Am 26. August wird sie auf dem Jüdischen Friedhof in Weissensee begraben. Es ist dort die zweite Beerdigung seit Kriegsende. Petel und Lilly sind die einzigen Trauergäste. «Wie wir da hinterhergelaufen sind, hatte ich das Gefühl, Millionen gehen hinter uns», schreibt Lilly in ihr Tagebuch.

Im September erhält Lilly die Antwort auf ihren langen Brief an Irene vom 12. August:

Ich habe an Frau Kummer vorige Woche sofort nach Richards erstem Bericht über Euer Treffen geschrieben. Sie hat natürlich für Lice nichts weiter erreichen können, aber ich hoffe so sehr, dass sie bald bei Dir sein wird. Es kann ihr einfach nichts passiert sein, nicht? Ich habe heute eine Freundin von Mutti gesprochen, die meint, dass Lice ja jede Sprache in 5 Minuten lernt und sich in jedem Land durchsetzen würde. Das glaube ich ja auch, aber ich möchte doch sehr gerne wissen, wo sie ist. [...] Hat Lice wirklich was an der Lunge zurückbehalten vom Scharlach? Mrs.



Kummer schrieb was darüber. Diese rührende Seele hat sich ja auch für Lize die Seele aus dem Leib gerannt. Und es ist bestimmt nicht ihre Schuld, dass Lize nicht in der Schweiz ist. Wer weiss, wozu es gut ist.

### **Erinnerung.**

Jeder Atemzug, den ich verhauche,  
ist eine Erinnerung an Dich,  
in die ich strömend untertauche –  
und manchmal weine ich bitterlich.

Dann lebe ich in der Zeit, die einmal war,  
versinkt das Heute vor dem Gestern.  
Ich wühle in Deinem duftenden Haar  
und höre Dich spotten und lästern.

So fest schmiege ich mich in Deinen Arm,  
unwiderstehlich ist Dein Lachen –  
betört und verzaubert von Deinem Charme  
und furchtbar ist dann das Erwachen.

[Lilly, 26. 10. 1945]

### **Lillys Tagebuch, 9.12.1945**

Ich muss daran glauben, du musst leben und wirst eines Tages, vielleicht doch bald schon, grosser Gott, barmherziger Gott, vor meiner Tür stehen und nichts anderes als «Aimée» sagen. Dann werde ich in Deine Arme stürzen und die letzten Tränen weinen, die ich dann zu weinen habe. Alles Vergangene will ich Dich vergessen machen und Dir das Beste, was ich habe, geben, mein Leben für Dich bis in den Tod. Felice, mein Liebchen, komm in meine Arme, ich möchte Dich küssen, ich möchte Deinen weichen Mund auf meinem spüren. Diese Erinnerung an Deinen Mund, ich fühlte eine ganze Welt sich drehen und brausend strömte mir das Blut durch den ganzen Körper. Weisst Du es noch, ich trank Deine Küsse willenlos, nicht mehr Herr meiner Sinne. Jedes Bewusstsein war ausgeschaltet in der Glut meines Herzens, und ich war verloren an Dich, verging im Taumel des

Gefühls, endlos Mund an Mund. Und ich genoss diese wilden Küsse und ich war eins mit Dir. Unsere Körper pressten sich aneinander, machtvoll getrieben von unserem gemeinsamen Wollen. Fordernd glitten Deine Hände über meinen Körper, strichen über meine Brüste, über meinen Leib und dann, dann nahmst du mich. Und ich Dich. Ich gab zum ersten Mal in meinem Leben, ich nahm nicht nur, ich forderte auch. Wie heiss liebte ich Deinen Körper, wie sehr liebte ich ihn. Und ich tastete mit meinen Händen über Deinen so geliebten Körper, und du stemmtest Dich dagegen, ergabst dich mir, zuerst angespannt und hart und dann erlöst, befreit gabst du nach, stöhnend aufgewühlt. Dann küsste ich Dich rasend, bar aller irdischen Vernunft. Alles strömte in uns und um uns herum im rauschenden Wirbel des Augenblicks. Ich hätte Dich in diesen Momenten morden können. Ich schrie laut, ich war dem Wahnsinn nahe, so wie Du, so wie Du. Keine Ruhe habend bis zur völligen gedankenlosen Erschöpfung. Wir waren eins, Vollendung unserer Liebe.

Morden im Sinne des Wortes. Wie haben wir uns geliebt. Mein Gott, ich sage schon «haben».

Kurz danach schreibt Lilly zum Jahreswechsel 1945/46 einen Brief an Irene, den sie, wie alle wichtigen Briefe, abschreibt, ehe sie ihn in den Umschlag steckt:

Meine liebe Irene, zum neuen Jahr, das Dich hoffentlich recht wohl antreffen wird, sende ich Dir und Derek die besten Wünsche und Grüsse. Es ist schön für Dich, Derek gefunden zu haben, so zu wissen, dass man einen geliebten Menschen ganz für sich hat. Und wenn ich jemand von ganzem Herzen das Beste wünsche, so bist Du es: als die Schwester meiner geliebten Felice! Was wir beide uns waren, wirst Du eines Tages aus den Briefen, die wir uns schrieben, lesen können – eines Tages. – Seit Lice am 21.8.44 von mir weggenommen wurde, habe ich mich so gefürchtet, Dir das einmal schreiben zu müssen; einmal alleine vor Dir zu stehen – und ich bin jetzt ohne Hoffnung, seitdem ich erfahren habe, dass im Januar-Februar ca. 700 Frauen von Gross-Rosen nach Bergen-Belsen transportiert wurden und dort – in

Belsen – an Hungertyphus fast alle zugrunde gegangen sind. Bis heute steht es zwar noch nicht 100%ig fest, ob sie dabeigewesen ist. Ich habe an eine Hanne-Lore Grünberger geschrieben, die mit Lice in Gross-Rosen gewesen sein soll und die von dort nach Bergen-Belsen gekommen ist, aber leider hat sie mir noch nicht geantwortet; im Augenblick sind die Postverhältnisse trostlos. – Meine liebe Irene, seit gestern weiss ich von dem Frauentransport nach Belsen – es hat mir alles Hoffen geraubt. Seit gestern bin ich ärmer als die Ärmste, und ich frage mich immer wieder: Warum? Warum nahm Gott dieses herrliche, begabte Mädchen von mir, und warum hat er mich diesen grauenvollen Krieg überleben lassen, warum? Wir alle, die wir so Furchtbares in Deutschland durchmachen mussten, haben nur einen einzigen Gedanken: raus aus diesem Land, fort von diesen Menschen. In einem solchen Lande, in dem das alles möglich war, kann man nicht mehr leben. – Für mich wird das nicht so leicht sein, von hier wegzukommen, noch dazu mit vier Kindern, aber ich denke, gute Menschen werden mir das erleichtern. Ich möchte irgendwo in der Welt ein neues Leben anfangen, ganz von vorne, und das wird nicht leicht sein; von hier muss ich aber fortgehen, weil ich nie vergessen kann.

# 11

Im eiskalten Winter 1945/46 hat Lilly keine Kohlen zum Heizen und zieht zu ihren Eltern. Dort verbringt sie die meiste Zeit damit, ihr «Tränenbüchlein» zu schreiben. Unter Tränen schreibt sie alle Briefe und Gedichte ab, die Jaguar und Aimée einander geschrieben haben. Die 50 Paar Seidenstrümpfe von Felice tauscht sie gegen Brot. Die älteren Kinder werden im Rahmen der britischen «Storchaktion» nach Oldenburg gebracht, um sich satt zu essen und es warm zu haben. Nur der kleine Albrecht bleibt bei ihr. «Mutti, Tante Felice kommt bestimmt wieder», versucht er Lilly zu trösten. Doch Aimée ist untröstlich.

In den ersten Jahren nach dem Krieg erleben die Söhne ihre Mutter fast nur weinend. Oder sie schwärmt davon, wie es wäre, wenn Felice zurückkäme und sie nach Amerika auswandern würden. Mechanisch verrichtet Lilly ihre Haushaltspflichten und verfällt in eine immer tiefere Depression. Oft liegt sie stundenlang im Wohnzimmer und liest oder schreibt Tagebuch. Nur unwillig lässt sie sich von den Kindern stören. Wenn sie zu ihr ins Zimmer wollen, müssen sie anklopfen. Trost findet sie in der Synagoge.

## Bernd Wust

Mutti hat sich da reingedrängelt, das muss man auch sagen, hat Kontakt in Schmargendorf mit irgendwelchen jüdischen Leuten aufgenommen und hat sich bei der jüdischen Gemeinde angemeldet. Dort hat man sie geduldet. Ernsthaftere Schritte zu konvertieren hat man aber dann abgeblockt.

Wir wurden ja auch nach Kriegsende in der Schule als Juden angemeldet. Mutti hat uns klargemacht, das sei was Besseres, und hat uns in die Joachimsthaler Strasse in die Synagoge geschleppt.

So hab ich Laubhüttenfest erlebt und allet so 'ne Sachen, das war dann doch auch interessant. Für mich war es eben Kirche, jüdische Kirche, und nannte sich Synagoge. Wir haben an jüdischen Feiertagen in der Schule fehlen müssen, das war auch was wert. Es hat sich ja damals keiner getraut, nachzufragen. «Warum hast du denn gestern gefehlt?» hat mich der Klassenlehrer gefragt. «Ach so, hab ich nicht gewusst», hat er sich dann tief entschuldigt. Ich wusste, dass er ein Nazi war. Im Klassenbuch stand «mo-saisch». Als Moslem hab ich dann meine Dresche gekriegt.

Eine Beziehung zum Judentum hab ich nicht entwickelt, woher hätte es denn kommen sollen? Ich hatte nur ein bisschen mehr Wissen als die anderen, ich weiss einfach mehr über die Geschichte. Ich hab einen Arbeitskollegen, der ist nach dem Sprachgebrauch in der Nazizeit Halbjude, ja, und wir haben einfach einen Draht zueinander. Das ist, was ich davon habe.

Als ich zur Schule ging, war gerade Krieg in Palästina. Da musste ich vor der Klasse die Juden vertreten, ganz klar. Und da haben die mich fertig gemacht mit der arabischen Legion, die marschieren würde. Die Lehrer waren ja die alten. Man ist schlagartig in die Aussenseiterrolle geraten. Ich bin 1945 auf die Walther-Rathenau-Schule gekommen. Wir kamen zwar aus verschiedenen Grundschulen zusammen, aber man kannte sich, wir wohnten ja im gleichen Kiez. Und dann kriegten die anderen mit: Der ist Jude. Einenjuden gab's ja gar nicht mehr. Wir hatten doch als Kinder gelernt, dass sie Untermenschen und alle auszurotten sind, und jetzt gab's auf einmal doch noch einen, und einen, den man persönlich kannte. Insofern war man doch ziemlich interessant, wurde angeguckt.

Das gab wohl auch beim Eberhard den Ausschlag. Ich deute das bei ihm so: In der Pubertät wollen sich junge Menschen produzieren. Wenn man dann ein Feld findet, wo man anders ist als die andern, baut man das aus. Und Eberhard hat immer sehr Gefallen dran gefunden, anders zu sein. Ich erkläre mir das so, dass von zu Hause der Grundstock durch Mutti gelegt wurde, und als er mit 14,15,16 nach einer Orientierung suchte, kam ihm das sehr gelegen. Als er Abitur machte, war alles schon gebongt.

## Eberhard Wust

Ich war begeistert von alten Sprachen, das war für mich romanisch. Im humanistischen Gymnasium, das ich besuchte, hat man in der fünften Klasse, also mit neun Jahren, mit Latein angefangen, drei Jahre später kam Griechisch dazu. Und dann habe ich mir gesagt, es gibt noch andere alte Sprachen, zum Beispiel Hebräisch. Es muss 1951/52 gewesen sein, da hat meine Mutti gesagt, Geld haben wir sowieso keins, geh doch zum Rabbiner. Da bin ich aufs Polizeirevier gegangen und hab gefragt, wo der Rabbiner Levinson wohnt. Die haben gestaunt! Der hat mich zu einem alten Herrn geschickt, der Religions- und Hebräischunterricht gab. Bei ihm hab ich angefangen, aber der hatte keine Unterrichtsmethode, und so viel Hebräisch konnte der auch nicht. Aber er hat mich immer in die Synagoge mitgenommen und wurde für mich so eine Art Vaterersatz. Nu, bei dem hab ich gelernt, und über die Synagoge kam ich in die jüdische Jugendgruppe und dann in die jüdische Studentengruppe. 1958 hatte die World Union of Jewish Students einen Kongress in Jerusalem, und weil ich schon so gut Hebräisch sprach, wurde ich der Abgesandte für Deutschland. Es war meine erste Reise nach Israel. Und hier in Deutschland hab ich mich an jeden angehängt, der Hebräisch sprach. Man kann ja eine Sprache nicht lernen, ohne mit Leuten zu sprechen. In der Schule hab ich mir Notizen auf Hebräisch gemacht, was den Lehrer geärgert hat, weil er das nicht lesen konnte. – Ich hatte hier zwei Freundinnen, die waren etwas älter als ich, und wir drei sind immer zusammen gesessen und haben Hebräisch gelernt, haben den Wochenabschnitt des Pentateuchs und mehrere Abschnitte aus der Mischna gelesen.

Mutti war natürlich sehr erfreut, dass mich sowas interessiert und hat das unterstützt. Und insofern ... Aber mit der deutschen Vergangenheit hat das wenig zu tun, ich könnte keine direkte Verbindung dazu herstellen. Bis heute bestehe ich zu 90 Prozent aus diesem Interesse für alte Sprachen. Ich bin ein ziemlicher Spätentwickler in politischer Hinsicht. Mit 14 Jahren war ich ein ganz verträumtes Kind und im Grunde genommen mit 18 genauso. Zu Hause wurden wir allerdings so erzogen, dass alles Deutsche schlecht ist. In dem Sinne haben wir wirklich eine anti-

deutsche Erziehung genossen. Meine Mutter fluchte andauernd über die verdammten Nazis, und alle Deutschen wären Nazis. Was meinen älteren Bruder gestört hat, denn der ist in gewisser Hinsicht stolz auf seinen Vater, nicht weil er im Militär gewesen ist, aber die einzigen Bilder, die es aus der damaligen Zeit gibt, waren in Uniform. Die sind beim Bernd. Ich selber habe kein Bild von meinem Vater. Es interessiert mich nicht, ich habe keine Verbindung zu ihm.

Am 26. Januar 1946 schreibt Dr. Louis Grünberger Lilly aus Berlin, dass seine Tochter «Puppe» ihm immer noch nicht geschrieben hat, ob sie Felice in Bergen-Belsen begegnet ist. Er rät ihr, die Hoffnung nicht zu verlieren: «Bei jungen Menschen kann man immer etwas Hoffnung haben. Zwei Breslauer junge Damen, die im KZ waren, sind vor 6 bzw. 2 Wochen hier angelangt. Eine war fast in Asien, die andere im Kaukasus.»

Erst am 5. Juni meldet sich Hanne-Lore Grünberger aus Neustadt-Aisch: «... und bedaure ich, Ihnen nur *nochmals* mitteilen zu müssen, dass ich Ihre Freundin niemals unterwegs getroffen habe. Auch meine Erkundungen bei anderen KZ-Kameraden führten zu keinem Erfolg. Sie wird wohl das Schicksal von Millionen KZ-Kameraden leider geteilt haben.»

Aimée hofft und sucht weiter, 1946, 1947. Am 14. Februar 1948 wird Jaguar vom Amtsgericht Berlin-Charlottenburg per Beschluss für tot erklärt. Der Zeitpunkt ihres Todes wird mit dem 31. Dezember 1944 festgelegt.

# 12

Während Aimée damit beschäftigt ist, auf Jaguar zu warten, verpasst Elisabeth Wust den Termin für die Annullierung ihres Scheidungsurteils. Mitschuldig von Günther Wust geschieden, verliert sie den Anspruch auf eine Kriegerwitwenrente.

Im März 1947 erhält Lilly von Madame Kummer aus Aarau in der Schweiz einen Teil von Irenes Originalbriefen an Putz. Offenbar ist die erste Sendung verloren gegangen, denn diesmal hat die Absenderin eine Warnung auf den Umschlag geschrieben:

An den Dieb der vorhergehenden Briefe: dieser Umschlag enthält Briefe der Schwester eines im K. Z. umgekommenen ganz jungen Mädchens, die ich in der Hitlerzeit nur auszugsweise übermitteln konnte. Ist Ihnen auch diese Sendung nicht heilig?

Es ist das letzte Lebenszeichen der Emmi-Luise Kummer.

Im Frühjahr 1949 schluckt Lilly alle ihre gehorteten Tabletten auf einmal. Helene, eine Freundin, die seit einem Jahr mit ihrem Baby in der Friedrichshaller Strasse wohnt und in Lilly verliebt ist, rettet sie im letzten Augenblick.

Doch bald muss die untröstliche Helene ausziehen, um Willi Beimling Platz zu machen. Er ist der Sohn von Frau Beimling aus dem Gartenhaus, die Felice unter der Couch versteckte, als die Gestapo kam. Willi Beimling hat einen Bierbauch, trägt eine Schiebermütze und betreibt ein Elektrogeschäft gleich um die Ecke.

Lilly muss nun den ganzen Tag im Laden arbeiten und abends für die Familie kochen. Zu Mittag kommen die Kinder aus der Schule di-



rekt ins Geschäft. Dann läuft sie mit ihnen zur Wohnung hoch und bereitet hastig ein Mittagessen.

### **Lillys Tagebuch, 6. Mai 1949**

Aimée war ich einmal, Lilly ebenfalls, jetzt bin ich Elisabeth und nicht froh. Nun darf ich alles für ihn machen und habe für nichts anderes mehr Zeit und Musse. Er denkt nur an sich und sein Geschäft, der Egoist. Und heiraten und sich zu mir bekennen, das tut er nicht. Seine Frau hat er auf Händen getragen, und das wird er auch mich, das weiss ich. Aber die Kinder. Die Leute könnten ihn für verrückt halten. Ach, ich habe schon alle Lust verloren. Die Kinder sind doch liebesbegabte Menschenkinder. Trotzdem glaube ich noch, dass er sich gewöhnen wird. Ich habe versucht, so anständig wie nur möglich mit dem Leben fertig zu werden. Du weisst, dass ich meinen ganzen Menschen einsetze für den Menschen, für den ich mich entschlossen habe zu leben, aber um welchen Preis tue ich das jetzt? Ich bin damit in eine qualvolle, zwangsmässige, fast hörige Schablone gepresst. Ich könnte lachen über meinen Glauben an ihn. Seit Januar arbeite ich im Laden. Was das heisst, das müsstest Du Dir ansehen. Ich bin einfach kein Normalmensch mehr. Ohne einen Pfennig. Ich bin ein Kamel. Beim letzten Krach forderte ich wenigstens 50 Mark Taschengeld. Ich arbeite von morgens halb neun bis abends um sechs Uhr ohne Mittagspause, gehe dann nach Hause, koche, wasche, stopfe bis in die Nacht für ihn, neben meinen Pflichten für die Kinder. Es ist eine Affenschande, ich weiss es. Wenn er doch wenigstens mal ein nettes Wort der Anerkennung hätte, aber das liegt ihm einfach nicht. Ach, Du geliebtes Mädchen, ich hielte das ja auch alles gar nicht aus, wenn ich nicht so eine riesengrosse Angst vor dem Alleinsein hätte. Ohne einen Menschen, der mal nett zu mir ist, und Willi kann sehr nett sein, wenn es nach seinem Kopf geht. Er kann es nie wieder gut machen, dass ich Tränen weinen musste, die kein Mensch sehen sollte. Um Dich habe ich geweint, masslos, ohne mich zu schämen. Warum muss ich mich bloss so durch das Leben quälen. Ich will ja gerne sogar Dinge tun, die mir gar nicht liegen, aber ich muss doch wissen

wozu. So kann es einfach nicht mehr weitergehen. Wie oft habe ich mir das schon selbst gesagt, und es ging weiter. Es geht weiter. Weil ich noch nicht für den Rest meines Lebens allein sein kann. Und morgen werde ich wieder ins Geschäft gehen und mich krank ärgern und meinen Verstand begraben. Nicht einmal genug Ruhe hatte ich für Dich, die ich mehr liebe als mich selbst. Du warst und bleibst der Inbegriff des wahren Lebens. Mit Dir ging alles Lebenswerte verloren. Warum zerstört Gott nicht auch endlich mich oder nimmt meine wahnsinnige Liebe zu Dir von mir. Ich schreie doch so laut zu Dir, oh Gott, Du musst es doch hören. Ich schreie seit dem 21. August.

Am 3. April 1950 heiraten Lilly und Willi Beimling. Die erste Zeit wird sie von ihm regelrecht eingesperrt. Sie, die früher immer ein volles Haus hatte, darf weder Besuch empfangen noch ausgehen. Willi duldet keine fremden Leute im Haus und hat auch keine Freunde, sein ganzes Leben kreist um das Geschäft, er will es zu was bringen. Sehnsucht nach ein bisschen Liebe ist es und der Wunsch nach finanzieller Sicherheit, die ihm Lilly in die Arme treibt. Heute bezeichnet sie diese Heirat als Torschlusspanik.

Willi merkt das. «Du brauchst doch gar keinen Mann», sagt er.

Im Frühjahr 1953 versucht Lilly noch einmal, sich das Leben zu nehmen. Nach einem Streit mit Willi, der seine Frau trotz ihrer fieberhaften Grippe im Laden arbeiten lassen will, schneidet sie sich die Pulsadern auf. Quer und nicht längs, wie es richtig gewesen wäre. Willi liefert einen furchtbaren Auftritt, und als Lilly blutend auf den Gang läuft, quetscht er ihr auch noch die andere Hand in der Tür ein. Bernd holt die Polizei.

### **Lillys Tagebuch, im August 1953**

Kurz, trocken und schlecht, in Stichworten: April 1950 Willi geheiratet, Februar 1951 von Willi schuldlos geschieden, 1952 Willi wieder zu mir gezogen, alter Stiefel, Tauziehen um erneute Heirat, alter Trott von vorne, gegen alle Vernunft. Geschäft, Haus-

halt, Willi und Kinder. Anfang 1953 nach viertem Bruch seines Versprechens ihm klar gemacht, dass ich endgültig genug habe. Lässt sich Zeit zu gehen, trotz Aufforderung. Einen Langmut habe ich, es ist zum K...

Im Dezember zieht Willi endlich aus. «Ich bin ihn los, endlich, den grössten Schuft, der mir je über den Weg gelaufen ist», schreibt Lilly in ihr Tagebuch.

Danach zieht sich Aimée immer weiter in sich selbst zurück. Die Familie verbringt die Wirtschaftswunderzeit unter ärmlichen Verhältnissen, nie ist Geld im Haus. Während es in den ersten Nachkriegsjahren nichts ausmacht, barfuss zur Schule zu gehen, beginnen Lillys vier Söhne nun unter den abgetragenen Mänteln, die von Bruder zu Bruder hinuntergereicht werden, zu leiden. Während Lillys Freundinnen und Freunde von damals allmählich etwas werden, lebt sie von der Halbwaisenrente der Kinder. Gelegentlich geht sie putzen und hilft zu Weihnachten in einem Papierwarengeschäft aus. Diese Arbeit gefällt ihr, doch sie hat zu wenig Lebensmut, um Entscheidungen zu treffen. Als sie gefragt wird, ob sie bereit wäre, im Papierwarengeschäft eine Stelle anzunehmen, überlegt sie es sich so lange, bis es zu spät ist. Trotzdem ermöglicht sie Bernd, Eberhard und Reinhard ein Studium. Als sie sich endlich aufrafft, aufs Amt zu gehen, um eine Unterstützung zu beantragen, wird sie gefragt, wieso ihre Kinder eigentlich studieren müssen.

«Soll ich meine Kinder unter unserem Niveau erziehen?» Als der Beamte nicht locker lässt, droht Lilly, ihre Söhne zu holen und sie ihm vor die Tür zu setzen.

«Oder geben Sie mir den Vater der Kinder wieder?» «Naja, vielleicht wollte der gar nicht zurückkommen zu Ihnen.»

Im September 1961 wandert Eberhard Wust nach Israel aus.

1963 – Lilly ist 50 Jahre alt – beginnt sie endlich mit einer versicherungspflichtigen Arbeit. In der Spinnstofffabrik Zehlendorf, einer Hoehchst-Tochter, bekommt sie eine Stelle als Putzfrau und guter

Hausgeist der Personalabteilung. Um fünf Uhr früh steht sie auf und fällt abends todmüde ins Bett. Für die Seele und das Vergnügen bleibt keine Zeit. Die Wochenenden verbringt Lilly bei den Eltern.

Mitte 1970 – alle vier Söhne sind ausser Haus – zieht Lilly um, aus Angst vor einer drohenden Mieterhöhung, und um in der Nähe ihrer alten Eltern zu sein, von der schönen Wohnung in der Friedrichshaller Strasse in eine bescheidene Einzimmerwohnung in Lichterfelde, mit Blickkontakt auf die Wohnung ihrer Eltern. Am 1. Oktober stirbt die Mutter, wenige Jahre später der Vater.

Im Herbst 1974 wird Günther Wust amtlich für tot erklärt, dreissig Jahre nach seinem Heldentod in Jassy, Rumänien.

Am 21. September 1981 erhält Lilly auf Betreiben ihres Sohnes Bernd das Bundesverdienstkreuz am Bande.

## Lilly

Als sie mir den Orden verleihen wollten, war mein erster Gedanke: ablehnen, davon kommt Felice nicht wieder. Aber dann dachte ich, vielleicht ist's in Felices Sinn. Am Tag der Verleihung hab ich es in der Firma gar nicht gesagt, hab nur einfach gefehlt an dem Montag. Ich wollte dieses Aufsehen nicht haben, aber es stand ja dann in allen Zeitungen! Die Medien haben mich bald verrückt gemacht. Ich hab alles abgelehnt damals, ich wollte keine Sensation sein, Gott behüte. Wie die Leute sich dann verhalten haben, das war schon eigenartig. Die Leitung, die war ganz prima. Diese Vase hier voller Rosen haben sie mir geschenkt. Aber bei Menschen, mit denen ich regelrecht befreundet war in der Spinne, da hab ich eine Reaktion gespürt, die ich nie erwartet hätte. Die meisten haben sich innerlich von mir abgewendet. Auch hier in meiner Wohngegend, nicht wahr. Nicht, dass sie mich nicht mehr grüssten, aber man merkte es doch. Ich war gezeichnet, und ich kann mich davon nicht erholen. Damit sterbe ich auch. Das war der Grund, warum ich mich so vollständig zurückgezogen habe. Ich habe niemandem mehr getraut, niemandem. Es will heute doch keiner gewesen sein! Die Menschen ha-

ben sich nicht geändert, die jedenfalls nicht. Auch meine vielen Telefongespräche mit Dörthe bestätigen uns immer wieder – wir sind sehr allein auf weiter Flur. Wenn man die Prozesse verfolgt hat, das war doch grauenhaft, die Leute, denen man nicht glauben wollte, das macht doch wahnsinnig. Ich bin überempfindlich. Aber auch die, denen ich geholfen habe, haben mich im Stich gelassen. Man hat mir goldene Berge versprochen, man hat es nicht gehalten. Im Gegenteil. Die Schwester von Lucie hat mir eines Tages geschrieben – da kann man sehen, wie wenig das Ausland wusste: Konnten Sie es nicht verhindern? Das hab ich ihr sehr übel genommen. Schliesslich habe ich Lucie begraben. Und selbst die Gräfin Malzahn, die unheimlich viele Leute versteckt hat, hat einmal in einem Interview im SFB etwas gesagt, das mir in die Seele gerutscht ist. Sie wurde gefragt, ob die Menschen, die sie geschützt hat und für die sie ewig ihr Leben aufs Spiel gesetzt hat, es ihr gedankt haben, und da hat sie geantwortet: Ich spreche es ungern aus, aber es waren sehr wenige. Die wollten mit all dem nichts mehr zu tun haben. Weggegangen und alles vergessen. Ich hatte ja auch den Plan, nach Amerika zu gehen, zu Felices Onkel, dem Bruder der Mutter. Ich wollte nicht in Deutschland bleiben. Auch nach Schweden hätte ich gehen können, nur hat man mir gesagt, es wird für Sie wahnsinnig schwer werden wegen der vier Kinder. Ich war immer wieder gehandicapt durch die Kinder. Ich hasse die Deutschen immer noch. Immer wieder kommt irgend etwas zum Vorschein. Ganz kennzeichnend: Da drüben fahren unsere beiden Busse, der 85er und der 96er, mit denen bin ich zur Arbeit gefahren. Jetzt ist hier eine Berufsschule. Ich stehe an der Haltestelle, und die Kinder machen Lärm. Auf einmal sagt eine Frau zu einer anderen: «Da geht's ja zu wie auf der Judenschule!» Manchmal bin ich froh, dass ich bald weg bin vom Fenster, ehrlich.

Zwei Wochen nach Erscheinen der Berichte über die Ordensverleihung in den Zeitungen wäre Lilly beim Verlassen der Wohnung beinahe über einen grossen Stein gestürzt, den jemand ins Treppenhäus gelegt hat. Ihre Wohnungstür ist über und über mit Jauche beschmiert.

Nunmehr 70 Jahre alt kippt Lilly 1983 während der Arbeit um und sieht ein, dass es endlich Zeit ist, ihre Rente anzutreten. Weil sie nur zwanzig Jahre sozialversicherungspflichtig gearbeitet hat, fällt diese karg aus. Lillys Armut ist ihr wunder Punkt. Alle zwei Jahre hat sie Anspruch auf einen Mantel und ein Paar Schuhe. Lilly verzichtet. «Da habe ich meinen Stolz, ich geh doch nicht betteln zu denen», sagt sie.

Lilly lässt sich gehen, liest, lebt in den Tag hinein, geht nicht mehr zum Friseur, schafft sich nichts an, was ihr Freude bereiten könnte. Die paar Jahre auf Rente kriegst du auch noch über die Runden und dann legst du den Löffel hin, sagt sie sich.

Lilly ist eine erfahrene Patientin. Mindestens zweimal jährlich muss sie ins Krankenhaus. Herz, Kreislauf, Diabetes. Nur wenn sie Eberhard in Israel besucht, kehrt die Lebenslust wieder. In Israel fühlt sie sich wohl, in Israel ist sie unter ihresgleichen. Auch in Berlin zündet sie zum Sabbat die Kerzen an und denkt an ihren Sohn, den Juden Eberhard, und an die Jüdin Felice Schragenheim, immer wieder an Felice. Wenn der 21. August naht, kehrt jedes Jahr von Neuem die Trauer wieder. Die Negative der Aufnahmen von Aimée und Jaguar an der Havel bewahrt Lilly in dem weissen Kunststoffäschchen auf, in dem sie in Israel ihr Tüchlein für die Klagemauer mit sich trug.

Einen ihrer beiden Kühlschränke zur getrennten Aufbewahrung von Milchigem und Fleischigem muss sie, um Strom zu sparen, ausschalten. Nun hebt sie dort ihre Medikamente auf. Jeden Sabbat telefoniert sie mit Dörthe Zivier. Über 30 Jahre haben sich die beiden Frauen nicht gesehen. «Wir wollen uns so in Erinnerung behalten wie wir waren», sagt Lilly zu Dörthe.

Dörthe Zivier ist im Juli 1992 gestorben.

Ihre Tagebücher, Felices Dokumente und Familienfotos, alle Briefe und Gedichte, die Aimée und Jaguar einander geschrieben haben, hat Lilly in zwei randvoll gepackten Koffern verstaut, die griffbereit auf dem schwarzen verglasten Schränkchen liegen. An jedem

2. April, ihrem «Hochzeitstag», kramt Aimée das Tränenbüchlein hervor und liest sich zurück ins Damals. Wenn ihr etwas zustossen sollte, sollen die Dokumente zu Eberhard nach Israel gebracht werden. Die Koffer sind Eberhards Idee: «Dann braucht die Polizei erst gar nicht zu wühlen.» Die Schlüssel zu den Koffern trägt Lilly um den Hals.

1985, vier Jahre nach der Ordensverleihung, meldet sich ein amerikanischer Journalist. Der Berliner Senat hat ihm Elisabeth Wusts Namen genannt, er plant ein Buch über «The Good Germans». Er entreisst Lilly ihr Geheimnis. Zum ersten Mal sagt Lilly die Wahrheit über Aimée und Jaguar. Dass die Jüdin Schragenheim nicht nur ihre Freundin war, sondern auch ihr Leben.

«Manchmal bin ich traurig», sagt Lilly, «jetzt ist es nicht mehr meine Geschichte.»

## Nachwort

Mein erstes Gespräch mit Elisabeth Wust führte ich im Winter 1991. Es verwirrte mich. Personennamen, Strassennamen und Orte der mir unvertrauten Umgebung Berlins sprudelten in rasender Geschwindigkeit aus dem Mund der alten Frau. Sie sprach wie eine Maschine und liess mir keine Zeit, Fragen zu stellen. Ich spürte, dass sie dieselbe Geschichte schon oft erzählt hat, während gleichzeitig das Pathos, die Trauer und das mädchenhafte Kichern in ihrer Stimme den Anschein erweckten, als tauchten die Erinnerungen spontan aus der Vergangenheit auf.

Später, als ich Lillys Tagebücher las und mir Tonbandgespräche anhörte, die sie mit anderen geführt hatte, merkte ich, dass sie ganze Passagen auswendig kann und immer wieder dieselben Sätze mit denselben Emotionen unterlegt. Die Automatik ihres Sprechens machte mich träge und teilnahmslos. Ich ertappte mich dabei, ihre Erzählung mit Hmhms zu bestätigen, und hatte doch längst den Faden verloren. Denn ihr zuzuhören war ermüdend. Ein zufälliges Bild in ihrem Wortstrom löste eine völlig neue Assoziationskette zu einer ganz anderen Geschichte aus, die ich entweder schon kannte oder die mich gerade dann nicht interessierte. Um den chronologischen Ablauf der Ereignisse zu erfassen, musste ich Lillys ausufernde Erinnerung mit drakonischer Strenge zähmen.

Nachdem ich mich in die groben Zusammenhänge eines ganzen langen Lebens in einer historisch turbulenten Zeit einigermaßen eingearbeitet hatte, ging ich an die Details. Lillys Gedächtnis ist phänomenal. Namen, Daten, Ortsbeschreibungen, Farben, Kleidermodelle, Gefühle und Gesprächsausschnitte tauchten mühelos aus ihrer Erinnerung auf, auch dann, wenn wir uns von den in ihrem Tagebuch fest-



gehaltenen und immer wieder nachgelesenen Ereignissen entfernten. Wenn dieser Moment eintrat, wurde das Gespräch spannend und lebendig, die Worte bekamen eine frische Farbe, meine Aufmerksamkeit richtete sich auf, wir konnten miteinander lachen.

Doch je öfter wir uns trafen, desto seltener wurden die Überraschungen. Die unveränderlichen mit immergleicher Betroffenheit vorgetragenen Sätze über Geschehnisse, die nahezu ein halbes Jahrhundert zurückliegen, machten mich wütend. Wütend auch, weil sich Lilly mit ihrem hartnäckigen Festklammern an die Vergangenheit ihr Leben zugemauert hat. Warum konnte sie die Erinnerung an Felice und die Trauer über deren Tod nicht mit derselben Lebenslust verbinden, die Felices Person so unwiderstehlich machte? Warum musste sie Helene zurückweisen und diesen grässlichen Beimling heiraten? Warum hat sie nicht noch in den 70er Jahren, als in Berlin die Lesbenszene blühte, den Schritt ins Leben zurückgewagt? Warum schliesslich nimmt sie keine Haushaltshilfe von der Kommune in Anspruch, um sich den mühsamen Alltag zu erleichtern? Alte Leute sind störrisch, kokettiert Lilly, und das andere sei eben nicht mehr zu ändern.

Aber da gibt es auch noch etwas anderes. Aimées Geschichte ist lückenhaft. Viel Spass hatten wir miteinander, wenn Lilly über sich als junges Mädchen erzählte, über die komische Geschichte mit der Turnlehrerin, über ihre ersten Amouren mit Männern. Dann heiratet sie Günther Wust, und die Geschichte bricht ab, um erst wieder im Herbst 1942 lebendig zu werden. Was spielte sich zwischen 1933 und ihrer Begegnung mit Felice Schragenheim ab?

Lilly stellt sich selbst als dumpfe Hausfrau dar, die vor lauter Windelwaschen gar nicht mitkriegte, was in der Welt los war. Diese Sicht widerspricht den Erinnerungen an ihre Familie, an den kommunistischen Vater, die jüdische Liebschaft der Mutter, den im spanischen Bürgerkrieg gefallenen Bruder. So unpolitisch, wie sie sich darstellt,

konnte sie nicht gewesen sein. Eine trübe Schicht von Unbestimmtheit liegt über zehn Jahren ihres Lebens. Verdrängt, vergessen, bewusst geschönt wie bei so vielen ihrer Landsleute? Immer wieder betont Lilly die Vertrautheit ihrer Familie mit jüdischen Menschen – «Vergiss den Vater meines Bruders nicht!» – und doch sollte sie nicht bemerkt haben, was ab '33 den Juden in Deutschland angetan wurde?

Andere Gesprächspartnerinnen waren es, die meinen Blick auf diesen Widerspruch lenkten, und so begann ich behutsam und beharrlich an Lillys Lebenstraum zu kratzen. Natürlich erwartete sie von mir, ihr Selbstbild ungefragt zu übernehmen, Lilly Seite an Seite mit Felice als Opfer des Nationalsozialismus. Doch als ich ihren Widerstand durchbrochen hatte, waren wir zwar beide erschöpft, aber es ging uns besser miteinander. Ich habe versucht, ihr klarzumachen, dass sie keine Heldin sein muss, um meine Freundin zu sein, und dass ich ihre Freundin nicht sein kann, wenn eine Unwahrheit zwischen uns steht.

Lilly hat ihre Vergangenheit im Dritten Reich ein winziges Stück gelüftet, gerade so viel, dass ich ihr wieder in die Augen schauen konnte. Doch vieles haben andere mir erzählt. Nicht alle von mir rekonstruierten Szenen werden Lilly gefallen.

Ich habe sie nicht ohne einen Schuss eigener Selbstgerechtigkeit geschrieben. Denn schwer erträglich war mir das vereinnahmende *Wir*. Sie hat sich zu den Juden hineingedrängt, sagte mir ihr Sohn Bernd. *Ich* habe es nicht zugelassen. Die Anmassung einer selbstverständlichen Nähe zu den Juden habe ich stets mit schroffem Schweigen zurückgewiesen. Ich erlaube ihr nicht, den Opferstatus für sich zu beanspruchen, die Grenze zu Felice, zu meiner Mutter und zu mir selbst hüte ich streng, eifersüchtig auf mein kleines Stückchen Identität. Sie versucht es immer wieder, lässt meine Mutter grüssen, verwendet jüdische Ausdrücke, schwärmt von Israel und tut so, als hätte sie mit diesem ihrem deutschen Land nichts zu tun.

Felice hingegen ist mir näher. Felice, die Tote, ist mir vertraut. Ihre Familie und ihre Kindheit kenne ich von Erzählungen meiner Mutter

über ihre eigene Kindheit und Jugend in Warschau. Eine verlorene Welt, nach der ich mich sehne, auch wenn ich weiss, dass ich ihre Enge ebensowenig ertragen hätte wie Felice. Vertraut ist mir auch Felices Arroganz und ihre Sehnsucht nach Geborgenheit, die stets auch ein Wunsch nach Fortgehen ist.

Ich glaube nicht, dass Jaguar bei Aimée geblieben wäre. Lilly wusste das – und fand kalten Trost in der Ahnung, dass ihr dieses Los erspart bleiben würde. So interpretiere ich ihre schaurigen Zeilen, die sie am 3. August 1945 geschrieben hat: *Und tief in meinem Herzen drin / bin letzten Endes ich gelassen – / es hat für mich doch einen Sinn: / Du wirst mich lebend nie verlassen!* Weil es tatsächlich so kam, hatte Jaguar keine Chance, sich [schofel](#) zu benehmen. Sie muss es sich gefallen lassen, der ewigen Verklärung anheimzufallen. Und Lilly hat sich selbst dazu verurteilt, ein Leben lang zu büssen. «Irgendwie bin ich auch schuldig geworden», hat sie mir gegen Ende unserer gemeinsamen Arbeit gestanden. Für diesen Satz liebe ich sie.

Felice hat eine Fülle von Briefen, Zeugnissen, Bescheinigungen und Gedichten hinterlassen, die mir geholfen haben, ihr Leben nachzuzeichnen. Die Dokumente markieren zwar exakte Punkte in der Zeit, Felices Gefühle und Gedanken kann ich aber nur erahnen. Wie verkraftet ein behütet aufgewachsenes, ehrgeiziges und lebenslustiges junges Mädchen die zunehmende Ausgrenzung aus dem Leben, das für sie noch gar nicht richtig begonnen hat? Einiges hat Felice in von zunehmender Weltflucht geprägte Gedichte gefasst, andere Menschen hatten die Chance, ihre Erinnerungen ausführlicher aufzuschreiben. Sie helfen mir heute, mich an Felice heranzutasten. Viele Fragen aber bleiben offen, und ich bin bei der Entschlüsselung mancher ihrer – nur allzu folgenreichen – Entscheidungen ebenso auf Mutmassungen angewiesen wie bei Lilly, der Lebenden. Meine Suche nach Felices Verwandten – nach ihrer Schwester Irene Cahn und der Stiefmutter Käte Schragenheim, geborene Hammerschlag – verlief erfolglos.

Warum habt ihr nicht mehr miteinander gesprochen? frage ich Lily und die anderen. Sie schauen mich an und zucken unwillig mit den Achseln. Es ist unangenehm, sich eingestehen zu müssen, etwas versäumt zu haben, was nicht wiedergutzumachen ist. Zeitmangel, Discretion, Vorsicht, die immer grösser werdenden Mühen des Alltags – wie soll man in der gelebten Zeit wissen, dass dieses oder jenes nebensächlich erscheinende Detail eines Tags «Zeitgeschichte» wird?

Die Auseinandersetzung mit Felice und ihrem jahrelangen Kampf um eine Chance zur Flucht hat mich gezwungen, mich erneut mit einem zentralen Kapitel meines eigenen Lebens auseinanderzusetzen: Flucht, Fremdheit, Leben am Rand, Exil. Und während ich an *Aimée & Jaguar* schrieb und über Flucht sinnierte, tobte in Bosnien der Krieg. Während ich darüber schrieb, wie die USA und Europa ihre Grenzen vor den verzweifelten Jüdinnen und Juden schlossen, erlebte ich, wie Europa abermals seine Grenzen vor den bosnischen MuslimInnen dicht machte. Und ich sah, dass das, was das Regime der bosnischen Serben in der «ethnisch gesäuberten» Karadzic-»Republik» den MuslimInnen antut, bis auf die Gaskammern dem «Dritten Reich» abgeschaut ist.

Mit einer morbiden Faszination lese ich Holocaust-Erfahrungsberichte, die die bekannten Fakten bestätigen, die Frage nach dem «Wie war es möglich?» aber stets aufs Neue unbeantwortet lassen. Heute ist es ganz nah von uns wieder möglich, und ich frage die muslimischen Bosnien-Flüchtlinge. «Wir verstehen es nicht», antworten sie und schauen mich ratlos an.

Und weil Martin, mein Mann, Österreicher ist und weiss, wie erfolgreich seine Eltern weggeschaut haben, schaut er hin. Seit Dezember 1992 gilt seine gesamte geistige und körperliche Kraft dem Versuch, die abweisende deutsche Flüchtlingspolitik zu unterlaufen, indem er MuslimInnen hilft, sich aus Bosnien zu retten und bei Gastfamilien in Deutschland unterzukommen. Monatelang hinderte mich sein humanitärer Aktivismus daran, auch nur eine einzige Zeile zu

schreiben, weil das Telefon den ganzen Tag schrillte. Zwischen meinem Sehnen nach *Aimée & Jaguar* drängte sich Martins herrisches Bestehen auf der Priorität des Lebens. Und dann verschwand er ganz, arbeitete nur noch in Zagreb, entzog mir seine selbstverständlich gewordene Nähe und Aufmerksamkeit.

Sollte ich aufhören zu schreiben und an seine Seite eilen? Meine Freundinnen redeten mir zu, mein Buch ernst zu nehmen. Ihre Bestätigung tat mir wohl, und doch weiss ich, dass sie eigentlich unrecht hatten. Andere Freundinnen gerieten in Wut und beschuldigten Martin der Verantwortungslosigkeit mir gegenüber. Obwohl ich unter der wachsenden Fremdheit zwischen uns litt, musste ich ihn verteidigen. Nicht Sorge um mich lässt meine Freundinnen für mich eintreten, sondern Abwehr von Martins Tun. «Warum habt Ihr damals nichts getan?» haben Millionenjunger Deutscher und Österreicherinnen ihre Eltern in aufrechter Empörung gefragt und keine Antwort erhalten. Die erwachsen Gewordenen haben keine Lust, sich dieselbe moralische Frage nunmehr selbst zu stellen. Sie müssten sonst daraus Konsequenzen ziehen.

Während ich dieses Buch ohne seine Liebe zu Ende geschrieben habe, hat der Moralist Martin 1.500 Menschen gerettet.

Köln, im Mai 1993

## Bücher und Zeitschriften

H.G. Adler: Die verheimlichte Wahrheit, Theresienstädter Dokumente, Tübingen 1958.

H.G. Adler: Theresienstadt 1941-45, Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Tübingen 1960.

Martin Broszat, Norbert Frei (Hrsg.): Das Dritte Reich im Überblick, Piper, München 1989.

Inge Deutschkron: Ich trug den gelben Stern, dtv, München 1985.

Gerd W. Ehrlich: Mein Leben in Nazideutschland, unveröffentlichtes Manuskript, aufgezeichnet im Winter 1945 in Genf.

Ruth Andreas-Friedrich: Der Schattenmann, Tagebuchaufzeichnungen 1938-45, Suhrkamp, Berlin 1983.

Harald Focke/Uwe Reimer: Alltag unterm Hakenkreuz, Rowohlt, Reinbek 1979.

Norbert Guggenbichler: Zahnmedizin unter dem Hakenkreuz, Mabuse, Frankfurt/Main 1988.

Israel Gutman (Hrsg.): Enzyklopädie des Holocaust, Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, Argon, Berlin 1993.

Raul Hilberg: Die Vernichtung der europäischen Juden, Fischer TB Verlag, Frankfurt/Main 1990.

80 Jahre Hildegard-Wegscheider-Oberschule, Berlin-Grünwald 1909-1989.

Ingeborg Hecht: Als unsichtbare Mauern wuchsen, dtv, München 1987.

- Gernot Jochheim: Frauenprotest in der Rosenstrasse,  
Edition Hentrich, Berlin 1993.
- Juden in Berlin 1671-1945, Ein Lesebuch, Nicolai, Berlin 1988.
- Marion Kaplan: Der Alltag jüdischer Frauen im NS-Deutschland, in:  
Journal für Geschichte 1/86, Weinheim.
- Ursula von Kardorff: Berliner Aufzeichnungen 1942 bis 1945,  
C.H. Beck, München 1992.
- Heinz Knobloch: Der beherzte Reviervorsteher, Morgenbuch Verlag,  
Berlin 1990.
- Heinz Knobloch: Meine liebste Mathilde, Buchverlag der Morgen,  
Berlin 1985.
- Claudia Koonz: Mütter im Vaterland, Frauen im Dritten Reich,  
Kore Verlag, Freiburg i. Br. 1991.
- Ruth Klüger: weiter leben, Eine Jugend, Wallstein Verlag, Göttingen  
1992.
- «Machtergreifung», Berlin 1933, Edition Hentrich, Berlin 1984.
- Mieczysław Mołdawa: Gross-Rosen, Obóz koncentracyjny na sląsku,  
Warschau 1980.
- Stefanie Poley (Hrsg.): Rollenbilder im Nationalsozialismus –  
Umgang mit dem Erbe, Verlag K.H. Bock, Bad Honnef 1991.
- Marcel Reich-Ranicki (Hrsg.): Meine Schulzeit im Dritten Reich,  
Kiepenheuer & Witsch, Köln 1982.
- Reinhard Rürup (Hrsg.): Topographie des Terrors, Gestapo, SS und  
Reichssicherheitshauptamt auf dem «Prinz-Albrecht-Gelände»,  
Eine Dokumentation, Verlag Willmuth Arenhövel, Berlin 1987.
- Hans Dieter Schäfer (Hrsg.): Berlin im Zweiten Weltkrieg,  
Piper, München 1991.

Regina Scheer in «Die Andere» Nr. 6, Berlin, 1. März 1990.

Klaus Scheurenberg: Ich will leben, Oberbaumverlag, Berlin 1982.

Claudia Schoppmann: Nationalsozialistische Sexualpolitik und weibliche Homosexualität, Centaurus, Pfaffenweiler 1991.

Jizchak Schwersenz: Die versteckte Gruppe, Wichern-Verlag, Berlin 1990.

Nathan Stoltzfus in «Die Zeit» Nr.30, 21. Juli 1989.

Vorläufiges Verzeichnis der Konzentrationslager und deren Aussenkommandos sowie anderer Haftstätten unter dem Reichsführer SS in Deutschland und deutsch besetzten Gebieten (1933-45), Arolsen, Februar 1969, Comité International de la Croix Rouge, Internationaler Suchdienst.

Wolf H. Wagner: Der Hölle entronnen, Stationen eines Lebens, Eine Biographie des Malers und Graphikers Leo Haas, Henschelverlag, Berlin 1987.

Peter Wyden: Stella, Steidl, Göttingen 1993.

David S. Wyman: Paper Walls, America and the Refugee Crisis 1938-1941, The University of Massachusetts Press 1968.

David S. Wyman: Das unerwünschte Volk, Amerika und die Vernichtung der europäischen Juden, Hueber, Ismaning bei München 1986.

Zerstört, besiegt, befreit, Der Kampf um Berlin bis zur Kapitulation 1945, Edition Hentrich, Berlin 1985.

Zerstörte Fortschritte, Zur Geschichte des Jüdischen Krankenhauses zu Berlin, Edition Hentrich, Berlin 1989.

Georg Zivier: Deutschland und seine Juden, Hoffmann und Campe, Hamburg 1971.





«Aimée & Jaguar», Lilly Wust (rechts) und Felice Schragenheim, aufgenommen mit dem Selbstausröser am 21. August 1944 an der Havel.



Felice, aufgenommen von Lilly  
am 21. August 1944 an der Havel.



Lilly, aufgenommen von Felice im Sommer 1944 auf dem Balkon von Lillys Wohnung in der Friedrichshaller Strasse 23.



Lillys Eltern, Margarethe und Günther Kappler, Lillys Halbbruder Bob und Lilly, ca. 1919.



Lillys Eltern, Günther Wust, Lillys Mann, Lilly mit Sohn Bernd im Sommer 1937.



Lilly mit ihren Söhnen Bernd, Eberhard, Reinhard und Albrecht im Februar 1943, aufgenommen von Felices Freundin Ilse Ploog.



Felice (links) und Irene Schragenheim im Jahre 1926  
im Alter von vier und sechs Jahren.



Felices Eltern, Dr. Albert Schragenheim und Erna Schragenheim,  
geborene Karewski, 1921 in Berchtesgaden.



Käte Schragenheim, geborene Hammerschlag,  
Felices Stiefmutter.



FEE.—£1 (One Pound.)

38/27190

Form No. 41.

COMMONWEALTH OF AUSTRALIA.



DEPARTMENT OF THE INTERIOR,  
CANBERRA, A.C.T.,

No 32796

Permit

13th June, 1939

LANDING PERMIT.

To whom it may concern:

THIS IS TO CERTIFY that permission has been granted for the admission to Australia of the undermentioned person or persons ( one in number), said to be of German nationality, at present residing in Germany ~~whose name is not stated~~  
~~in Australia has been guaranteed by Mr.~~

This authority has been granted subject to the conditions that such person or persons shall be in sound health, of good character, and in possession of a German Passport or Certificate of Identity, bearing photograph of the holder, and duly visaed (if not issued) by a British Consular or Passport Officer, and subject to any further conditions which may be stated below.

This Permit is valid until 13th June, 1940.

NAME.	AGE.	RELATIONSHIP (if any) TO GUARANTOR.
SCHRAGENHEIM, Felice	17 years	-

NOTE:- This authority is also subject to the condition that bearer will be accompanied to Australia by her step-mother, Mrs. K. Schragenheim, holder of Landing Permit No. 32795.

Transmitted per The General Secretary,  
Australian Jewish Welfare Society,  
SYDNEY.

*P.W. Johnston*  
By authority of the  
Minister for the Interior.

NOTE.—This Permit should be forwarded to the person in whose favour it has been issued (or to chief member of the party if more than one person is included in the Permit) for production when applying for passport facilities or steamer passage tickets, and for production and surrender to the Customs Officer of Customs at the Australian port of disembarkation.  
If an extension of this Permit is desired, application should be addressed to the Department of Interior. A fee of 10/- (ten shillings) is payable for each year's extension authorized.



Felices Schulklasse in Berlin-Grunewald  
mit Studienrat Walter Gerhardt im Juni 1936.  
2. Reihe links: Felice, 4. Reihe links: Hilli Frenkel,  
Felices beste Freundin.

**Johanna von Putkamer = Schule**  
 Oberschule für Mädchen, Berlin-Grunewald

## Abgangszeugnis

Felic Schragoheim

Schüler des **1. Jahrgangs** Fr. **Herbert Schragoheim** zu **Charlottenburg**  
 geboren den **9. März** 1912 zu **Berlin** jüdisch, ~~Reichsdeutscher~~  
 ist der Anstalt **6 1/2** Jahre, seit **Herbst** 1938 der Klasse **Mitgesprina** angehört.  
 ist am **10** nach Klasse **versetzt** worden und verläßt die Anstalt,

*auf Anordnung des Herrn Reichsziehungsministers.*

gemeine Beurteilung: **Felic war eine ruhige und freundliche, besagte und fleißige Schülerin.**

Englisch	Chemie
/	gut
französisch	Biologie
gut	befriedigend
deutsches	Nadelarbeit
befriedigend	/
mathematisch	Zeichnen und Kunstunterricht
sehr gut	befriedigend
historisch	Musik
befriedigend	befriedigend
physik	Leibesübungen
befriedigend	ausreichend
lateinisch	Kurschrift
gut	/
naturwissenschaftlich	Handschrift
befriedigend	ausreichend
sonstige	
gut	

Urkunden:

Urkunde für die Leistungen: 1 = sehr gut; 2 = gut; 3 = befriedigend; 4 = nicht genügend; 5 = mangelhaft; 6 = ungenügend.

Berlin-Grunewald, den **15. November** 1938




Ober-Schulinspektor
Klassleiter



JUL 15 1941

811.11  
HFC/jew.

AMERIKANISCHE BOTSCHAFT  
BERLIN

Datum des Poststempels

Bezüglich Ihrer Anfrage wird Ihnen mitgeteilt,  
dass die Bearbeitung von Visumangelegenheiten bis auf  
weiteres eingestellt worden ist.

---:---:---:---:---:---:---:---

Felice Schragenheim  
Replace visa #23989.

*Schragenheim Felice*

LEAVE SPACE BLANK

Name... **SCHRAGENHEIM.. Felice.. Rahel.....** Classification.....  
(Surname) (First) (Middle)  
 Nationality... **ITALIEN**... Color... **whita**.. Sex... **female**... Reference.....  
(PLEASE TYPE OR PRINT PLAINLY)  
 RIGHT HAND

1. Thumb	2. Index finger	3. Middle finger	4. Ring finger	5. Little finger

LEFT HAND

6. Thumb	7. Index finger	8. Middle finger	9. Ring finger	10. Little finger

Impressions taken by: *Felice Rahel Schragenheim*  
(Signature of official taking prints)  
 Date impressions taken: **Jul. 28, 1941**  
 Note amputations:   
(Allen's signature)

FOUR FINGERS TAKEN SIMULTANEOUSLY		FOUR FINGERS TAKEN SIMULTANEOUSLY	
Left hand	L. thumb	R. thumb	Right hand



Felices Grossmutter  
Hulda Karewski.

Dr. Jsrael Ernst Jacoby

Berlin O 2, Prenzlauer Str. 18

Eingang Hirtenstr.

Telefon: 52 44 85



Zur ärztlichen Behandlung  
ausschließlich von Juden  
berechtigt

Medical Certificate of Health

Miss Felice Schragenheim, born on 9.3.1920, residing in Berlin-Charlottenburg, 27, Sybelstr., has this day been medically examined by me. I found her not to be mentally or physically defective in any way. I found especially that Miss Schragenheim is free from any infectious disease.

Berlin, den 16. März 1939

Reichsvereinigung der Juden in Deutschland Abt. Wanderung  
(HILFSVEREIN)

Vom Herrn Reichsminister des Innern durch Verfügung vom 31. 10. 1924 Nr. H 7781 als genehmigte Auswanderungsberechtigungsstelle für jüdische Auswanderer anerkannt

Berlin N 4, den 22. August 1941  
Artilleriestr. 31

Fräulein  
Felice Sara SCHRAGENHEIM

Berlin W.

Kurfürstendamm 102  
bei Hammerschlag

Betrifft: SA/No.

(Bei Beantwortung unbedingt anzugeben)

Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihre geplante Ausreise nicht durchgeführt werden kann, weil die Auswanderung von Frauen und Männern im Alter von 18. bis zum 46. Lebensjahr verboten ist.

Wir stellen Ihnen anheim, diesbezüglich bei uns vorzusprechen.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
REICHSVEREINIGUNG DER JUDEN IN DEUTSCHLAND  
ABT. WANDERUNG (HILFSVEREIN)

i. A. :



Inh.: Reinhardt Preiss

RFNr. o/o25o/5279.

**FLASCHENVERSCHLUSS-FABRIK**

GEGRÜNDET 1899

**ERLIN NW 21**

**STROMSTRASSE 47**

ANSPRECHER: 10 01 47  
LEHR.-ADR. SOMMERFELDVERSCHLUSS  
BERLIN  
NISCHL. RTD.: BERLIN Nr. 114280  
INK-KONTO: DRESDNER BANK,  
DEPOSITENKASSE 77,  
BERLIN NW 21, TURMSTR. 27  
INSTATION: BILN-100-LEHRTER-2HF.

B e s c h e i n i g u n g

Abschrift.

IN ZIEHEN:

UNSER ZIEHEN:

datum: 25. August 1942.

TRIFFT:

Wir bescheinigen hiermit, daß

Fräulein Felise Sara Schragenheim, Berlin NW 07, Claudiusstr. 14,  
bei uns als Drahtarbeiterin beschäftigt ist.

Unser Artikel "Flaschenverschlüsse" ist aufgrund der Ziffer F 5 der Ausführungsbestimmungen vom 21.12.40 zu dem Erlaß des Vorsitzenden des Reichsverteidigungsrates über Dringlichkeit der Fertigungsprogramme (ADFW) als kriegswichtig anerkannt. Ein Entzug von Arbeitskräften, die für die Herstellung des gesicherten Erzeugnisses benötigt werden, soll möglichst nicht erfolgen.

Ausserdem haben wir neben mittelbarem Heeresbedarf und Exportauftrag für Wehrmachtsteile nach Griechenland z.Zt. eine Sonderauflage des OKH erhalten.

Die obengenannte Facharbeiterin ist an der Herstellung der Flaschenverschlüsse maßgeblich beschäftigt.

**C. Sommerfeld u. Co.**  
gez. R. Preiß.

Aufgrund von Verhandlungen am 25.8.42 mit dem Arbeitsamt Berlin, Einsatzstelle für Juden, Berlin SW 29, Fontanepromenade 15, wurden obige Gründe anerkannt, und sollen die bei uns beschäftigten jüdischen Arbeitskräfte von der Evakuierung vorläufig burückgestellt werden.

**C. Sommerfeld u. Co.**  
gez. R. Preiß.



Günther Wust,  
Lillys Ehemann, 1930.





Felice, aufgenommen von Lilly  
im Januar 1944.

Heute Abend !! Ach, Telice, du  
weissst ja nicht wie sehr ich  
dich liebe. Ich habe jetzt eine  
schwere Zeit vor mir. Du müsstest  
mir helfen sie zu überwinden.  
Und dann .. dann werden  
wir erst völlig glücklich sein,  
dann werde ich mich für dich

Ich bin für dich  
dankbar.

Ich liebe dich !

In übrigen bin ich im Keller.

dein  
Lümpiger  
Jaquar



Lilly mit Bunkerschwester Herta, Reinhard und Albrecht vor Lillys Haus an der Friedrichshaller Strasse, aufgenommen von Felice im Herbst 1943.



Lilly, Felice und Käthe Herrmann, Lillys beste Freundin, in Eichwalde, aufgenommen von Käthes Mann Ewald.



Margarethe Selbach («Mutti»), Felices Freundin, und deren drei Töchter (rechts: Fif) vor ihrem Sommerhaus «Forst» im Riesengebirge.

76488

## HANDGEPÄCK

Blatt 1

X Unzulässig  
X Reisegepäck

## Liste

(Nichtzutreffendes ist zu durchstreichen.)

Zum Antrag vom

11. Mai

Name des Auswanderers Felice Sara Schragenheim

Ifd. Nr.	Stück	Gegenstand genaue Bezeichnung	Zeitpunkt der Anschaffung
1	2	Handtücher	vor 1933
2	1	Doubléarmband	" "
3	1	Plättleisen	" "
4	1	kl. Plättleisen	1936-1938
5	2	Badetücher	" "
6	1	Hut	" "
7	1	Regenmantel	" "
8	1	Wollwaste	" "
9	5	Kleiderbügel	" "
10	1	Kleid	" "
11	4	Blusen	" "
12	1 dts	Taschentücher	" "
13	4	Pyjamas	" "
14	1	Regenschirm	" "
15	2	Kostüme	" "
16	2	Büstenhalter	" "
17	2	Höschen	" "
18	2	Hemdchen	" "
19	2 P.	Schuhe	" "
20	1 "	Hauschuhe	" "
21	1	Mantel	" "
22	1	Kleiderbürste	" "
23	1	Nagelnecessary	" "
24	1	Weckerruhr	" "
25	1	lg. Hose	" "
26	1 P.	Handschuhe	" "
27	1	Kappe	" "
28	2	Blusenbinder	" "
29	1	Handspiegel	" "
30	2	Strumpfhaltergürtel	" "

Geprüft  
Berlin, den 24. Mai 1937  
Sachverständiger der Dienststelle

Meine Aimée!

Ich liebe Dich so sehr, dass ich Dir gar  
nichts schreiben kann. Und ich brauche  
Dir ja eigentlich auch gar nicht zu schreiben,  
denn alles so enorm wichtige, werde ich  
Dir - wenn es Dir recht ist - nachher im  
Bett - sagen.

Und wenn Du einmal davon sprichst,  
dass ich Dir einen Mann suchen soll, oder  
dass Du heiraten willst, dann verhaire  
Dir nach Strich und Faden

Dein

treuer, mütiger, edler, wilder

Jaguar

Mein geliebtes Mädchen -  
ich habe ja solche grosse  
Lebenslust nach deinem  
Weibchen, warmen Mund,  
nach deinem Küssen!

An- hingegen, ich wusst  
nicht doch nicht zu lieben  
denn du bist so meist Dich  
ja gar nicht zu mir mich  
Ich arme getöhlte Person  
Hörst du nicht hier von  
der Welt weg

Das wollen ich dir mit  
angeteilt haben.



Felice 1941 auf dem Balkon der Familie Selbach in der Bornstrasse 4 in Berlin-Steglitz. Dieses Foto hatte die Gestapo dabei, als Felice abgeholt wurde.





Lilly kurz nach der «Hochzeitsnacht» im April 1943 im Grunewald.  
Es ist das erste Foto, das Felice von ihr aufnahm.

7,5 g Butter  
Erledigt  
3. 5. - 16. 5. 43

187,5 g Butter  
Erledigt  
17. 5. - 23. 5. 43

125 g Butter  
Erledigt  
24. 5. - 30. 5. 43

125 g Margarine  
Erledigt  
3. 5. -

Butter bestellt bei:

Gültig  
vom 3. 5. bis  
30. 5. 1943

# Reichsfettkarte

für Kinder von 6 bis 14 Jahren

Auf Wunsch des Verbrauchers kann, soweit verfügbar, auf die Rostabschnitte Quark in der doppelten Menge abgegeben werden.



49

K  
F



Adolf Hoch  
Margarine, Kolonialwaren, Konserven  
Butter, Obst und Gemüse  
Berlin - Schmölgendorf  
Seite Str. 25, Ruf: 89 90 50

Adolf Hoch  
Quark bestellt bei:  
Kolonialwaren, Konserven  
Butter, Obst und Gemüse  
Berlin - Schmölgendorf  
Seite Str. 25, Ruf: 89 90 50



No 031559

## Ernährungsamt Berlin

Name: Just

Wohnort: Schmölgendorf

Straße: Friedrichstraße 23

Ohne Namenseintragung ungültig! - Nicht übertragbar!

Adolf Hoch  
Räse bestellt bei:  
Kolonialwaren, Konserven  
Butter, Obst und Gemüse  
Berlin - Schmölgendorf  
Seite Str. 25, Ruf: 89 90 50

K 49  
3. 5. - 30. 5. 43

1 K  
3. 5. - 30. 5. 43

62,5 g Käse  
Erledigt  
3. 5. - 30. 5. 43

125 g Käse  
Erledigt  
3. 5. - 30. 5. 43

Das wird sich

Donnerstag 25

10  
Di

finden, wenn ich  
nicht rauche meine

~~Das wird sich~~

Donnerstag 25 Freitag 26

Es hat sich aber...  
Warten. Mama hilft und  
dann - O im Haus...  
das meine Kind, aber Felice hat  
noch nicht...  
bleibt

3 im. F. Sonntag Samstag 27

4  
Do

Nicht...  
gierig auf...  
Felice bei...

Nötizen

Felice ich habe vorhin  
Finger...  
Nacht während des...  
Geschichte

ine Seite aus Lillys Kalender in der Zeit, als Lilly im Krankenhaus lag.  
Der 25. März 1943 war »Verlobungstag«.



Lillys Tränenbüchlein, eine Abschrift von Lillys Tagebuch und aller Briefe und Gedichte, die Aimée und Jaguar einander geschrieben haben, abgeschrieben im Winter 1945.



Am 21. August 1944 an der Havel, mit dem Selbstauslöser aufgenommen  
und nach Kriegsende entwickelt.

5. VII. 44

Meine P. Annie,  
ich danke dir hier nicht ord schreiben, um viele  
Dank für deinen Brief und für alles andere. Und  
sei schon brav. Ich schreibe sehr bald, dann schreibe  
du mir wieder was, nicht wahr? Da es mir hier  
so gut ging - es ist unmöglich, von mir nicht -  
sind alle, besonders "dieser", es mit zu mir sind,  
wird es sich weiter so geben. Halte die Bäume,  
und grüß alle, die sich um dich kümmern.  
Die die Kinder sind "Speranten", das Kaktusier aller  
Liebe!

Auf Wiedersehen!

Dein  
Euer  
Im 100 Befriedigten

Joquán

Brief von Felice aus dem »Judensammellager«  
in der Schulstraße 78 in Berlin-Wedding.

DEUTSCHES REICH

3. 6. 1939.



REISEPASS

3 - PK

Nr. 47/157/39.

ab. Buch Nr. 1704/39

NAME DES PASSINHABERS

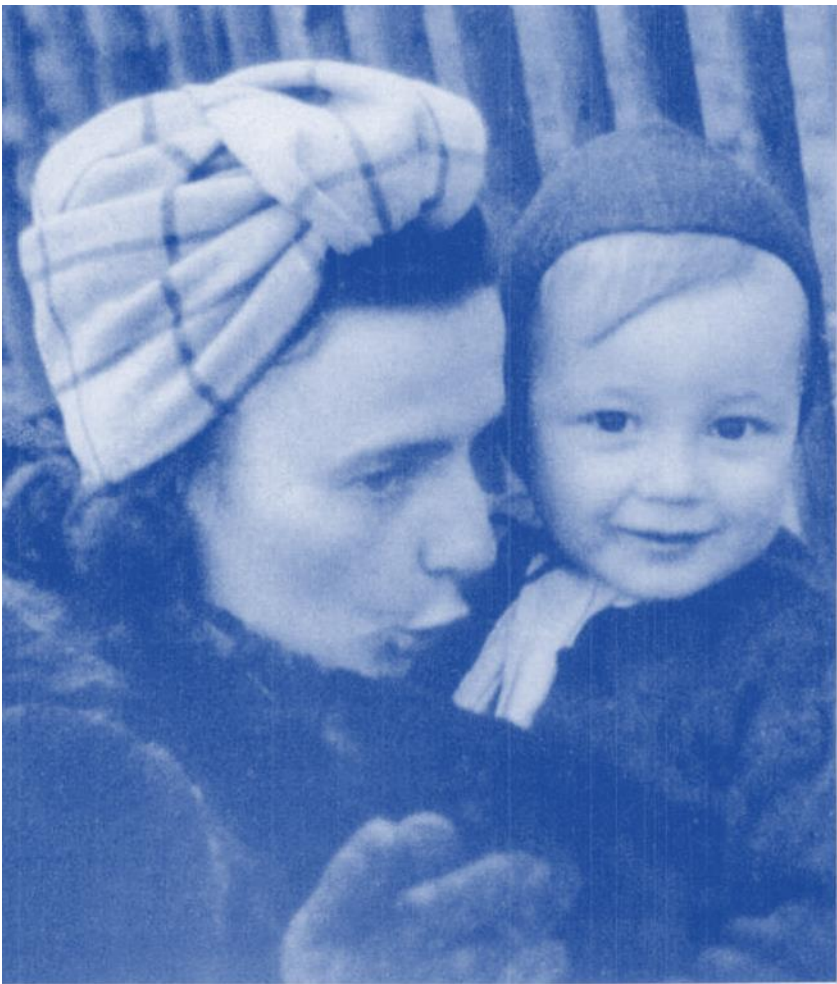
Felice Rahel Sara Schragenheim

~~BEGLEITET VON SEINER EHEFRAU~~

~~UND VON KINDERN~~

STAATSANGEHÖRIGKEIT:

DEUTSCHES REICH



Lola Sturm  
mit Albrecht im Frühjahr 1944.

		PROT — DRB	
A M 1852	A M 1852	<b>Fahrkarte Nr. M 1852</b> <b>Jizdenka čis. M 1852</b>	
		Tag der Ausg. / Den vjdeje <b>18 / 9</b> 19 <b>44</b>	
		für <u>1</u> Person voller Preis pro <u>1</u> osob plná cena	Personen halber Preis osob poloviční cena
		<b>Personenzug — Osobní vlak</b>	
		<b>B</b>	
		von ze stanice <b>THERESIENSTADT-BAUSCHOWITZ</b>	
		nach do stanice <b>Berlin Amb. Bf</b>	
		über přes <b>Lobositz Guben</b>	
		Gültig - platí 4 Tage - dny	
		<b>294</b> km	
		<b>14</b> RM <b>20</b> Rpf	
		<small>Kom 16-a-22 (28.06.36) — G. P. 807 — IX 41</small>	

Lillys Fahrkarte nach Theresienstadt.



Gebühr: .....

# Durchlaßschein Nr. 3747345 \*

Protectorat Böhmen u. Mähren



1

*Lola Sturm* *Sturm* *Sturm* *Sturm*  
geb. am *25. 7. 18* in *Könnau* Kreis *(Beruf)*

wohnhaft in *Gl. Schwarzenhof, Friedriehstr.*  
*(Gemeinde, Straße oder Platz, Hausnummer, Gebäudeteil)*

ist berechtigt, unter Vortage  
de *4* *Arbeitskarte*  
*(Bezeichnung des amtlichen Lichtbildausweises)* Nr. *A 04233*

ausgestellt von de *in Landrat*  
*(Ausstellungsbehörde)*  
in *Fremwaldau* am *27. 12. 43* in der Zeit

vom *27. 12. 1943* bis zum *31. 12. 1943*  
*(Monatsangabe in Worten)*

einmal\* → und zurück\* — **wiederholt\*** über die amtlich zuge-  
lassenen Grenzübergangsstellen nach  
**Protectorat Böhmen u. Mähren**

*(Angabe des Zielgebiets oder der Zielgebiete in roter Schrift)*

zu reisen.  
Reisezweck: *zur Zubereitung*  
*Berlin-Charlottenburg 5* den *26. SEP. 1944*  
*Kottbus 1*

**Der Polizeipräsident**  
**Polizeiamt Charlottenburg**  
*(Dienststelle)*

*(Unterschrift)*  
*Lilly*  
\* Nichtzutreffendes streichen.  
A 88 (6. 43) Reichsdruckerei, Berlin



Der auf Lola Sturm ausgestellte Durchlaßschein, mit dem Lilly nach Theresienstadt fuhr.

5 h Felice Schragelke in  
Theresienstadt (Pr. 1881?)  
Bahnhofstr. 6

POSTKARTE  
DOPISNIK



Herrn

Ludwig Heistadt

① Berlin N 65  
Müllerstr. 60

ANTWORT NUR ÜBER DIE  
REICHSVEREINIGUNG DER JUDEN  
IN DEUTSCHLAND BERLIN N 65  
IRANISCHESTR. 2

Postkarte von Felice aus dem KZ Theresienstadt.

14. 11. 44

Meine Lieben, vielen, vielen Dank für Brot, Reis und  
Brottaufschnitt! Die Postzensurierung gilt auch für hier  
indass ich für einmal in 4 Wochen schreiben kann, was  
und wo. Adressat nur einmal in 4 Wochen schreiben, das  
und zwar über die Reichsvereinigung. Pakete

allerdings sind weiterhin insbesondere  
nicht wie bisher direkt an mich zu richten. Sie dürfen  
keinerlei schriftliche Witterungen enthalten und  
werden täglich ausgelesen. Ich werde sie immer die  
eine vorgedruckte Karte bestätigen!

Heute ich ~~noch~~ ~~mit~~ bis ~~weiter~~ ~~Todes~~tag. Ich bin gesü  
und hoffe, dass es Euch auch gut geht!

Viele herzliche Grüße und Küsse  
von Eurer Felice Schragelke

Postkarte von Felice aus dem KZ Theresienstadt.



Dr. Rose Ollendorf, genannt Petel, eine der «drei Hexen».



Der Journalist Fritz Sternberg, einer von Felices Freunden, in Auschwitz ermordet.

Kennort:	<i>Ludwig</i>
Kennnummer:	<i>ca. 400.407</i>
Gültig bis:	<i>3. Oktober 1944</i>
Name:	<i>Friedlaender</i>
Nachnamen:	<i>Mar. Liebs</i>
Geburtsort:	<i>5 April 1894</i>
Geburtsort:	<i>Ludwig</i>
Beruf:	<i>ingen.</i>
Innenbüchliche Kennzeichen:	<i>Primo</i>
Außenbüchliche Kennzeichen:	<i>Primo</i>
Bemerkungen:	<i>Primo wie Name Liebs ist aus dem Namen</i>

	Weitere Selbstdarstellungen 
	Kleiner Selbstdarstellungen 
Lucie Anna Friedlaender (Inhaberin des Kennfortschreibens) am <i>12. Oktober 1939</i> ist Polizeipräsident in Berlin. (Oberstaatssekretär) <i>Liebs</i> (Unterschrift des ausfertigen Beamten)	

Lucie Friedlaenders Kennkarte aus dem Jahre 1939.

Mein Liebes -  
eben kommt die Schwester  
und sagt, wir müssen  
hier weg.

Ach und halt die Säulen  
Immer Deine

F.

Felices letzter Brief aus dem Trachenberger Krankenhaus, in das sie, an Scharlach erkrankt, aus dem KZ Gross-Rosen gebracht wurde, geschrieben am 14. oder 15. November 1944.





Lilly im Frühjahr 1947.

15/8.45.

Frl. Schragenheim  
ist denselben Weg wie meine Tochter  
festen genommen u. dieselbe  
Brosche auch in

Bergen-Belsen

im. Heißerwindweg 18-13<sup>45</sup>

Leipzig  
18<sup>45</sup>-19<sup>45</sup>  
Dr. Grünberger

Dr. Grünbergers Brief an Lilly:  
Frl. Schragenheim ist denselben Weg wie meine Tochter gegangen ...»

5.6.46.

Sehr geehrte Frau Wust !

Gestern erhielt ich Ihre w. Zeilen v. 2.2., abgestempelt am 16.5. u. bedauere ich Ihnen nur nochmals mitteilen zu müssen, dass ich Ihre Freundin niemals unterwegs getroffen habe. Auch meine Erkundigungen bei anderen KZ Kameraden führten zu keinem Erfolg. Sie wird wohl das Schicksal von Millionen KZ Kameraden leider geteilt haben. Mit besetzten Güssen

Hanne-Lore Grünberger

## SUCHDIENST FÜR VERMISSTE DEUTSCHE

IN DER SOWJETISCHEN BESATZUNGSZONE DEUTSCHLANDS

Frau  
Elisabeth W u s t

(1) Berlin-Schmargendorf  
Friedrichshaller Str. 23

BERLIN WB  
KANONIERSTRASSE 35

Ihre Zeichen

Ihre Nachricht vom

Unsere Nachricht vom

Unser Zeichen  
O.d.F.  
Ga/Kö.

Datum  
1.10.47

Betreff

Felicitas Schragenheim  
geb. 9. 3. 1922 in Berlin

Die Kartei des Magistrats von Groß-Berlin ist von uns übernommen worden. Auf Grund unserer Nachforschungen können wir Ihnen die Mitteilung machen, daß die Obengenannte am 8. 9. 1944 mit dem Transport 14890 - I/116 von Berlin nach Theresienstadt und von dort am 9.10.1944 mit dem Transport Bp - 342 nach Auschwitz deportiert wurde.

Die Suchaktion wird fortgesetzt und bei weiteren Ermittlungsergebnissen werden Sie erneut benachrichtigt.

Suchdienst für vermißte Deutsche  
in der sowjetischen Besatzungszone

Um eventuelle Rückfragen zu vermeiden, bitte bei Beantwortung unser Aktionszeichen angeben

Telegrammadress: Suchdienst Berlin Fernruf 42 56 71 Postcheckkonto Berlin 1050 00, Homburg 222 44 Bankkonto: Berliner Stadtkontar, C 2, Kurstr 36-51



Jüdische Gemeinde  
zu Berlin

Berlin N 4, den 11.3.1948 /Bau.  
Oranienburger Str. 28

geg./\_\_\_\_\_

Frau Elisabeth W u s t

Berlin-Schmargendorf  
Friedrichshallerstr. 23

Betr.: Palice Schragenheim, geb. 9.3.1922 in Berlin

Im Besitze Ihres gefl. Schreibens vom \_\_\_\_\_ müssen wir  
Ihnen leider mitteilen, daß der/die Obengenannte (n) mit dem  
14890-I/116 Transport am 8.9.1944 nach Theresienstadt und v. dort am  
am 9.10.1944 mit dem Transport Sp - 348 nach Auschwitz  
deportiert worden ist/wird

Der/die Betreffende (n) ist/wird nicht zurückgekehrt und  
daher in unseren Listen nicht verzeichnet.

Wir bedauern, Ihnen keinen günstigeren Bescheid übermit-  
teln zu können und zeichnen

mit vorzüglicher Hochachtung  
Jüdische Gemeinde zu Berlin

~~XXXXXXXX~~  
Jüdische Gemeinde zu Berlin  
Abteilung Kataster und Registratur  
Sabatsky

*Sabatsky*



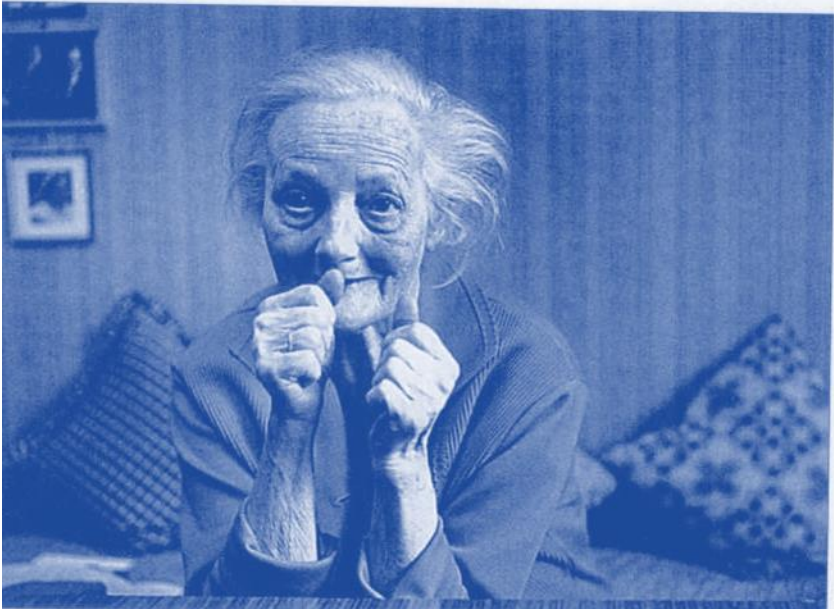
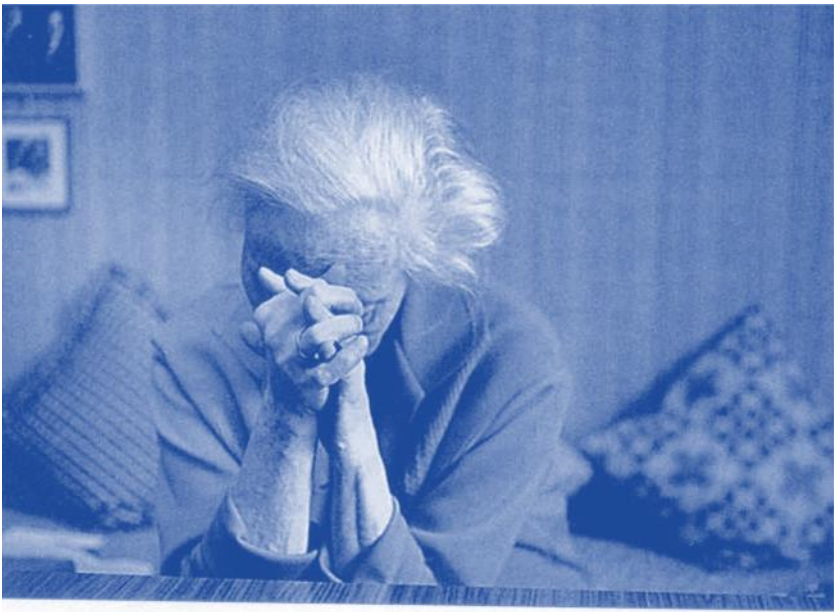
Felice, aufgenommen von Lilly im Januar 1944



Lilly Wust im Frühjahr 1993.



Lilly Wust und die Autorin im Februar 1991.



Lilly Wust im Februar 1991.

ANCHEE MIN  
**ROTE AZALEE**

Ein Frauenleben in China

Titel der Originalausgabe: *Red Azalea*

Aus dem Englischen von Werner Peterich Gebunden

*Rote Azalee* ist der berührende Lebensbericht einer jungen Chinesin über den Alptraum ihrer Jugend in den Wirren der Kulturrevolution, den sie erst überwand, als sie 1984 in die USA emigrierte.

«Anchee Min berichtet mit unnachgiebiger Genauigkeit über Augenblicke eines aus den Fugen geratenen Lebens, darüber, wie sie sich nach der Liebe sehnt und zugleich diejenigen betrügt, die sie lieben. Ohne jemals didaktisch zu werden, zeigt sie uns, wie leicht man in der Unmenschlichkeit versinkt, aber auch, wie schwer es ist, die Menschlichkeit auszulöschen ... Ich weiss nicht, wo ich beginnen und wo ich enden soll, *Rote Azalee* zu preisen.»

Amy Tan, Autorin von («Die Frau des Feuergottes» und «Töchter des Himmels»)

KIEPENHEUER & WITSCH

BEN OKRI

**DIE HUNGRIGE STRASSE**

Roman

Titel der Originalausgabe: *The Famished Road*

Aus dem Englischen von Uli Wittmann

Gebunden

Der Roman *Die hungrige Strasse* des nigerianischen Autors Ben Okri ist ein literarisches Ereignis. Azoro, der Held und Ich-Erzähler, ist ein Geisterkind, das aus der Geisterwelt zu seinen Eltern zurückgekehrt ist und mit besonderer Intuition die reale Welt der Armut wahrnimmt und erfährt. Ein Roman voller turbulenter Ereignisse, Poesie, Witz und Magie.

KIEPENHEUER & WITSCH

IRINA LIEBMANN  
**IN BERLIN**

Roman

Gebunden

In einer hochmodernen Erzählform und Sprache gelingt es Irina Liebmann, das Innere eines Lebens und das Äussere der Stadt Berlin zugleich zu erzählen. Aber auch die Geschichte des zerschnittenen Landes und seine Gegenwart. Wenn man die Lektüre beendet hat, ist es, als wachte man aus einem Traum auf, in dem die Dinge plötzlich genauer und schärfer zu sehen waren als im Wachzustand, eine Analyse der Gegenwart mit den Mitteln der Poesie – ein literarisches Ereignis. Man kommt nicht umhin, in der Ferne an Alfred Döblins «Berlin Alexanderplatz» zu denken, mit dem *In Berlin* eine unausgesprochene Zwiesprache hält.

KIEPENHEUER & WITSCH



ZEHRA ÇIRAK

## FREMDE FLÜGEL AUF EIGENER SCHULTER

Gedichte

Englische Broschur

Auch in ihren neuen Gedichten setzt Zehra Çirak, die im Labyrinth zwischen den Kulturen aufwuchs, sich und ihre Sprache dem Experiment lust-angstvoller Veränderung aus. Sie verrückt Dinge, Gedanken und Wörter so, dass eine Atmosphäre der Gewalt und Bedrohung entsteht. Der «heimatlose Besen», der nicht mehr vor der eigenen Tür kehrt, fegt jetzt «in verhexten Lüften».

«Voll melancholischen Charmes und sensibler Subjektivität spielt sie in ihren Gedichten mit vertrauten Wörtern und Sätzen, die überraschend in einem neuen Licht erscheinen», heisst es in der Verleihungsurkunde zum Förderpreis des Friedrich-Hölderlin-Preises, den Zehra Çirak 1993 erhielt.

KIEPENHEUER & WITSCH

LILIAN FASCHINGER  
**FRAU MIT DREI FLUGZEUGEN**

Erzählungen

Leinen

Äusserlich scheint in diesen Geschichten alles normal. Von Singles und Paaren ist die Rede, wie sie leben, arbeiten, sich vergnügen. Aber unter der Oberfläche spielen sich kleine Dramen ab – die Welt der Lilian Faschinger ist nicht geheuer...

KIEPENHEUER & WITSCH

RUTH MARTON

**MEIN FREUND BONI**

Erinnerungen an Erich Maria Remarque

Gebunden

Von der mehr als 30jährigen Freundschaft mit Remarque, die sich aus einer flüchtigen Begegnung entwickelte, erzählt Ruth Marton in ihren Erinnerungen. Ein intimes Porträt, das zum ersten Mal Remarque aus dem Schatten seines Ruhms herausholt und ihn als Menschen zeigt.

KIEPENHEUER & WITSCH

NATHALIE SARRAUTE  
**Du LIEBST DICH NICHT**

Roman

Titel der Originalausgabe: *Tu ne t'aimes pas*

Aus dem Französischen von Erika Tophoven-Schöningh Leinen

«Nathalie Sarrautes Buch ist ein Meisterwerk: zuerst einmal das Meisterwerk einer Moralistin, eine wesentliche Reflexion über das Sem; und dann ein stilistisches Meisterwerk, frisch, lebendig, anregend, von einer fröhlichen Boshaftigkeit.»

KIEPENHEUER & WITSCH

HERRAD SCHENK

AM ENDE

Roman

Gebunden

Mit grossem Einfühlungsvermögen und sensibler Hellsicht dringt Herrad Schenk in die innere *terra incognita* des alten Menschen vor. Für Elli, die mit ihrem durch einen Schlaganfall gelähmten und stummen Mann zusammenlebt, wird die letzte Lebensphase zu einem zähen Kampf um ihr bisheriges Leben, ihre Würde und ihre Liebe. Wir erkennen plötzlich die verborgenen Motive hinter der Sprachlosigkeit in diesem Kapitel der menschlichen Biographie, das die Summe des ganzen gelebten Lebens ist.

KIEPENHEUER & WITSCH